BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

Die Familie H.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ankunft. — Thee. — Portraits.

Gegen Ende des Februars 1829 befand ich mich eines Abends am Schanz=Thore, auf die gezwungene Visite des Visitators wartend, um nach Erledigung derselben in Schwedens Hauptstadt einzuziehen; bei einem entsetzlichen Schneegestöber saß ich nun da in einem kleinen offenen Schlitten, erfroren, müde und schläfrig und daher, wie Deine mitleidige Seele, meine huldvolle junge Leserin, finden wird, in grade keiner beneidenswerthen Lage.

Mein armer Gaul, welcher den Husten hatte, hustete und schnaufte. Der Kerl, der meinen Schlitten fuhr, schlug die Arme kreuzweise über den Leib, um sich zu erwärmen. Der Sturm heulte und der Schnee wirbelte um uns her. Ich machte die Augen zu und wartete; was ich oft gethan und bei allen Schneegestöbern, sowol in wie außer dem Hause, immer für das Beste befunden hatte, wenn man nicht glücklich genug ist, ihnen entfliehen zu können. Endlich ließen sich langsame Schritte auf dem knarrenden Schnee vernehmen. Der Visitator näherte sich, seine Laterne in der Hand. Er hatte eine rothe Nase und sah unglücklich aus. Ich hielt ein Geldstück in der Hand und wollte es unvermerkt in die seinige schieben, um mir damit Ruhe und ungestörte Durchfahrt zu erkaufen. Er zog seine Hand zurück: „Es ist nicht nöthig," sagte er trocken, aber höflich. „Ich werde Ihnen nicht viel Be=

schwerde machen," fuhr er fort, indem er meine Mantelsäcke vorzuziehen oder in meinen Paqueten und Schachteln umherzustöbern begann. Ich sah mich nicht ohne Verdruß genöthigt, auszusteigen. Misgelaunt und mit geheimer Schadenfreude steckte ich mein Geld wieder in den Ridicule und dachte: „Nu, nu, er soll dessen überhoben sein, etwas für seine Mühe zu haben!"

Indessen knüpfte mein gesprächiger Kutscher ein Gespräch mit ihm an. „Es ist ein rasend abscheuliches Wetter heute Abend, lieber Herr! — „Ja" — „Ich meine, Er könnt's angenehmer haben, wenn Er in der warmen Stube säße und ein Schlückchen tränke, statt sich die Finger abfrieren zu lassen, um uns hier aufzuhalten, wofür Ihm doch Niemand dankt!" — Keine Antwort. — „Ich möcht' etwas drum geben, wenn ich jetzt bei meiner Alten am warmen Feuerherd sitzen und meine Sonntagsgrütze essen könnte. Das würde schmecken, Herr!" — „Ja, ja." — „Ist Er verheirathet?" — „Ja." — „Hat Er Kinder? — „Ja." — „Na, wie viele denn?" — „Vier." Und ein tiefer Seufzer folgte dieser Antwort. — „Vier! nun, da hat Er Magen genug zu füllen. Aha! jetzt glaubte Er wol, etwas Contrebande ertappt zu haben — Käse, lieber Herr, Käse, sieht Er; ja, Er mag sich den Mund wischen, — ich wette, daß Er mehr Lust hat, in ihn als in den Mond zu beißen. — Na, sieht Er denn nicht, daß es nur ein Butterfäßchen ist? u. s. w. — Nachdem der Visitator sich überzeugt hatte, daß nur eine gewaltige Menge von Käsen, Semmeln und Pfefferkuchen den vornehmsten Bestandtheil der Ladung des Schlittens ausmachte, setzte er Alles wieder aufs genaueste in Ordnung, gab mir die Hand, um mir in den Schlitten zu helfen, und hüllte sorgfältig die Pelzdecken um mich. Mein Mismuth war mittlerweile ganz verschwunden. „Es ist," dachte ich, „die Schuldigkeit der armen Visitatoren, die Pest und Plage der Reisenden zu sein, und dieser ist die meinige auf die höflichste Weise in der Welt gewesen." Und während er

fortfuhr, Alles gewissenhaft und sorgfältig in den früheren Zustand zurückzubringen, erhoben sich in meiner Seele allerlei Vorstellungen, die mich noch milder stimmten. Die rothe erfrorene Nase, das niedergeschlagene Aussehen, die steifen Finger, die vier Kinder, das Schneegestöber, der finstere, schauerliche Abend, alles Dies bewegte sich vor mir, wie die Schatten in einer Camera obscura, und mir ward davon ganz weich ums Herz. Ich fühlte wieder nach dem Gelde, ich dachte an einige Semmeln und einen Käse zur Abendmahlzeit für die vier Kinder; aber während ich fühlte, während ich dachte, öffnete der Visitator den Schlagbaum, nahm höflich den Hut ab, und ich fuhr hastig durchs Thor, wollte Halt! rufen, aber that es nicht! Mit beklommenem Herzen und mit einem unbehaglichen Gefühle, als hätte ich etwas Kostbares auf dem Wege verloren, fuhr ich durch die Stadt und sah in den weißen Schneewirbeln vor mir wie in einem Transparente die erfrorene rothe Nase und das trübselige Gesicht, auf welchem ich so leicht, wenigstens für einen Augenblick, eine heitere Miene hätte hervorrufen können.

Wie manche Gelegenheit, in größerem oder geringerem Maße Gutes zu thun, geht nicht durch Unentschlossenheit verloren! Während wir uns fragen: „Soll ich, oder soll ich nicht?" entflieht der Augenblick, und die Freudenblume, die wir hätten geben können, ist verwelkt und kann oft von keiner reuevollen Thräne mehr wieder belebt werden.

So dachte ich niedergeschlagen, während mein Schlitten sich langsam durch den tiefen Schneesand der Straßen bewegte, gar oft in einen Rinnstein hinabsank und mühsam wieder heraufgezogen wurde. Der Sturm blies die Lichter in den Laternen aus und die Straße ward fast allein von dem strahlenden Lichte der Läden erhellt. Hier sah ich einen Herrn, der nahe daran war, den Mantel zu verlieren, und als er ihn fester um sich hüllte, wehte ihm der Wind den Hut ab; dort eine Dame, welche, indem sie mit der einen Hand den Hutschirm, mit der andern ihren Mantel fest-

hielt, blindlings, aber muthig auf eine Obstbude losging, deren spitznäsige Vorsteherin sie mit scharfer Stimme bittet, sich besser vorzusehen.

Hier heulte ein Hund, dort fluchte ein Kerl, der seinen Karren mit dem eines andern zusammengefahren hatte; fröhlich pfeifend ging unter dem Schneegestöber und dem Unwesen, welches seinen ruhigen Kindessinn nicht störte, ein kleiner Junge dahin. Oftmals auch eilte ein gedeckter Schlitten mit angezündeten Laternen kometengleich seine strahlende Bahn dahin und trieb Menschen und Vieh bei Seite. Dies war Alles, was ich an diesem Abende von der großen, prächtigen Hauptstadt sah und hörte. Um mich zu ermuntern, begann ich, an die liebenswürdige Familie, in deren Schoße ich mich bald befinden würde, an die frohe Veranlassung, die mich dorthin führte, und an noch andere heitere, helle und die Seele erwärmende Dinge zu denken, die ich in meiner Erinnerung zusammenbringen konnte. Endlich machte mein Schlitten Halt. Mein Kutscher rief: „Jetzt sind wir da!" und ich sagte mir entzückt: „Jetzt bin ich also hier!" und hörte bald um mich viele Stimmen, welche in verschiedenen, aber freudevollen Tönen ausriefen: „Guten Tag! guten Tag! guten Abend! willkommen! willkommen!" Ich, meine Semmeln, Käse, Pfefferkuchen, wir waren alle herzlich willkommen und wurden in ein gemüthliches, warmes Zimmer gebracht. Eine halbe Stunde später saß ich in einem schönen und wohlbeleuchteten Gesellschaftszimmer, wo Oberst H. und seine Familie versammelt waren. Die Theestunde war herangekommen und von dem siedenden Kessel stieg eine wirbelnde Dampfwolke empor, die über den schimmernden Tassen schwebte; die mit Kuchen, Zwiebäcken und Brezeln gefüllten Körbe bedeckten den geräumigen Theetisch. Telemach, als er aus dem Tartarus in die elyseischen Felder kam, konnte nicht größere Zufriedenheit empfunden haben, als ich, da ich nun von meiner Schneegestöber-Reise in den freundlichen Hafen des Theetisches eingelaufen war.

Die fröhlichen, anmuthigen Wesen, die sich um mich bewegten, das gemüthliche Zimmer, die Lichter, welche in gewissen Augenblicken nicht wenig dazu beitragen, die Seele hell zu machen, der erwärmende Trunk, den ich genoß — Alles war belebend, ermunternd. Alles war . . . . Ach, glaubst du wol, mein Leser, — daß die erfrorene Nase dort am Thore mitten unter meinem Wonnegefühl sich an den Rand meiner Theetasse stellte und mir deren Nektar verbitterte? Ja freilich that sie es — und ich glaube, ich wäre weniger erschrocken gewesen, wenn ich meine eigne doppelt gesehen hätte. Um mir meine Ruhe vollkommen wiederzugeben, sagte ich mir, ich wolle morgen meine Unachtsamkeit wieder gut machen; und mit diesem Vorsatze auf Morgen zufriedengestellt, saß ich jetzt nach meiner Gewohnheit still in einer Ecke des Zimmers, indem ich an meinem Strumpf strickte, dann und wann aus einer Theetasse schlürfte, die auf einem kleinen Tische neben mir stand, und unbemerkt, aber aufmerksam das sich vor mir befindliche Familiengemälde betrachtete. Oberst H. saß in der einen Ecke des Sophas und legte Patience; blocade de Copenhague, glaube ich. Er war lang und kräftig gebaut, aber mager und hatte ein kränkliches Aussehen. Seine Gesichtszüge waren edel und aus seinen tief eingesunkenen Augen drang ein durchdringender aber ruhiger Blick hervor, der meistens den Ausdruck einer fast göttlichen Güte hatte, besonders wenn er ihn auf seine Kinder heftete. Er sprach selten, besonders hielt er niemals Reden, aber seine Worte, langsam und mit einer gewissen ruhigen Kraft ausgesprochen, hatten gewöhnlich die Wirkung von Orakelsprüchen. Ernst und Milde herrschten in seinem ganzen Wesen. Er hielt sich fast seltsam gerade, und ich habe immer geglaubt, dies rühre weniger von seiner Gewöhnung an militairische Haltung her, als von der unbeugsamen Redlichkeit, der Festigkeit und Aufrichtigkeit, welche den Grundzug seines Charakters bildeten und sich in dem Aeußern abspiegelten.

Er mischte sich nicht in die Unterhaltung, welche an diesem Abende mit vieler Lebendigkeit von seinen Kindern geführt wurde; aber zuweilen ließ er eine trocken-witzige Anmerkung fallen, welche von einer Miene begleitet wurde, die so schelmisch komisch war und zu gleicher Zeit so viele schonende Güte gegen Denjenigen, der sich dieselbe zuzog, ausdrückte, daß dieser zugleich Verlegenheit und Vergnügen dabei empfand.

Seine Gemahlin, die gnädige Frau, (wie ich sie noch aus alter Gewohnheit nennen muß), saß in der andern Sophaecke und strickte Filet, aber ohne besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit. Sie schien selbst in jüngern Jahren nicht schön gewesen zu sein, hatte aber, besonders wenn sie sprach, etwas Gutes, Interessantes und Lebhaftes, das man mit Vergnügen betrachtete. Etwas Zärtliches, etwas Unruhiges lag in ihrem Wesen, vorzüglich in ihren Augen. Man las dort, daß sie unaufhörlich jenes lange, unendliche Promemoria von Gedanken und Sorgen auf dem Herzen trug, welches für eine Gattin, Mutter und Hausfrau mit Mann und Kindern beginnt, alle Angelegenheiten, alle die kleinsten Zweige des Hauses und des Haushalts durchläuft und nicht einmal bei dem Staubatome ein Ende hat, welches fortgeblasen werden muß und doch immer wieder fällt.

Die zärtlichen und unruhigen Blicke der gnädigen Frau ruhten an diesem Abende recht oft auf Emilien, der ältesten Tochter, mit einem Ausdrucke zugleich von Freude und Schmerz. Ein freundliches Lächeln schwebte über die Lippen und Thränen blinkten an den Augenlidern; aber in dem Lächeln wie in den Thränen strahlte innige und warme Mutterliebe.

Emilie schien die Blicke der Mutter nicht zu merken, denn sie servirte ganz ruhig mit ihren weißen, schönen Händen Thee, während sie durch eine würdige Miene, die sie annahm, den Possen ihres Bruders Karl ein Ende zu machen suchte, der unter den Theegeräthschaften alle die Verwirrung anrichtete, welche, wie er versicherte, in dem

eignen Herzen der lieben Schwester herrschte. Sie war von mittelmäßiger Größe, gedrungen, aber wohl gewachsen. Blond, weiß, aber ohne regelmäßige Schönheit in den Zügen, war ihr anmuthiges Gesicht besonders einnehmend durch den Ausdruck von Reinheit, Güte und Aufrichtigkeit, der über demselben ruhte. Sie schien ihres Vaters ruhigen Charakter, jedoch mit mehr Heiterkeit verbunden, geerbt zu haben; denn trotz ihrer angenommenen Würde lachte sie oft, und zwar so herzlich, daß sie alle Andern verleitete, ihr Gesellschaft zu leisten.

Es kleidet sehr wenige Personen, wenn sie lachen; auch gewahrt man Manchen, der bei dieser Aeußerung der Freude das Tuch zum Gesichte führt, um das Unbehagliche zu verbergen, welches durch die zusammengekniffenen Augen, die Bewegungen des erweiterten Mundes u. s. w. entstehen könnte. Emilie würde, wenn sie auch nöthig gehabt hätte diese Vorsichtsmaßregel anzuwenden, es dennoch verschmäht haben; — ihr Charakter war auch in den geringfügigsten Dingen gar zu einfach und aufrichtig, um ein einziges gefallsüchtiges Manoeuvre zu machen. Sie hatte jedoch in diesem Falle durchaus keine Veranlassung dazu, denn ihr Lachen war ungemein reizend, sowol weil es so naiv und innig war, als weil es die schönsten weißen Zähne sehen ließ, die je einen niedlichen und frischen Mund schmückten; doch daran dachte sie nicht.

Wäre ich ein Mann gewesen, so würde ich beim ersten Anblick Emiliens gedacht haben: „Sieh da meine Frau! (NB. wenn sie will.).“

Und dennoch war Emilie nicht in allen Dingen so, wie sie schien, oder vielmehr, sie besaß einen guten Theil von jenen Inconsequenzen, die auch mit der edelsten Menschennatur verflochten und vereint sind, wie etwa die Knoten in einem fast feinen und sorgfältig gearbeiteten Gewebe.

Uebrigens stand Emilie nicht mehr in der ersten Ju-

gend, und Du, meine junge sechszehnjährige Leserin, wirst sie vielleicht sehr, sehr alt finden. „Wie alt war sie denn wol?“ frägst du nun. Sie hatte soeben ihr sechsundzwanzigstes Jahr zurückgelegt. „Uh! das war ja entsetzlich! Sie ist ja eine ganz alte Person!“ Nicht so entsetzlich, nicht so alt, mein Rosenknöspchen. Sie war nur eine Rose in ihrer vollen Blüte; dies war auch die Meinung des Herrn . . . . Doch hiervon später.

Ich beklage den Maler, der den schweren Auftrag erhält, Juliens Portrait anzufertigen; denn sie ist ein perpetuum mobile in mehr als Einer Hinsicht. Bald spielt sie ihrem Bruder, der nie eine Schuld dieser Art unbezahlt läßt, Schelmenstreiche; bald beschäftigt sie sich auf die eine oder die andere Weise mit den Schwestern. Zuweilen putzt sie die Lichter und löscht sie aus, um das Vergnügen zu haben, sie wieder anzuzünden, bringt die Bänder an der Haube ihrer Mutter in Ordnung oder in Unordnung und schleicht sich dann und wann hinter den Obersten, legt ihren Arm um seinen Hals und küßt seine Stirne. Sein Ausruf: „Laß mich in Ruhe, Mädchen!“ schreckt sie keineswegs ab, bald wiederzukommen.

Ein reizendes Köpfchen, um welches reiche Flechten blonden Haares eine Krone bilden, blaue lebhafte Augen, dunkle Wimpern und Augenbrauen, eine wohlgebildete Nase mit einer kleinen vornehmen Bucht, ein etwas großer aber schöner Mund, kleiner zarter Wuchs, kleine Hände und kleine Füße, die lieber tanzen als gehen wollen, — seht, da habt ihr Julie bei ihren achtzehn Jahren.

Bruder Karl, — ach, bitte um Entschuldigung — Cornet Karl war drei Ellen lang, wohl gewachsen und leicht in seinen Bewegungen — Dank sei es der Natur, der Gymnastik und Julien. Er hat manche eigne bergfeste Ideen, unter denen drei seine Lieblingsideen sind. Erstens: das schwedische Volk sei das allererste und vorzüglichste Volk in Europa. Diese streitet ihm Niemand in der Familie ab. — Zweitens: er könne sich niemals

verlieben, weil er zwanzig Jahre alt geworden, ohne auch nur ein einziges Mal sein Herz klopfen gefühlt zu haben, während so Manche von seinen glücklicheren Genossen vor lauter Liebe toll geworden. „Das kommt schon!" sagt der Oberst; Julie sagt, er werde sich noch bis über die Ohren verlieben. Emilie seufzt und bittet Gott, er möge ihn davor behüten. Drittens glaubt der Cornet, er sei so häßlich, daß er sogar Pferde erschrecken könne. Julie sagt, diese Eigenschaft könne ihm sehr nützlich sein bei einem Angriffe gegen eine feindliche Cavalerie; aber sie sowol wie ihre Schwestern und viele Andere betrachten den offenen, redlichen, männlichen Ausdruck im Gesichte des Bruders als einen vollkommenen Ersatz für die mangelnde Schönheit der Züge. Oft wiederholt sie ihm zu einer geheimen kleinen Freude, wie ungemein häßlich und unerträglich sie Herrn P. mit dem schönen Apollokopfe ohne Ausdruck und Leben finde. Cornet Karl liebt seine Schwestern zärtlich und erzeigt ihnen jeglichen Dienst, der in seiner Macht steht, vorzüglich den, ihre Geduld zu üben.

Neben ihrem Vater saß die jüngste der Töchter, die siebzehnjährige Helene. Bei dem ersten Blicke, den man auf sie warf, war man im Begriff, sie zu beklagen, beim zweiten, ihr Glück zu wünschen. Sie war häßlich und buckligt, aber aus ihrem ungewöhnlich klaren Auge strahlten Verstand und Heiterkeit. Sie schien jene Festigkeit und Ruhe des Charakters, jene Klarheit, Beständigkeit und Munterkeit des Gemüths zu besitzen, welche eine zuverlässigere Bürgschaft für die Ruhe und das Glück des Lebens ausmachen, als alle entzückenden äußeren Reize, die von der Welt so gefeiert und geliebt werden. Sie arbeitete mit Eifer an einem Kleide von weißem Seidenzeuche und sah von ihrer Arbeit nur auf, um Emilien freundlich und bedeutungsvoll zuzuwinken, oder um zu ihrem Vater einen Blick ehrfurchtsvoller, fast anbetender Zärtlichkeit zu erheben.

Man könnte fast glauben, daß der Oberst von allen seinen Kindern dies von der Natur körperlich so verwahr-

loste am meisten liebte; denn oft, wenn Helene ihren Kopf an des Vaters Schulter lehnte und ihren liebenden Blick zu ihm erhob, beugte er sich herab und küßte ihre Stirne mit einem Ausdrucke, der sich nicht beschreiben läßt. An der andern Seite des Obersten saß noch eine junge Dame; — seine Bruderstochter. Man hätte sie für eine antike Statue halten können: so schön, so marmorweiß, so unbeweglich war sie. Schönere dunkle Augen als die ihrigen konnte man nicht sehen. Aber ach, sie verdiente gewiß bemitleidet zu werden. Diese schönen Augen sollten niemals mehr das Licht der Erde schauen. Sie hatte seit vier Jahren den schwarzen Staar. Was in der Tiefe ihrer Seele herrschte, ob Sturm oder Ruhe, das war schwer zu sehen, — die Spiegel derselben waren verdunkelt und etwas Starres, Kaltes, fast Halbtodtes lag in dem Aeußeren und wies alle fragenden Blicke zurück. Es kam mir vor, als hätte sie in einem Gefühle stolzer Verzweiflung in dem Augenblicke, wo der Urtheilsspruch des Schicksals ihr verkündigte: „Du sollst das Licht nicht mehr schauen!" einen theuren Eid geschworen: „Niemand soll meinen Schmerz sehen!"

Noch eine kleine Gruppe muß in meinem Gemälde hervorkommen; die Gruppe nämlich im Hintergrunde des Zimmers, bestehend aus Magister Nup, der durch seine Gutmüthigkeit, seine Belesenheit, Schweigsamkeit, Kurzsichtigkeit, seine aufgestülpte Nase und seine Zerstreutheit sich auszeichnet, nebst seinen Schülern, dem kleinen Axel und dem kleinen Claes, den jüngsten Söhnen des Obersten, bemerkenswerth wegen ihres absonderlichen Wohlgedeihens und ihrer Plumpheit, weshalb sie auch in der Familie gewöhnlich den Beinamen die „kleinen Dicken" hatten.

Der Magister hockte, nach drei Recidiven von Feuersbrunst in seinem Toupet, noch unverzagt mit der Nase über dem Buche in möglichst naher Nachbarschaft mit dem Lichte. Die „kleinen Dicken" aßen Brezeln, spielten

mit Knoten und warteten auf eine vierte Illumination am Kopfe des Magisters, deren Herannahen sie einander dann und wann durch freundliche Püffe und Ausrufungen wie: „Sieh jetzt! warte jetzt! jetzt kommt's!" zu erkennen gaben.

Jetzt gelüstet mich ungemein, zu wissen, ob nicht Jemand meiner liebenswürdigen jungen Leser entweder aus Artigkeit oder aus etwas Neugierde eine nähere Beschreibung der Person haben möchte, welche in einer Ecke des Gesellschaftszimmers sitzt, schweigt, ihren Strumpf strickt, dann und wann aus einer Tasse Thee nippt und ihre Bemerkungen über die Gesellschaft macht.

Um keinen von mir geahnten Wunsch meiner Leser unerfüllt zu lassen, will ich auch von ihr eine Skizze entwerfen. Sie gehört zu jener Klasse von Personen, über deren Existenz eine einfältige Mitschwester sich so ausließ: „Bald soll man sein, als wäre man überall da; bald auch soll man sein, als wäre man gar nicht da." Dies seltsame Dasein gehört im Allgemeinen der Person an, welche, ohne zur Familie zu gehören, in dieselbe zur Gesellschaft, zur Mithülfe, zu Rath und That in Leid und Freud aufgenommen ist. Ich will mit einigen Worten eine Schilderung einer solchen Person im Allgemeinen machen, und um sie in unserem titulirten Gesellschaftswesen nicht leer ausgehen zu lassen, will ich ihr den Titel einer Hausräthin zuertheilen. Ihr Wirkungskreis ist ausgedehnt und von folgender Beschaffenheit. Sie darf ihren Gedanken, ihre Hand, ihre Nase mit in Allem, ja sogar obenan in Allem haben; — aber es darf nicht bemerkt werden. Ist der Herr im Hause bei übler Laune, so wird sie vorgeschoben entweder in der Eigenschaft eines Blitzableiters oder als ein Blasebalg, dessen Obliegenheit es ist, das Unwetter fortzublasen. Hat die Frau Vapeurs, so ist ihre Gegenwart eben so sehr vonnöthen, wie die der Eau de Cologne-Flasche. Haben die Töchter Verdruß, so ist sie da, um Theil zu nehmen; haben sie

Wünsche, Pläne, Projecte, so ist sie das Sprachrohr, durch welches sie vor etwas tauben Ohren reden. Schreien die Kinder, so schickt man sie zu ihr, damit sie zum Schweigen gebracht werden; wollen sie nicht einschlafen, so muß sie ihnen Märchen erzählen. Ist Jemand krank, so wacht sie. Commissionen besorgt sie für die ganze Familie, und gute Rathschläge muß sie bei allen Gelegenheiten für Alle bei der Hand haben. Kommt vornehmer Besuch, ist das Haus auf Paradefuß gestellt, dann — verschwindet sie; man weiß nicht, wo sie ist, eben so wenig, wie man weiß, wohin der Rauch geht, der aus dem Schornsteine aufsteigt. Aber die Wirkungen ihrer unsichtbaren Gegenwart dürfen nicht aufhören sich kundzugeben. Auf den festlich geschmückten Mittagstisch setzt man nicht die Pfanne, in der der Crême gekocht wurde, diese muß auf dem Küchenherde stehen bleiben; und auf gleiche Weise ist es das Loos der Hausräthin, das Nützliche und Angenehme zu bereiten, aber der Ehre zu entsagen. Kann sie dies mit stoischer Ausdauer und Resignation, so ist ihre Existenz oft eben so interessant für sie selbst, wie sie in dem Familienwesen wichtig ist. Es ist wahr, — demüthig und still muß sie sein, muß leise durch die Thüren gehen, weniger Geräusch als eine Fliege machen und sich vor allen Dingen nicht wie diese den Leuten auf die Nase setzen; muß so selten gähnen, als ihre menschliche Beschaffenheit es nur erlauben kann; dagegen aber darf sie Augen und Ohren mit Freiheit, obwol mit Vorsicht gebrauchen; und davon Nutzen zu ziehen, hat sie vorzügliche Gelegenheiten. Im Gegensatz zu Dem, was in der physischen Welt erfordert wird, ist in der moralischen kein Platz so passend für ein Observatorium, wie der niedrige von allen Blicken am meisten unbemerkte; und folglich besitzt die Hausräthin in der Familie einen der vortheilhaftesten, um auf die Hemisphäre derselben ihr forschendes Fernrohr zu richten. Jede Bewegung, jeder Fleck in dem Planeten des Herzens wird ihr allmälig sichtbar; dem geringsten

umlaufenden Kometen folgt sie auf seiner Bahn; — die Verfinsterungen sieht sie kommen und verschwinden, und indem sie die Phänomene betrachtet — die wechselnden Gefühle und Gedanken in der Menschenseele, die zahlloser sind als die Sterne des Himmels, — lernt sie von Tage zu Tage einen Punkt mehr von diesem großen, bewunderungswürdigen Hieroglyphen der Schöpfung deuten und auslegen. Man sieht daher, daß sie sich allmälig einen guten Theil des kostbaren, stets anwendbaren Goldes erwerben müsse, welches Menschenkenntniß genannt wird, und ihr lächelt die Hoffnung entgegen, daß sie in einer Zukunft, wo eine Brille ihre Nase schmückt und Silberhaar den bejahrten Scheitel deckt, vor der lauschenden Jugend wie ein Orakel reden werde von Dem, was sie weiß, was diese aber noch nicht ahnet.

So viel von der Persönlichkeit der Hausräthin im Allgemeinen; jetzt einige wenige Worte über diejenige, welche in der Familie des Obersten H. diese Rolle einigermaßen ausfüllen soll, — einigermaßen, sage ich, denn sie wird gottlob mehr wie eine Freundin betrachtet, hat daher nicht den Posten eines Souffleurs, steht auch nicht hinter den Coulissen, sondern tritt recht oft auf die Bühne weit hervor und spricht ihr Wort ebenso frei und zuversichtlich wie die übrigen handelnden Personen.

Das erste Wort, welches ihre kindlichen Lippen nach einjährigem Aufenthalte auf dieser niedern Erde stammelten, war: „Mond." Acht Jahre später schrieb sie ihr erstes Gedicht — an den Mond, und der Morgen eines Lebens, das sich seitdem so trocken und prosaisch entwickelte, war ein lieblicher poetischer Mondscheinstraum. Manches Sonnett, manche Ode widmete ihre Feder allen den reizendsten Gegenständen der Natur während der reichen Jugendtage, wo das Herz so laut klopft, wo die Gefühle gleich der Frühlingsflut schwellen, und wo die reichlichen Quellen der Thränen von einem so lieblichen Schmerze strömen; aber in Allem,

was sie sang, schrieb oder träumte, war immer etwas von Mondschein.

Die Eltern schüttelten ihre weisen Köpfe; „Mädchen, wenn Du Verse schreibst, wirst Du nie eine Suppe kochen lernen, wirst Du die Sauce anbrennen lassen. Du mußt bei Zeiten daran denken, Dich ernähren zu können, mußt Deinen Faden spinnen und Dein Brot backen können. Von Mondschein wird man nicht satt!" Aber das Mädchen schrieb seine Gedichte und kochte die Suppe und ließ die Sauce nicht anbrennen, ließ das Spinnrad herumschwirren, buk das Brot, vergaß aber nicht den Freund seiner Kindheit, den milden Mond. Später, als dessen freundlicher Schein auf das Grab der Eltern schien, schrieb sie kein Gedicht zu dessen Ehren, sah aber mit einem bittenden Blicke zu dem sanften Himmelsantlitze wie zu einem Tröster empor, dessen Licht die Vater- und Mutterlose auf ihrem einsamen Wege ermuntern und schützen werde. Aber ach! die Vater- und Mutterlose wäre beinahe in dem lieblichen Mondscheine verhungert, wenn nicht ein anderes Licht und andere Strahlen ihr Rettung gebracht hätten. Diese kamen vom Herde einer gräflichen Küche. Die Zubereitung eines Wein-Gelées gelang ihr, und dies machte ihr Glück.

Man hatte an ihr das Talent entdeckt, ausgesuchtes Wein-Gelée zu bereiten; man ward allmälig gewahr, daß sie noch einige andere eben so unschätzbare Talente besaß. Ein Fräulein mit aufgesprungenen Lippen befand sich vortrefflich wohl bei ihrer Mundpomade; ein alter Herr fand zu seinem großen Troste in ihr eine nie ermüdende Zuhörerin bei der Erzählung von seinen neunundvierzig Gebrechen. Eine zärtliche Mutter von vier kleinen wunderbar gescheidten Kindern erfuhr mit tiefer Rührung von ihren Rosenlippen deren ungewöhnliche Fähigkeit, Mutter und Butter, Wonne und Sonne, Kleine und weine, Geburtstag und Freudendach u. s. w. zusammenzureimen. Eine schläfrige gnädige Frau ward mit einem Male ganz wach, als dieselbe talentvolle Person ihr in den Karten prophe-

zeite, daß sie bald ein Geschenk erhalten würde; neun Personen rühmten sich in kurzer Zeit ihrer vortrefflichen Rathschläge, um Zahnweh, Brustschmerzen und Schnupfen zu heilen, und bei einer Hochzeit und einem Begräbniß entdeckte man an ihr eine wunderbare Fähigkeit, Alles zu arrangiren, von dem Kopfputze der gnädigen Frau an bis zu der Schüssel mit Backwerken, von dem Myrtenkranze in den Locken der Braut an bis zu den Butterbroten auf dem Branntweintische, und bei der ernsteren Feier sowol die Schmückung des letzten Ruhebettes der schlummernden Braut, wie die Bewirthung Derer, welche auch bei traurigen Gelegenheiten niemals vergessen, daß man essen müsse, um zu leben.

Durch fleißiges Anwenden dieser Talente und die Erwerbung noch einiger anderer derselben Art stieg sie allmälig Stufe für Stufe zu dem Range, der Ehre und Würde einer Hausräthin empor. Gedichte zu schreiben, hat sie fast ganz vergessen, außer dann und wann bei Geburts- und Namenstagen einige magere von Schuldigkeit hervorgepreßte Zeilen.

Nach dem Mond sieht sie selten, außer um auf Neumond und abnehmenden Mond zu merken, und dennoch bleiben dessen Strahlen vielleicht die einzigen Freunde, die ihr einsames Grab besuchen werden. Aber hier handelt es sich jetzt nicht darum, Elegien zu schreiben. Will Jemand mehr von der prosaischen Mondscheinsfreundin wissen? Ihr Alter? Ungefähr zwischen zwanzig und vierzig Jahren. Ihr Aussehen? So wie es bei den meisten Leuten gewöhnlich ist; obgleich vielleicht die meisten Leute ganz beleidigt darüber werden möchten, daß sie einige Aehnlichkeit mit ihnen zu haben glaubt. Ihr Name? — Oh, allerergebenste Dienerin:

Charlotte Beate Alltäglich.

Julien's Brief. — Helene. — Die Blinde. — Emilie. — Die Bräutigame.

Ich habe schon erwähnt, daß die Veranlassung, welche meiner Reise zur Hauptstadt zum Grunde lag, eine fröhliche war, und ich werde darüber am besten Auskunft geben, wenn ich meinen Leserinnen einen Brief vor Augen lege, den ich vor Kurzem in meiner Einsamkeit auf dem Lande von Julie H. erhielt.

„Meine beste Beate!

Lege Deinen ewigen Strickstrumpf fort, wenn Du diese Zeilen erblickst, putze Dein langdochtiges Licht (die Post kommt doch am Abend nach R.?); verschließe Deine Thüre, sodaß Du ohne Furcht, gestört zu werden, Dich in Ruhe und Gemächlichkeit in Dein Sopha setzen und mit gehöriger Aufmerksamkeit die großen, merkwürdigen Neuigkeiten lesen kannst, die ich Dir zu verkündigen habe. Ich sehe von hier, wie erschrecklich neugierig Du bist, — wie Du die Augen aufsperrst, — und jetzt werde ich Dir — ein Märchen erzählen.

Es war einmal ein Mann, der weder König noch Prinz war, der aber verdient hätte, es zu sein. Er hatte eine Tochter, und obgleich das Schicksal sie nicht als Prinzessin hatte geboren werden lassen, so versammelten sich doch ein halbes Schock gnädiger Feen um die Wiege der Kleinen, aus bloßer purer Achtung und Gewogenheit gegen

ihren Vater. Sie schenkten ihr Schönheit, Verstand, Anmuth, Talente, ein edles Herz, gute Laune, Geduld, mit einem Worte Alles, was ein Weib angenehm machen kann, und um das Maß glücklicher Gaben voll zu machen, trat zuletzt die Fee Prudentia hervor, die in lang gedehnten Worten also sprach: „Ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt wegen soll sie äußerst vorsichtig, bedächtig, ja sogar schwierig in der Wahl eines Gatten sein!" — „Wohl gesprochen! Weise gesprochen!" riefen alle Frau Feen unter tiefen Seufzern aus.

Die reich Begabte wuchs auf, ward so liebenswürdig, wie man es mit Recht erwarten konnte, und bald klopften früh wie spät am Tage Freier mit Seufzern und Bitten an die Thüre ihres Herzens. Aber ach! für die meisten blieb sie unbeweglich geschlossen, und wenn sie auch einen Augenblick sie für Jemand ein klein Wenig öffnete, so ward sie in der nächsten Minute wieder zugemacht und mit doppeltem Riegel verschlossen. Glücklicherweise war das Zeitalter der Prinzessin Turandot längst vorüber, und in Schweden, wo die schöne Elimia wohnte, mußte die Luft wol von mehr abkühlender Art sein, als in dem Lande, wo Prinz Kalaf seufzte; — denn man hörte nie, daß die verabschiedeten Liebhaber ihren Tagen ein Ende machten; man sah sie kaum den Appetit verlieren, ja man weiß sogar einige, welche (sollte man es wol glauben?) sich eine andere Geliebte wählten, so gleichgültig, wie man Strümpfe wechselt.

Der Erste, welcher sich als Prätendent zu dem Herzen der schönen Elimia meldete, ward von ihr zu sentimental befunden; — weil er sich vor dem Verbrechen entsetzte, eine Mücke zu tödten, und über das Schicksal der unschuldigen Küchlein seufzte, die auf dem Mittagstische als Braten figurirten und die übrigens das Leibgericht seiner Geliebten ausmachten. Mit ihm vereinigt, fürchtete sie in Gefahr zu kommen, vor lauter Blancmangé und Gemüsen zu verhungern. Der Zweite vermied nicht, die

Mücken zu zertreten, liebte Fischerei und Jagd, — und ward sogleich für grausam und hartherzig angesehen; — lieber, weit lieber wollte sie einen Hasen als einen Jäger zum Manne haben! Ein Hase kam, schüchternen Blicks, an den Knieen zitternd, und sein Seufzen, seinen Wunsch, sein Verzweifeln hervorstotternd. „Armer Kleiner," ward die Antwort, „geh und versteck Dich, Du würdest sonst eine leichte Beute des ersten besten Raubthieres werden, das Dich auf seinem Wege fände." Der Hase hüpfte fort. Der Löwen-Mann trat hervor, mit stolzen Freierswor-ten. Jetzt empfand die Schöne große Angst, selbst ver-schlungen zu werden, und sie versteckte sich, bis der Mäch-tige vorübergegangen war. Dieser war der Vierte. Der Fünfte — munter und fröhlich — ward für leichtsinnig gehalten; von dem Sechsten ward geglaubt, er habe Nei-gung, Spieler zu werden; von dem Siebenten, wegen ei-niger Finnen auf der Nase, er habe Lust zu hitzigen Ge-tränken. Der Achte sah aus, als ob er übele Launen haben könnte; der Neunte schien ein Egoist zu sein; — der Zehnte sagte in jedem Satze: „Hol mich der Henker!" Mit ihm war es nicht gut sich ins Leben hinauszuwagen! Der Elfte sah zu viel auf seine Hände und Füße und war daher ein Narr. Der Zwölfte kam. Er war gut, edel, männlich schön; er schien aufrichtig zu lieben, er sprach gut; man war in größter Verlegenheit, was für Fehler man an ihm finden sollte. Er schien auch wahrhaft zu lieben...... aber vielleicht schien er es blos, oder wenn er wirklich liebte, so war es vielleicht mehr der hinfällige, vergängliche Körper, als die unsterbliche Seele;...... Gott behüte, welch schwere Sünde! Wenn es sich so verhielte,.... dann,..... aber der Liebhaber schwur, was er anbete, sei die Seele, grade die Seele selbst; und in einer glücklichen Stunde bestürmte er so mächtig das schon nachgebende Herz der Schönen, daß ihre zitternden Lippen sich zuletzt auf eine Weise bewegten, von der er glaubte, sie müsse die Pforte bilden, durch welche das capitulirende Ja kommen

würde. Er nahm dies als ausgemacht an, betrachtete das Wort als gesagt, fiel auf die Kniee, küßte ihr Hand und Mund, und schön=Elimia, in Begriff, vor Ueberraschung und Bestürzung umzufallen, fand sich, sie wußte nicht wie — verlobt!

Die Hochzeit ward von ihrem Vater und ihrem Bräutigam auf kurze Zeit nachher festgesetzt. Elimia sagte nicht Ja dazu, sagte aber auch nicht Nein, und ihr Bräutigam dachte: „Wer da schweigt, der willigt ein." Im Verlauf dieser Zeit zählte schön=Elimia: „Jetzt sind nur noch vierzehn, jetzt nur zwölf; gnädiger Himmel, jetzt nur zehn, und Herr Gott, jetzt nur noch acht Tage übrig!" Nun bemächtigte sich ihrer Seele immer größere Angst und Schrecken. Hirngespinnste und gespenstische Vorstellungen, zahlreich wie die Heuschrecken, welche Egypten überschwemmten, nahmen ihr sonst so helles und ruhiges Gemüth in Besitz und brachten dort Unklarheit und Dunkel hervor. Jetzt wollte sie ihre Verbindung mit dem edlen Almanzor aufschieben, um nicht zu sagen aufheben, welcher gewiß weit mehr Fehler hatte, als man glaubte, und einen ungemein großen darin, daß er sie so wohl zu verheimlichen wußte. Vollkommenheit sei nicht das Loos der menschlichen Natur, und Der, welcher am meisten fehlerfrei zu sein scheine, sei es vielleicht in der That am wenigsten. Außerdem glaubte sie, daß ihre Charaktere durchaus nicht übereinstimmten; ferner sei er zu jung, sie aber zu alt u. s. w., und die Summe und das Ende von alle Dem war, daß sie für ihre ganze Lebenszeit unglücklich werden würde.

Eine sehr gute Freundin von Elimia hatte die größte Lust von der Welt, der Fee Prudentia den Hals zu brechen, deren unglückliche Gabe bewirkte, daß Elimia die Glückseligkeit von sich wies, die ihrer in der Verbindung mit einem Manne wartete, welcher ganz und gar einzig und allein für sie geschaffen zu sein schien und ihr auf das Zärtlichste ergeben war.

Jetzt sehe ich, wie Du ungeduldig wirst, Beate, und

fragst: „Was ist die Summe und das Ende von alle Dem, und wozu soll es dienen?“ Alles Dies, meine Liebe, soll dazu dienen, zu allererst, um als ein kleiner Mittagsschnaps den Appetit für den Mittagstisch selbst rege zu machen; dann, um Dir zu zeigen, welche wunderbare Zauberkraft plötzlich der kleinen Julie zuertheilt worden. Denn mit einigen Zügen meiner Feder verwandle ich alle von mir erwähnte Personen: mache einst zu jetzt, und das Märchen zur Wahrheit.

Almanzor wird dann der junge liebenswürdige Algernon S. und seine Braut schön-Elimia wird meine Schwester Emilie H., welche mitunter ihr gegebenes Ja so bitterlich bereut. Die Fee Prudentia hingegen muß sich einer größern Verwandlung unterziehen und ist weiter nichts als der Wankelmuth und die Unentschlossenheit, die in Emiliens Herzen eine so starke Macht erhalten haben, da es nun den Entschluß gilt, in den heiligen Ehestand zu treten. Schöbe man sie jetzt nicht von mehreren Seiten vorwärts, so würde sie wie die Krebse rückwärts gehen. Jetzt sitzt diese Emilie, welche ich so innig liebe und die mich so oft ungeduldig macht, in der Sophaecke mir gegenüber, ist bleich und hat rothe Augen, denkt an ihre Hochzeit und — hat Vapeurs! Soll man dazu lachen oder weinen? Ich thue mitunter Beides und bringe Emilie dazu, dasselbe zu thun.

Das Einzige, was man jetzt thun kann, um die arme Emilie nicht nachsinnen und grübeln und sich so ganz ohne Grund beunruhigen und abhärmen zu lassen, ist, daß man bis zum Hochzeitstage Alles um sie her mit Eifer und Eilfertigkeit darauf und darüber gehen läßt — und sie, wo möglich, wirr im Kopfe macht. Ich weiß, unser Vater würde niemals dulden, daß Jemand von uns ein gegebenes Versprechen bräche. Dies weiß auch Emilie, und ich glaube, daß dies grade sie mitunter so verzagt macht. Und dennoch liebt sie Algernon, ja bewundert ihn zuweilen, — würde aber doch, wenn sie es sich getraute, ihm

noch eine abschlägige Antwort geben! Sage mir, wie soll man sich dies erklären, wie reimt sich dies zusammen? Wird jedoch ihr Geschick einmal unveränderlich bestimmt, so weiß ich, daß Alles gut wird, und das Lustige bei der Sache ist, daß Emilie dies auch selbst glaubt. Indessen soll in nächster Woche Alles in Ordnung sein. Sonntag, also übermorgen über acht Tage, ist der schreckliche Hochzeitstag. Emilie soll zu Hause getraut werden, und nur einige wenige Anverwandte sollen eingeladen werden. Emilie wünscht es so, und man willfahrt ihr jetzt in Allem, was sie begehrt, wenn es nur vernünftig ist. Sie sagt, man mache es mit allen armen Opfern so. Komische Idee! Du siehst, beste Beate, wie nothwendig Deine Gegenwart hier für uns Alle ist. In der That, wir bedürfen in jeder Hinsicht Deines Rathes und Deiner Hülfe. Packe daher sogleich Deine Sachen ein und reise hierher so schnell wie du kannst.

Montag kommt Algernon nach Stockholm und mit ihm zugleich mein Bräutigam. Ich bin nicht so schwierig, so ängstlich wie Emilie gewesen und habe doch nicht schlechter gewählt. Mein Arwid ist ein Adonis und hat ein Herz, das Goldes werth ist. Der Vater hält viel von ihm, und dies ist mir das Wichtigste. Mein guter, mein geehrter, mein geliebter Vater! Ich hatte so fest beschlossen, ihn und die Mutter nie zu verlassen ...... ich begreife nicht, wie ich mich doch habe entschließen können, Braut zu werden; aber mein Arwid war unwiderstehlich. Der Vater behält doch Helene bei sich, die sich niemals verheirathet; und Helene ist drei solche Julien werth, wie ich bin. Im Anfange war der Vater sehr gegen meine Heirath und hatte viele Einwendungen, sodaß beinahe gar nichts daraus geworden wäre; ...... aber ich warf mich auf die Kniee und weinte, und Arwid's Vater (der Jugendfreund meines Vaters) hielt so schöne Reden, und Arwid selbst sah so niedergeschlagen aus, daß der Vater zuletzt erweicht wurde und sagte: „Na, sie mögen einander

denn haben!" Und Arwid und ich jubilirten wie zwei junge Lerchen. Du wirst ihn zu sehen bekommen; er hat einen dunklen Schnurrbart und Knebelbart, blaue, große Augen, den schönsten ..... Aber Du wirst es ja sehen ..... Du wirst es sehen! Er hat den schönsten son de voix in der Welt, und Emilie mag sagen, was sie will, es klingt wirklich anmuthig, wenn er „Hol mich der Tausend!" sagt. Es lautet sonderbar, meinst Du vielleicht — Aber Du wirst sehen, Du wirst hören! Komm, komm! und umarme spätestens übermorgen Abend

Deine Freundin

Julie H."

„P. S. Ich bitte Dich, bringe von den schönen Semmeln, die Vater und Mutter, wie Du weißt, so gern aßen, von den Käsen für Karl und Helene und etwas Pfefferkuchen für mich mit. Du hast ja immer solche im Vorrath. Emilie, die arme Emilie wird, denke ich, genug damit zu thun bekommen, ihre Våpeurs hinunterzuschlucken. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie bange mir ist, sie möchte vor lauter Unruhe oder Gram bis zu Algernon's Ankunft bleich und häßlich werden. Emilie, glaube ich, wünscht es beinahe, vermuthlich um seine Liebe zu ihrer unsterblichen Seele auf die Probe zu stellen. Ich glaube wirklich, sie würde von ihm dieselbe Liebe verlangen, wenn sie in einen Maulwurf verwandelt würde. Ich bin wahrhaft besorgt. Emilie ist so veränderlich in ihrem Aussehen und ist ein ganz anderer Mensch, wenn sie betrübt und unruhig, als wenn sie ruhig und heiter ist.

Noch einmal lebe wohl."

„P. S. Weißt Du, wer Emilien trauen wird? — Professor L..., der so entsetzlich ernsthaft aussieht, einen schiefen Fuß, ein rothes Auge und zwei Warzen auf der Nase hat. Er hat vor Kurzem das Pastorat angetreten. Der Vater hegt viele Achtung und Freundschaft gegen ihn.

Was mich betrifft, so würde ich grade kein großes Behagen daran finden, von einem triefäugigen Prediger getraut zu werden. Aber ich heirathe erst in ein paar Jahren oder vielleicht im Herbst; es ist daher der Mühe nicht werth, jetzt daran zu denken.

Beinahe hätte ich die unzähligen Grüße der ganzen Familie an Dich vergessen."

Ich folgte sogleich Juliens Aufforderung und kam, wie man schon gesehen hat, eines Abends am Ende des Februars in dem Hause des Obersten H. an.

Es sind noch einige Worte von den Ereignissen dieses Abends zu sagen und ich knüpfe an diese wieder den Faden meiner Erzählung an. Die Blinde, welche lange stumm und still da gesessen hatte, sagte auf ein Mal mit einer Art Heftigkeit: „Ich möchte singen." Helene stand sogleich auf, führte sie ans Piano und setzte sich, um zu accompagniren. Die Blinde blieb stehen. Helene fragte, was sie singen wolle. „Ariadne auf Naxos" war die kurze, bestimmte Antwort. Sie begannen. Ich fand im Anfange die Stimme der Sängerin nicht angenehm; sie war stark, tief, beinahe schauerlich; aber je aufmerksamer man horchte, je mehr man auf das Gefühl Acht gab, welches durch dieselbe sprach, und welches sie mit bezaubernder Wahrheit offenbarte, desto mehr ward man hingerissen,...... man schauderte unwillkürlich, man fühlte das Herz klopfen in Sympathie mit Ariadnen, wenn sie, von einer wachsenden Angst durchdrungen, ihren Geliebten sucht und den Beschluß faßt, auf einen Felsen hinaufzusteigen, um ihn von dort leichter entdecken zu können. Die Begleitung drückt hier meisterhaft ihr Hinaufsteigen aus; man glaubt sie zu sehen, wie sie keuchend und ahnungsvoll hinaufeilt. Endlich hat sie die Spitze erreicht, ihr Blick schwebt übers Meer und wird das weiße, immer mehr ver-

schwindende Segel gewahr. Die Blinde folgte Ariadnen mit ihrer ganzen Seele, und man hätte aus dem gespannten Ausdruck ihrer Blicke glauben können, daß sie etwas Anderes sähen als — nur das Dunkel. Thränen drangen unwillkürlich in ihre Augen, als sie mit einem herzzerreißenden Ausdruck von Liebe und Schmerz in Stimme und Antlitz mit Ariadne ausrief: „Theseus! Theseus!" Grade als ihre Inspiration und unser Entzücken den höchsten Punkt erreicht hatten, stand der Oberst plötzlich auf, ging zum Piano hin, nahm die Sängerin bei der Hand, führte sie, ohne ein einziges Wort zu sagen, weg und setzte sie wieder aufs Sopha hin, wo er sich selbst an ihre Seite setzte. Ich merkte, daß sie ihre Hand heftig aus der seinigen zog. Sie war todtenbleich und außer sich. Niemand außer mir schien über diesen Auftritt erstaunt zu sein. Man begann ein gleichgültiges Gespräch, woran Alle außer der Blinden Theil nahmen. Nach einer Weile sagte der Oberst zu ihr: „Du bedarfst der Ruhe," stand in demselben Augenblicke auf und führte sie aus dem Zimmer, nachdem sie stumm aber mit einer gewissen Feierlichkeit ihren Kopf zum Gruße für die Zurückbleibenden geneigt hatte. Im Begriff hinauszugehen, rief der Oberst: „Helene!" und Helene folgte ihnen.

Bald darauf ging ich auf mein Stube hinauf, um der Ruhe zu genießen. Aber das Bild der Blinden, welches mir unaufhörlich vorschwebte, verhinderte mich lange daran; ich hörte ihre durchdringende Stimme, sah ihr ausdrucksvolles Gesicht und suchte die Natur der Gefühle zu errathen, welche ihre Seele erschütterten.

Ich schlief noch nicht, als Emilie und Julie sich leise in ihre Stube schlichen, die neben der meinigen lag. Die Thüre stand offen und ich hörte die halblaute Unterhaltung der beiden Schwestern. Julie sagte mit einiger Verdrießlichkeit: „Du gähnst, Du seufzest, und dennoch kommt Algernon morgen! Emilie, Du hast nicht mehr Gefühl als eine Pappschachtel"

Emilie. Wie weißt Du, ob dies nicht aus Sympathie mit Algernon geschieht, der vielleicht grade jetzt eben dasselbe thut?

Julie. Das thut er nicht, davon bin ich überzeugt. Eher glaube ich, daß er kaum weiß, auf welchem Fuße er stehen soll vor lauter ungeduldiger Freude, Dich bald zu sehen.

Emilie. Schließt Du dies aus seinem letzten Briefe?

Julie. Der war ja so in Eile geschrieben. Man ist nicht immer zum Schreiben gleich aufgelegt; vielleicht hatte er starkes Kopfweh.... oder starken Schnupfen.... oder hatte er sich erkältet....

Emilie. Alles, was Dir gefällt; aber nichts kann den kalten, bedeutungslosen Schluß des Briefes entschuldigen.

Julie. Ich versichere Dir, Emilie, es steht dort: „mit der zärtlichsten Ergebenheit."

Emilie. Und ich bin gewiß, es steht dort ganz trocken und kalt: „mit Achtung und Ergebenheit verharre" u. s. w. Ganz so, wie man an eine gleichgültige Person schreibt: „Zeichne mit Achtung" u. s. w., denn die arme Achtung muß immer herhalten, wenn es an wärmeren Gefühlen gebricht. Wo ist meine Nachthaube? — Ah, sieh da! Ho ho! Du, Julie, siehst Alles rosenfarbig!

Julie. Ich sehe, daß ein Liebhaber sich hüten muß, von Achtung zu reden..... Aber ich bin überzeugt, daß Algernon das schreckliche Wort nicht geschrieben, sondern sich eines wärmeren, innigeren bedient hat. Liebe Emilie, hole den Brief her! Du wirst sehen, daß Du ihm Unrecht gethan hast.

Emilie. Um Dir Deinen Willen zu thun, werde ich den Brief holen. Wir werden sehen, daß ich recht habe!

Julie. Und wir werden sehen, daß ich recht habe.

Emilie holte den Brief. Die beiden Schwestern näherten sich damit dem Lichte. Julie wollte das Licht putzen und — geschah es nun aus Versehen oder mit Vorsatz — löschte es aus. Alles blieb einen Augenblick eben-

so still wie dunkel, bis sich Emiliens Gelächter hören ließ. Julie stimmte ein, und ich konnte mich nicht enthalten, mit ihnen ein Trio zu machen.

Zwischen Stühlen und Tischen tappend und stolpernd, fanden die Schwestern endlich ihre Betten und riefen mir lachend „Gute Nacht, gute Nacht!" zu.

Der Tag nach meiner Ankunft war im Hause ein sogenannter Aufräumetag; ein Tag, wie er dann und wann in allen wohlgeordneten Häusern eintrifft und der mit einem Unwettertag in der Natur verglichen werden kann, nach dessen Stürmen und Regengüssen Alles in neuer Klarheit, Ordnung und Frische erscheint.

Man scheuerte, lüftete, stäubte ab, fegte in allen Ecken. Die gnädige Frau, die selbst Alles überwachen wollte, ging unaufhörlich durch alle Thüren aus und ein und ließ fast alle offen, wodurch ein entsetzlicher Zug entstand. Um mich vor Ohrenfluß und Zahnweh zu bewahren, floh ich von Zimmer zu Zimmer und fand zuletzt eine Treppe höher in dem Helenens einen sturmfreien Hafen. Diese kleine Stube schien mir die gemüthlichste und heiterste in dem ganzen Hause. Sie hatte Fenster nach der Sonnenseite. Die Wände waren mit Gemälden geschmückt, die hauptsächlich anmuthige Landschaften vorstellten. Unter diesen zeichneten sich zwei von Fahleranz aus, in denen der Pinsel dieses großen Künstlers die entzückende Ruhe hervorgezaubert hat, welche ein schöner Sommerabend über die Natur ausbreitet und welche sich dem Herzen des Menschen so mächtig mittheilt. Das Auge, welches aufmerksam auf diesen Gemälden haftete, drückte bald etwas Liebliches, Wehmüthiges und Schwärmerisches aus, und dies war die sicherste Bürgschaft für ihre wahrheitsvolle Schönheit.

Die Meubles in der Stube waren schön und bequem. Ein Piano, ein wohlgefüllter Bücherschrank, eine Staf-

felei zum Malen zeigten, daß in diesem kleinen engen Kreise nichts von Dem vermißt ward, was alle Vergnügungen der äußern Welt entbehrlich machen und die Stunden des Tages auf die angenehmste Weise ausfüllen kann. Große prachtvolle Geranien standen in den Fenstern und weckten durch ihr frisches Grün angenehme Gedanken an den Frühling, während sie die eindringenden Sonnenstrahlen unterbrachen, theilten und milderten, die an diesem Tage in all der Klarheit glänzten, die sie gewöhnlich bei einem scharfen Winterfroste besitzen. Eine schöne Matte bedeckte den Fußboden, der mit Blumen besät zu sein schien.

Helene nähte, auf dem Sopha sitzend. Auf dem Nähtische lag vor ihr das neue Testament.

Sie empfing mich mit einem Lächeln, das die Ruhe und Zufriedenheit ihres Herzens ausdrückte. Ich setzte mich neben sie zur Arbeit, und es war mir ganz besonders froh und angenehm zu Muthe. Wir nähten an Emiliens Brautkleide.

„Du betrachtest meine Stube?" sagte Helene, mich anlächelnd, indem ihre Augen der Richtung der meinigen folgten.

„Ja," erwiderte ich, „die Stuben Deiner Schwestern sind schön und behaglich, aber man muß gestehen, daß sie mit dieser nicht verglichen werden können."

„Es ist meines Vaters Wille gewesen, daß Helene das einzige verzogene Kind im Hause sein sollte." Mit Thränen in den Augen fuhr sie fort: „Mein guter Vater hat gewollt, daß ich nie die Freuden und Genüsse vermissen sollte, die meinen schönen und gesunden Schwestern beschieden worden sind, und die mir meiner körperlichen Mängel und meiner Kränklichkeit wegen verschlossen sind. Deshalb lehrte er mich, die weit reicheren genießen, welche die Kenntniß und Ausübung der schönen Künste Demjenigen bietet, der sie mit einem warmen und offenen Sinne umfaßt. Deshalb bildet und stärkt er meinen Verstand durch ordnungsvolle und nichts weniger als oberflächliche Studien, die er selbst leitet. Deshalb hat er in diesem

kleinen Dünkel, in dem ich den größten Theil meines Lebens verbringe, so viel für das Auge, für das Gefühl und den Gedanken Reizendes und Schönes versammelt. Doch was mehr ist als alles Dies, ist die innige Vaterliebe, mit der er mich umfaßt und umgibt; und dies sicher nur, damit ich niemals die Entbehrung der Liebe, deren Genuß die Natur mir versagt hat, bitter empfinden möge. Es ist ihm vollkommen geglückt, und ich habe keinen andern Wunsch als den, für ihn, für meine Mutter, meine Geschwister — und für meinen Gott zu leben!"

Wir schwiegen einen Augenblick, und in meinem Herzen betete ich diesen Vater an, welcher so für die Glückseligkeit Derer, denen er das Leben gegeben, zu sorgen verstand. Helene fuhr fort:

„Wenn die Mutter mit meinen Schwestern auf Bällen oder in Gesellschaften ist, so bringt er seine Zeit meistentheils bei mir zu; ich lese oder spiele ihm vor, und er läßt mich aus unbeschreiblicher Güte glauben, daß ich wesentlich dazu beitrage, sein Leben zu versüßen. Dieser Gedanke macht mich so glücklich. Es ist ein schönes, ein beneidenswerthes Loos, etwas für Denjenigen sein zu können, der für Alles, was ihn umgibt, ein Segen ist!"

„O!" dachte ich und redete in Gedanken die Familienväter auf Erden an; „weshalb gleichen so wenige von Euch diesem Vater? Könige des Hauses...... wie viel Glückseligkeit könntet Ihr nicht um Euch verbreiten, wie angebetet könntet Ihr nicht sein!"

Wir sprachen darauf von Emilien.

„Es ist sonderbar," sagte Helene, „daß eine Person, welche gewöhnlich so ruhig, so klar in ihrem Urtheile, so entschlossen, mit einem Worte, so vernünftig ist, nur in einem einzigen Punkte sich ganz unähnlich sein soll. Entschlossen, sich zu verheirathen, weil sie eine glückliche Ehe für den glückseligsten aller Zustände auf Erden ansieht, hat Emilie die größte Mühe gehabt, sich einmal ernstlich dazu zu entschließen. Die ganz unglücklichen Verbindungen von zwei

ihrer Jugendfreundinnen haben ihr eine Art panischen Schrecken eingeflößt, und sie fürchtet so sehr, in ihrer Ehe unglücklich zu werden, daß sie nie den Muth haben würde, glücklich werden zu wollen, wenn nicht Andre für sie handelten. Sie ist jetzt beinahe halbkrank aus Angst darüber, daß ihre Verbindung mit Algernon S. so nahe bevorsteht, mit einem Manne, für den sie jedoch eine wirkliche Ergebenheit hegt, und mit welchem, wie wir Alle überzeugt sind, sie ganz glücklich werden wird. Sie hat Zwischenzeiten von Ruhe, und in einer solchen sahest Du sie gestern Abend. Ich fürchte jedoch, daß diese bald vorübergegangen ist, und erwarte sogar ihre Unruhe und Unsicherheit in dem Maße zunehmen zu sehen, wie die entscheidende Stunde näher heranrückt, welche, wie ich überzeugt bin, der Unschlüssigkeit vollkommen ein Ende machen wird; denn wenn einmal etwas unwiderruflich bestimmt ist, unterwirft sich Emilie demselben ruhig und sucht in Allem das Beste. Es wird nothwendig, daß man bis zum Hochzeitstage sie auf alle mögliche Weise zu zerstreuen sucht und sie verhindert, sich mit unnützen Grübeleien zu beschäftigen. Ein Jedes von uns hat eine besondere Rolle in der kleinen Komödie übernommen, welche wir vor und mit unserer guten Schwester spielen müssen. Der Vater gedenkt sie fleißig spazieren zu führen; die Mutter wird mit ihr über Alles zu Rathe gehen, was noch vor der Hochzeit in Ordnung zu bringen ist; Julie beabsichtigt, auf die eine oder andere Weise sie nie in Ruhe zu lassen; Bruder Karl wird, wie er es oft thut, sie in einen Wortstreit über Napoleon verwickeln, den er unter Karl den Zwölften setzt, was sie nicht ertragen kann; und dies ist der einzige Gegenstand, worüber ich meine stille, gute Schwester habe mit Hitze disputiren hören. Ich hingegen werde sie viel mit ihrer Toilette beschäftigen. Meine kleinen Brüder wissen, von der Natur belehrt, schon lange ihre Rollen auswendig, welche darin bestehen, unaufhörlich zu kläffen, um bald dies, bald jenes zu erhalten. Bisher haben

wir Alle die Sorge getheilt, sie zufriedenzustellen; jetzt muß diese auf ihr allein ruhen. Du, gute Beate, sollst den Auftrag erhalten, bei passenden Gelegenheiten und auf eine geschickte Art Lobeserhebungen über Algernon vorzubringen; die Du ihm zu ertheilen nicht schwer finden wirst. Emilie betrachtet uns Alle als parteiisch für ihn; Du kannst nicht verdächtig sein, und Dein Lob wird desto besser wirken."

Ich war mit meinem Auftrage ganz zufrieden. Es macht immer Vergnügen, Leute zu loben, wenn man es mit gutem Gewissen thun kann.

Nachdem wir lange von Emilien und ihrem Geliebten, von ihrer häuslichen Einrichtung u. s. w. gesprochen hatten, lenkte ich das Gespräch auf die Blinde und suchte etwas Näheres über sie zu erfahren.

Helene wich diesem Gegenstande aus und sagte nur: „Elisabeth ist seit einem Jahre bei uns. Wir haben sie lieb und hoffen, mit der Zeit ihr Zutrauen zu gewinnen und dazu beitragen zu können, sie glücklicher zu machen."

Helene machte mir darauf den Vorschlag, dieselbe zu besuchen. „Ich gehe gewöhnlich," sagte sie, „alle Vormittage zu ihr hinein und bin heute noch nicht dort gewesen. Ich würde ihr viel von meiner Zeit widmen, wenn sie nicht am liebsten allein sein möchte."

Wir begaben uns zusammen nach dem Zimmer der Blinden.

Sie saß angekleidet auf ihrem Bette und sang leise vor sich hin.

„O, wie viel hat sie nicht gelitten! Sie ist ein lebendes Bild des Schmerzes!" dachte ich, indem ich jetzt in der Nähe und beim Tageslichte dieses bleiche, schöne Angesicht betrachtete, in welchem deutlich Spuren harter, noch nicht ausgefochtener Kämpfe sich offenbarten, und eines Schmerzes, der zu tief, zu bitter war, um Thränen gehabt haben zu können.

Ein junges Mädchen, dessen rosenrothe Wangen und fröhliches Aussehen einen scharfen Contrast zu dem der

armen Leidenden bildeten, saß in einer Ecke des Zimmers und strickte. Sie war da, um die Blinde zu bedienen. Mit einer rührenden Herzlichkeit in Worten und Stimme redete Helene Elisabeth an; diese antwortete einsylbig und kalt. Es schien mir, als wollte sie sich, seitdem wir hereingekommen waren, bemühen, allmälig den kalten und leblosen Ausdruck anzunehmen, den ich am vorhergehenden Abende an ihr gefunden hatte. Das Gespräch ward nur zwischen Helenen und mir fortgesetzt, während die Blinde sich schweigend damit beschäftigte, um ihre ausgezeichnet schönen Hände eine schwarze Seidenschnur zu drehen und zu wickeln. Auf ein Mal sagte sie: „st! st!" und eine blasse Röthe flammte auf ihrer Wange empor; ihre Brust hob sich höher. Wir schwiegen und horchten; erst nach Verlauf einiger Secunden vernahmen wir den dumpfen Schall von Schritten, die langsam herannahten. „Er ist es!" sagte die Blinde, wie für sich. Ich sah fragend auf Helene. Helene blickte zur Erde nieder. Der Oberst trat ein. Die Blinde stand auf und blieb still stehen, einer Bildsäule ähnlich; doch glaubte ich an ihr ein leichtes Zittern zu bemerken. Der Oberst redete sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe, jedoch, wie es ihm schien, nicht mit der gewöhnlichen Güte an; er sagte, er sei gekommen, um sie abzuholen, weil er mit ihr und Emilien eine Spazierfahrt im Wagen machen wolle. „Die Luft," fügte er hinzu, „ist frisch und klar; sie wird Dir wohl thun."

„Mir wohl?" sagte sie mit einem bittern Lächeln; aber ohne darauf zu achten, bat der Oberst Helene, ihr beim Ankleiden behülflich zu sein. Die Blinde widersetzte sich dem nicht, ließ sich schweigend ankleiden, dankte Niemandem und ging, vom Obersten geführt, hinaus.

„Arme Elisabeth!" sagte, als sie fort war, Helene mit einem mitleidsvollen Seufzer. Ich hatte zwar nicht den Schlüssel zu dem Innern dieses räthselhaften Wesens,

hatte aber genug gesehen, um auch herzlich zu seufzen: „Arme Elisabeth!"

Wir gingen an unsere Arbeit zurück, die unter angenehmen Gesprächen bis zum Mittage fortgesetzt ward.

Ich ging alsdann zu Emilien hinein, welche von der Spazierfahrt zurückgekehrt war, und fand sie im Streit mit Julien begriffen, die mit einer wirklichen Angst ein Kleid an sich zu reißen suchte, das Emilie anziehen zu wollen schien. Emilie lachte herzlich, Julie hingegen sah aus, als wollte sie weinen.

„Hilf! Beate, hilf!" rief sie. „Hat man je so etwas gesehen oder gehört? Höre, Beate! Grade weil Emilie heute Algernon erwartet, will sie ihr häßlichstes Kleid anziehen, ... ein Kleid, welches sie so entstellt, daß sie darin sich gar nicht ähnlich sieht! Und nicht zufrieden damit, will sie auch eine Schürze umnehmen, die so dick wie eine Windel ist; und einen Kamm will sie ins Haar stecken, der gewiß aus der Nachlassenschaft der seligen Medusa stammt, so schrecklich ist er! Nun kämpfe und arbeite ich seit einer Viertelstunde gegen diese unglückliche Toilette....... aber vergebens!"

„Wenn in Algernon's Augen," sagte Emilie mit einer würdevollen Haltung und Miene, „nur ein Kleid oder ein Kamm dazu beitragen kann, mich angenehm oder unangenehm zu machen, so ...."

„Sieh, da haben wir's!" rief Julie trostlos aus; „jetzt sind wir zu den Prüfungen gekommen, und ich weiß bald nicht mehr, wie häßlich und abscheulich sie sich machen könnte, um zu prüfen, ob Algernon in heroischer Treue alle die berüchtigtsten Romanhelden übertreffen werde. Ich bitte Dich um Gotteswillen, schneide Dir nur nicht die Ohren oder die Nase ab!" Emilie lachte. „Und Du würdest so leicht so schön und liebenswürdig sein können!" fuhr Julie innig bittend fort, indem sie sich des unglücklichen Kleides und des Kammes zu bemächtigen suchte.

„Ich habe mir vorgesetzt, heute so gekleidet zu sein," ant-

wortete Emilie ernsthaft; „ich habe meine Gründe dafür, und wenn ich Deinen und Algernon's Abscheu erwecke, — so muß ich mich meinem Schicksale unterwerfen."

„Emilie wird dennoch hübsch werden," sagte ich zu Julien, um sie zu trösten; „gehe Du nur und kleide Dich zum Mittage an. Denk daran, daß auch Du einem Bräutigam zu gefallen hast."

„Oh," sagte Julie; „mit ihm hält dies nicht schwer; wenn ich mich in einen Sack kleide und einen Krug auf den Kopf setze, so findet er, daß es mir vortrefflich steht."

„Du glaubst also," begann Emilie wieder, „daß Algernon nicht dieselben Augen für mich hat, wie Arwid für Dich?"

Julie sah etwas betroffen aus.

„Gehe jetzt, geh!" unterbrach ich sie; „wir werden sonst nie fertig werden; geh, Julie! ich werde Emilien behülflich sein, und ich wette, daß sie wider ihren Willen schön werden wird." Julie ging endlich zu Helenen, welche alle Tage ihr ausgezeichnet schönes Haar kämmte und in Flechten legte.

Während ich mit Emilien allein war und ihr mit dem in der That fatalen graubraunen Kleide half, sagte ich ihr einige nach meiner Meinung verständige Worte über ihre Gemüthsstimmung oder ihr Benehmen. Sie antwortete mir: „Ich gebe zu, daß ich nicht bin, wie ich sein sollte .... ich wünsche, anders sein zu können; aber ich fühle mich so wenig ruhig und so wenig glücklich, daß ich zuweilen meiner selbst nicht mächtig bin. Ich stehe jetzt im Begriff, eine Verbindung zu schließen, welche ich vielleicht niemals hätte eingehen sollen; und wenn ich während der Zeit, die mir noch bis dahin übrigbleibt, zu der Ueberzeugung kommen sollte, daß meine Furcht gegründet ist, so wird nichts in der Welt mich daran hindern, diese Verbindung aufzuheben und dadurch zu vermeiden, daß ich für meine ganze Lebenszeit unglücklich werde. Denn wenn es wahr ist, daß man in einer glücklichen Ehe

einen Himmel findet, so ist es ebenso gewiß, daß man in einer unglücklichen eine Hölle hat."

„Wenn Du Herrn S. nicht liebst," sagte ich, „so wundert es mich wirklich, daß Du die Sache hast so weit kommen lassen."

„Ihn nicht liebe?" begann Emilie wieder mit größter Ueberraschung; „gewiß liebe ich ihn, und darin liegt grade das größte Unglück, meine Liebe macht mich blind für seine Fehler."

„Das würde Niemand nach Dem vermuthen können, was du soeben sagtest," erwiderte ich lächelnd.

„Ach ja! ach ja!" sagte Emilie; „gleichwol ist es so. Sind doch einige so handgreiflich, daß man nicht blind dafür sein kann; zum Beispiel — er ist zu jung!"

„Wie unwürdig!" sagte ich lachend; „das ist wirklich abscheulich von ihm!"

„Ja, Du kannst lachen, Du! Für mich ist es wirklich nicht lustig. Ich will grade nicht sagen, daß es ein Fehler ist; aber mir gegenüber, es ist dennoch ein Fehler an ihm. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, und also der Grenze meiner Jugendzeit ganz nahe; er ist nur zwei Jahre älter und folglich als Mann noch ganz jung. Ich werde eine ehrbare Matrone, wenn er noch ein junger Mann ist. Möglicherweise ist er zum Leichtsinn geneigt und geht gerne von seiner alten langweiligen Frau zu ....."

„O, o!" unterbrach ich sie; „das war eine beinahe zu weit voraussehende Vorsicht. Hast Du Gründe zu glauben, daß er einen leichtsinnigen Charakter habe?"

„Grade keine bestimmten ..... aber in diesem so leichtsinnigen Zeitalter sind Treue und Beständigkeit so seltene Tugenden. Ich weiß, daß ich nicht Algernon's erste Liebe bin; wer ist mir Bürge dafür, daß ich seine letzte sein werde? Ich würde Alles eher als die Unbeständigkeit meines Mannes ertragen können ..... die glaube ich nicht überleben zu können. Ich habe es Al=

gernon gesagt ...... er hat mir versichert .... aber was versichert nicht ein Liebhaber? .... Außerdem wie kann ich wissen, ob er mich mit der echten, wahren Liebe liebt, die allein stark und ausdauernd ist? Er kann für mich nur eine flüchtige Zuneigung gefaßt haben, — und diese ist ein schwacher, leicht zerreißender Faden! Ich habe auch gedacht (und dies hat mich oft innig gegrämt), daß vielleicht mein Vermögen, oder dasjenige, was ich einst erhalten könnte, Einfluß gehabt hätte ....."

„Nein, jetzt gehst Du zu weit!" sagte ich; „Du siehst Gespenster am hellen Tage. Wie kannst Du solchen Argwohn nur überhaupt fassen? Du hast ihn ja gekannt ......"

„Erst seit zwei Jahren," unterbrach mich Emilie; „und beinahe vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an machte er mir den Hof und zeigte mir natürlich nur seine liebenswürdige Seite ..... Und wer kann wohl in die Herzen der Männer hineinsehen? Sieh, Beate, ich kann nicht sagen, daß ich den Mann kenne, mit dem ich mein Schicksall vereinigen soll. Und wie sollte ich ihn wol haben kennen lernen? Wenn man einander nur allein in dem geordneten Leben der gebildeten Gesellschaft sieht, in welchem die Charaktere fast niemals Gelegenheit haben sich zu entfalten, lernt man an einander nur das Aeußere und Oberflächliche kennen. Eine Person kann böse, geizig, zu übler und mürrischer Laune geneigt, ja, was schlimmer als alles Dies ist, kann ein Mensch ohne alle Religion sein, und dennoch kann man in den Gesellschaftskreisen ihn mehrere Jahre lang sehen, ohne das Geringste von allem Diesem zu ahnen; besonders bekömmt Diejenige am wenigsten etwas davon zu wissen, welche der Gegenstand ist, dem diese Person zu gefallen sucht."

Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte; mir deuchte diese Beschreibung wahr und Emiliens Furcht nicht ungegründet zu sein. Sie fuhr fort:

„Ja, wenn man einander zehn Jahre lang gekannt und gesehen hätte, oder besonders wenn man zusammen gereist wäre — denn auf Reisen ist man nicht so auf seiner Hut und zeigt meistens seinen natürlichen Charakter und Sinnesart ..... dann könnte man noch so ziemlich wissen, woran man wäre."

„Diese Methode," sagte ich, „möchte wol etwas langsam und beschwerlich sein, so vortrefflich sie auch sonst befunden werden mag, und könnte höchstens für Liebende während der Zeit der Kreuzzüge passen. In unsern Tagen spaziert man auf der Königinstraße und fährt höchstens bis zum Nordthore. Mehr kann man nicht verlangen. Während dieser Wanderung sieht man die Welt und wird von ihr gesehen; man wird begrüßt und grüßt; man redet und scherzt und lacht, und findet einander so angenehm, daß man nach Beendigung der kleinen Reise keine Unschlüssigkeit mehr fühlt, die große Reise durchs Leben zusammen zu unternehmen. Aber um jetzt ernsthaft zu reden, hast Du niemals offen mit Algernon über die Gegenstände gesprochen, in denen Du es für so wichtig hältst seine Gesinnungen zu kennen?"

Ja, mehrere Male," erwiderte Emilie; „besonders seitdem wir verlobt sind, und ich habe immer die Gesinnungen und Gefühle, die ich wünschte, gefunden oder zu finden geglaubt; aber ach! ich kann mich so leicht haben blenden lassen, weil ich es heimlich gewünscht habe. Möglicherweise kann auch Algernon in seinem Eifer, mir zu gefallen, sich über sich selbst getäuscht haben. Ich habe mir vorgenommen, alle meine Aufmerksamkeit anzuwenden, um während der kurzen Zeit, die mir noch von meiner Freiheit übrig bleibt, die Wirklichkeit und Wahrheit zu erforschen, und ich werde nicht, wenn ich es ab-

---

*) Königinstraße (Drottning-gata), eine der schönsten Straßen Stockholms, besonders im Winter ein Sammelplatz der beau monde. Anmerk. des Uebers.

wenden kann, durch selbstwillige Blindheit mich und ihn unglücklich machen. Gesetzt auch, er wäre ganz vortrefflich, so könnte er dennoch nicht für mich, ich nicht für ihn passen, unsere Gemüther und Charaktere könnten im Grunde ganz disharmoniren."

Unter allen diesen trübseligen Vermuthungen war Emilie angekleidet worden, und man mußte gestehen, daß ihr Anzug ihr nicht gut stand. Sie schloß die Unterredung mit dieser Aeußerung: „Ich wünsche zuweilen, daß ich schon verheirathet wäre; dann brauchte ich mich nicht mehr mit dem Gedanken zu plagen, daß ich mich verheirathen soll."

„Unzusammenhängender Menschensinn!" dachte ich.

Bei Tische ward Emiliens Toilette allgemein getadelt, besonders vom Cornet; Julie schwieg, redete aber mit den Augen. Der Oberst sagte nichts, betrachtete aber Emilie mit einer etwas sarkastischen Miene, welche sie erröthen machte.

Nach Tische sagte Julie zu Emilien: „Liebe Emilie! ich meinte nicht, daß Algernon Dich nicht gleich liebenswürdig finden würde, wenn Du auch in Sack und Asche gekleidet wärest; ich wollte nur sagen, daß es unrecht wäre, wenn eine Braut ihrem Bräutigame nicht auf alle Weise zu gefallen suchte; ich meinte, daß es recht wäre ...... daß es unrecht wäre .... daß es ......"

Hier verlor Julie den Faden ihrer Demonstration und ward fast ebenso verlegen, wie ein gewisser Bürgermeister, der in derselben Predigt begriffen war. Emilie drückte freundlich ihre Hand und sagte: „Du bist selbst, und zwar ganz glücklich, Deinem Principe gefolgt; denn ich habe Dich kaum besser gekleidet und überhaupt reizender als heute gesehen, und sicherlich wird Arwid es ebenso finden."

Julie erröthete; sie hatte mehr Vergnügen an diesen Worten der Schwester, als sie bei einer Artigkeit von ihrem Bräutigam gefühlt haben würde.

Gegen Abend war das Gestöber im Hause beendet; Alles kehrte in seine frühere gemüthliche Ordnung zurück und die gnädige Frau kam ebenfalls zu Ruhe.

Zur Theezeit langten Algernon und Lieutenant Arwid an. Emilie und Julie errötheten wie Junirosen; die erstere sah nieder, letztere empor.

Algernon zeigte so lebhafte Freude darüber, Emilien wiederzusehen, war so mit ihr allein beschäftigt, nahm so wenig Rücksicht auf die Toilette, welche er keines Blickes würdigte, war aber so entzückt, so glücklich und so liebenswürdig, daß allmälig die Freude, die aus seinen Augen strahlte, einen sympathetischen Glanz in denen Emiliens entzündete, und troß Kleid, Schürze und Kamm war sie an diesem Abende so reizend und einnehmend, daß Julie die Toilette verzieh.

Lieutenant Arwid war nicht weniger vergnügt neben seiner kleinen liebenswürdigen Braut, obgleich es seine Sache nicht zu sein schien, es so wie Algernon in lebhaften und gewählten Ausdrücken zu äußern. Die Beredtsamkeit ist nicht Allen gegeben, und ein Jeder hat seine Weise. Er trank Thee drei Tassen, aß ein Dutzend Brezeln, küßte recht oft die Hand seiner Braut und sah ganz glücklich aus. Ich hörte ihn einige Male „Hol' mich der Tausend!" sagen, und fand, daß ein schöner Mund und eine angenehme Stimme das Unbehagliche häßlicher Worte mildern können. Lieutenant Arwid war in der That ein Adonis, NB. ein Adonis mit einem Schnurbarte.

Sein Gesicht drückte Güte und Ehrlichkeit ...... aber (ich bitte ihn tausend Mal um Verzeihung) auch etwas Einfalt und Selbstliebe aus. Sein schöner, zwanzigjähriger Kopf schien nicht viele Ideen zu beherbergen.

Algernon hatte ein ausgezeichnet edles Aussehen, in welchem Männlichkeit, Güte und Scharfsinn die Hauptzüge waren. Er war lang, hatte regelmäßig schöne Gesichtszüge und die anmuthigste und ungezwungenste Haltung.

„Wie," dachte ich, „kann Emilie ihren Blick auf dieses edle Antlitz heften und nicht alle ihre Furcht, alle ihre Besorgnisse verschwinden fühlen?"

Für diesen Abend verschwanden sie jedoch, oder zogen sich in den dunkelsten Hintergrund der Seele zurück. Die ganze Familie schien glücklich zu sein und Alles war Freude und Leben.

Die Blinde erschien an diesem Abende nicht in der Gesellschaft.

Fünf Tage vor der Hochzeit.

Ungeachtet der Fröhlichkeit und Zufriedenheit, womit der Montag zu Ende ging, erwachte Emilie am Dienstag Morgen mit dem Ausrufe: „Noch einen Tag weniger bis zu dem schrecklichen Tage!"

Schöne Geschenke von Algernon kamen am Vormittage an. Emilien gefiel der Gebrauch nicht, daß ein Bräutigam seiner Geliebten Geschenke gibt.

„Es ist eine barbarische Sitte," sagte sie; „sie macht das Weib zu einer Handelswaare, die der Mann sich gleichsam erkauft. Es sollte genug sein, zu wissen, daß diese Sitte bei allen rohen und wilden Völkerschaften angenommen ist, um die civilisirten zu vermögen, sie abzulegen."

Außerdem fand sie in einigen Geschenken zu wenig auf den Nutzen, zu viel auf den Luxus und das nur Glänzende Rücksicht genommen.

„Wenn er nur kein Verschwender ist!" sagte sie seufzend. „Wie wenig kennt er mich, wenn er glaubt, daß Juwelen mir lieber sind, als einige Blumen, die er mir gibt. So sehr ich das Anmuthige und Elegante liebe, so wenig gefällt mir alle äußere Pracht, alles Prunken und eitle Gepränge. Außerdem ist es nicht für unsere Verhältnisse passend."

Emiliens gute Laune war vorüber; sie betrachtete kaum

die Geschenke, über welche Julie nicht aufhören konnte, „Entzückend! charmant!" auszurufen. Sie nahm den ganzen Vormittag nicht die Wickeln aus dem Haare und ging in einen großen Shawl, welcher schief hing, gehüllt. Der Cornet verglich sie mit einer Hottentottin und bat sie, obgleich sie von rohen und barbarischen Sitten umgeben sei, dennoch nicht zu glauben, daß sie eine Wilde werden müsse. Als wir hinuntergingen, um zu Mittag zu speisen, sagte ich zu ihr, um meine Rolle als wahrhaftige und geschickte Lobrednerin zu erfüllen, wie ungewöhnlich schön und einnehmend ich Algernon fände. „Ja," erwiderte Emilie, „er ist recht schön, viel schöner als Mann, als ich es als Frauenzimmer bin; und dies halte ich für ein wirkliches Unglück."

„Sieh da!" dachte ich, „nun bin ich wieder auf eine Sandbank gerathen." Emilie fuhr fort:

„Es ist selten, daß ein ausgezeichnet schönes Aussehen Den, der es besitzt, nicht eitel macht, und das Unerträglichste, was ich kenne, ist ein Mann, der in seine eigne Person verliebt ist. Gewöhnlich hält er es für die erste Pflicht seiner weniger schönen Frau, seine Schönheit und Liebenswürdigkeit zu verehren und anzubeten. Eitelkeit verkleinert die Frauen, erniedrigt aber die Männer. Nach meiner Ansicht ist das Aeußere bei einem Manne für seine Gattin von geringer oder gar keiner Bedeutung. Ich würde, davon bin ich überzeugt, einen edlen Aesop anbeten können und würde ihn tausend Mal einem Adonis vorziehen. Ein Narciß, der sein eignes Bild anbetet, sieh, Das ist, was ich am abgeschmacktesten finde."

Während Emilie diese letzten Worte sprach, öffnete sie die Thüre zum Salon: Algernon war allein im Zimmer und stand — vor dem Spiegel! — sich, wie es schien, mit größter Aufmerksamkeit betrachtend. Man hätte sehen sollen, wie Emilie erröthete und mit welcher Miene sie ihren Bräutigam empfing, welcher, seinerseits über ihre Verwirrung und ihr verdrossenes Aussehen bestürzt, viel=

leicht auch etwas verlegen darüber, daß er in seinem tête à tête mit dem Spiegel ertappt worden war, gänzlich die Contenance verlor. Es ward jetzt meine Sache, die Unterhaltung mit Bemerkungen über das Wetter, die Wege u. s. w. aufrecht zu erhalten.

Glücklicherweise kam jetzt auch die übrige Familie herein, was eine heilsame Diversion machte.

Emilie fuhr fort, trübe auszusehen, und während er auf sie blickte, verfinsterte sich auch allmälig Algernon's Gesicht. Ich glaubte zu bemerken, daß er ein Gerstenkorn am linken Auge hatte, und fand es glaublich, daß dieses sein tête à tête mit dem Spiegel veranlaßt hätte; aber Emilie wollte es nicht sehen. Mehrere Kleinigkeiten trugen dazu bei, die Stimmung zwischen den beiden Liebenden zu verschlimmern. Algernon fand zufällig Gefallen an Dingen, die Emilien nicht gefielen, und Emiliens Leibgericht ließ er bei Tische an sich vorübergehen. Emilie fand gewiß, daß sie nicht im Geringsten sympathisirten. Algernon machte eine wahre, aber nicht beißende Anmerkung, und ohne besondere Anspielung, über Launen und das Unangenehme derselben. Gleichwol hätte es für dieses Mal ungesagt sein können. Emilie bezog es auf sich und nahm eine immer vornehmere und würdigere Miene an. Julie ward ängstlich: Es wäre weit besser, wenn sie mit einander tüchtig zankten, als daß sie dasitzen und schweigen und sich innerlich ärgern.

Cornet Karl ging zu Emilien und sagte: „Meine gnädige Schwester, ich bitte Dich, sitze nicht da wie die chinesische Mauer, undurchdringlich für alle die Pfeile, welche Algernon's verliebte Augen auf Dich schießen. Sei, wenn Du kannst, etwas weniger Eis. Sieh auf Algernon! geh zu ihm und gib ihm einen Kuß!" — Ja, das sah darnach aus! eher hätte man erwarten können, die chinesische Mauer sich in Bewegung setzen zu sehen. Emilie blickte Algernon nicht einmal an, der sich unendlich nach einer Wiederversöhnung zu sehnen schien. Er schlug vor,

zusammen ein neulich herausgekommenes italienisches Duett zu singen, vermuthlich in der Hoffnung, die Geister der Harmonie würden alle die feindlichen und unmilden, welche den Frieden zwischen ihm und seiner Geliebten gestört hätten, verjagen, und das cor mio, mio ben des Duetts würde bald auch in ihrem Herzen tönen. Vergebliche Hoffnung! Emilie entschuldigte sich mit Kopfweh. Sie hatte es wirklich, und zwar im hohen Grade, wie ich ihren Augen ansehen konnte; sie pflegte es leicht zu bekommen, wenn sie betrübt und beunruhigt ward. Algernon glaubte das Kopfweh erdichtet, und ohne sich um seine Braut zu kümmern, welche in einer Sophaecke saß und ihren geplagten Kopf auf die Hand stützte, gab er seine Absicht zu erkennen, Mozart's Figaro in der Oper zu hören, verbeugte sich hastig vor Allen und ging.

Der Abend schleppte sich langsam hin. Niemand war bei gutem oder fröhlichem Sinne. Alle sahen, daß Emilie litt; deshalb äußerte Niemand eine Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen. Der Oberst allein ließ sich nichts merken und legte ruhig seine Patience.

Als wir uns für den Abend trennten, sagte der Cornet leise zu mir: „Das geht ja rasend! Morgen müssen alle Zerstreuungs-Batterien losgehen."

Der Mittwoch kam. Algernon fand sich früh am Morgen ein. Sein Blick war so liebevoll, seine Stimme so voller Innigkeit, wenn er mit Emilien sprach, daß sie aufthaute und Thränen in ihre Augen traten. Alles ward gut zwischen den Liebenden; Niemand wußte, wie oder warum, nicht einmal sie selbst.

Dieser Tag ging ruhig vorüber, zwei Schrecken abgerechnet, welche Emilie hatte, aber doch überlebte. Der erste traf am Vormittage ein, wo während eines Gesprächs, welches Algernon mit der gnädigen Frau führte, Emilie Aeußerungen von ihm hörte, welche sie eine Minute lang überzeugten, daß er nichts Geringeres als der größte Geizhals auf Erden wäre. Glücklicherweise fand sie bald, daß

er nur die Worte eines Harpagon unter seinen Bekannten citirte, über welche er selbst nachher recht herzlich lachte. Emilie schöpfte Athem und leistete ihm Gesellschaft. — Der zweite Schreck fiel am Abend vor, als während einer ernsten Unterhaltung, die Einige von uns führten, indem wir an einem Fenster in dem klaren Mondschein saßen, ich äußerte: „Es gibt jedoch gute und edle Menschen, die unglücklich genug sind, an kein jenseitiges Leben, an kein höheres Ziel unsers Wesens zu glauben; — diese sind zu beklagen, — nicht zu tadeln....." Mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Angst in ihren schönen Augen sah mich Emilie fragend an. Ihr Gedanke war: „Ist es Algernon, den du entschuldigen willst?" Ich antwortete ihr, indem ich ihre Aufmerksamkeit auf Algernon lenkte, der bei meinen Worten einen Blick zu dem sternengeschmückten Himmel emporrichtete: und dieser Blick war der Ausdruck einer schönen und festen Hoffnung. Auch Emilie sah dann mit Dankbarkeit empor, und als ihre Blicke sich begegneten, strahlten sie von Zärtlichkeit und Freude.

Dieser Tag war auf dem Wege, sich so gut zu endigen! Ach, weshalb mußte Algernon während der Abendmahlzeit ein Billet erhalten; weshalb mußte er beim Lesen desselben verwirrt werden und nachher viel von seiner Heiterkeit verlieren; weshalb so hastig und ohne eine Erklärung fortgehen?

Ja, weshalb? — das wußte Niemand; aber Mancher von uns hätte es für sein Leben gern wissen mögen.

„Es kann Dir doch nicht einfallen, des Billetes halben etwas Böses von Algernon zu denken?" sagte Julie zu Emilien, als sie zu Bette gingen.

„Gute Nacht, Julie!" antwortete Emilie seufzend.

Emilie hatte keine gute Nacht.

Donnerstag. Wolken und Nebel um Emilie. Verunglückte Versuche von unserer Seite, sie zu zerstreuen. Sogleich beim Frühstück zog der Cornet mit Napoleon

und Karl dem Zwölften zu Felde. Emilie konnte nicht streiten. Julie und Helene bemühten sich vergebens, sie zu erheitern. Ich wagte in meiner Rolle kein einziges Wort zu sagen. Das Billet, das Billet lag Allen im Wege.

Um zwölf Uhr kam Algernon. Er sah ganz erhitzt aus, und etwas ungewöhnlich Funkelndes lag in seinen Augen. Emilie hatte am vorhergehenden Tage versprochen, jetzt mit ihm eine Fahrt im offenen Schlitten, zu machen; er kam, um sie abzuholen. Ein schöner Schlitten, mit zierlichen Rennthierfellen bedeckt, stand an dem Thore. Emilie lehnte es kalt und bestimmt ab, mitzufahren. „Warum?" fragte Algernon. „Des Billets wegen," hätte Emilie der Wahrheit gemäß erwidern müssen; aber sie sagte:

„Ich wünsche zu Hause zu bleiben."

„Bist Du krank?"

„Nein."

„Weshalb willst Du mir das Vergnügen nicht machen, mit mir zu fahren, wie Du versprochen hast?"

„Das Billet, das Billet," dachte Emilie; aber sie erröthete blos und sagte noch ein Mal: „Ich wünsche zu Hause zu bleiben."

Algernon ward böse. Er erröthete heftig und seine Augen flammten. Er ging hinaus, indem er ziemlich hart die Thüre hinter sich schloß.

Der Bediente, der am Thore mit dem Schlitten hielt, hatte diesen unterdessen verlassen. Das Pferd, von einem Schneesturz erschreckt und sich selbst überlassen, fuhr zurück, warf eine alte Frau um und würde vermuthlich durchgegangen sein, wenn nicht Algernon, der eben auf den Platz herabkam, vorgestürzt wäre und mit kräftiger Hand den Zügel ergriffen hätte. Nachdem er das Pferd zur Ruhe gebracht hatte, rief er einen Kerl herbei, dem er es zu halten übergab, und eilte selbst, die alte Frau aufzurichten, welche vor Schrecken sich nicht zu rühren gewagt hatte, die aber zu allem Glücke nicht im Geringsten beschädigt

zu sein schien. Er sprach eine Weile mit ihr und gab ihr Geld.

Seinem Bedienten, welcher endlich kam, gab er eine Ohrfeige, warf sich darauf in den Schlitten, nahm selbst die Zügel und fuhr davon wie ein Blitz.

Gleich hatte Emilie neben mir vom Fenster aus diesen Auftritt betrachtet; aber bei der letzten Abtheilung desselben rief sie aus:

„Er ist heftig, auffahrend, rasend!' Und sie brach in Thränen aus.

„Er hat," sagte ich, „menschliche Schwachheiten, und das ist Alles. Er kam in einer aufgeregten und unruhigen Gemüthsstimmung hierher; Deine Weigerung, Dein einmal gegebenes Versprechen zu erfüllen, und zwar ohne einen einzigen Grund dafür anzugeben, mußte ihn natürlich aufbringen; die Nachlässigkeit seines Bedienten, welche so leicht ein großes Unglück hätte veranlassen können, steigerte seine Hitze, die sich dennoch nur durch eine einzige Ohrfeige Luft machte, welche von Dem, der sie erhielt, recht wohl verdient war. Es ist zu viel von einem jungen Manne verlangt, daß er sich vollkommen kalt und ruhig verhalten solle, wenn dicht auf einander folgende Verdrießlichkeiten sein Gemüth in Gährung bringen. Es ist genug, wenn man während seiner Hitze so menschlich und gut verbleibt, wie wir soeben Algernon gegen die alte Frau sich benehmen sahen. Ich glaube übrigens, Emilie, daß, wenn Du, anstatt Algernon's Sinn durch Launenhaftigkeit und Verkehrtheit aufzureizen (verzeihe mir die beiden schönen Benennungen), die große Gewalt, die Du, wie wir Alle sehen, über ihn hast, zum Guten anwenden wolltest, so würdest Du ihn nie auffahrend oder rasend sehen, wie Du es nennst."

Ich war mit meiner kleinen Rede sehr zufrieden, nachdem ich sie geendigt hatte, und dachte, daß sie eine wunderbar kräftige Wirkung hervorbringen würde; — aber Emilie schwieg und sah unglücklich aus.

Algernon kam zum Mittag nicht wieder.

Cornet Karl erzählte am Nachmittage, daß er von einem seiner Kameraden gehört habe, es hätte am Vormittage desselben Tages ein Duell stattgefunden. Einer von den Duellanten war Algernon's bester Freund und hatte ihn ersucht, sein Secundant zu sein. Er hatte dies durch ein Billet gethan (dies sagte der Cornet mit ausdrücklicher Betonung), welches hier im Hause, wo Algernon sich grade befand, abgeliefert wurde, gestern Abend um neun Uhr und fünfundvierzig Minuten. Algernon hatte alles Mögliche gethan, um das Duell zu verhindern; — aber vergebens. Der Zweikampf fand statt, und Algernon's Freund verwundete seinen Gegner gefährlich. Die näheren Umstände kannte der Cornet nicht.

Jetzt war Alles erklärt und Algernon's Bild stand hell vor Emilien.

Algernon kam gegen Abend, er war ganz ruhig, aber ernst und ging nicht, wie gewöhnlich, sich neben seine Braut zu setzen. Emilie war nicht froh, schien nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun zu wollen und zeigte doch durch viele kleine Aufmerksamkeiten für Algernon, wie sehr sie ihn zu versöhnen wünschte. Sie bot ihm selbst Thee, fragte, ob er ihn süß genug fände, ob sie ihm noch eine Tasse einschenken dürfte u. s. w. Algernon blieb kalt gegen sie, schien oft in tiefe Gedanken zu verfallen und vergaß, wo er war. Emilie zog sich verletzt zurück, ward ganz niedergeschlagen, setzte sich in einiger Entfernung, um zu nähen, und sah lange Zeit nicht von ihrer Arbeit auf.

Cornet Karl sagte zu Helenen und zu mir: „Dies geht grade nicht besonders gut; aber was in aller Welt soll man thun, damit es besser wird? Ich kann jetzt nicht wieder mit Napoleon und Karl dem Zwölften hervorkommen, — ich brachte sie ja schon heute Vormittag aufs Tapet, und es glückte überdies nicht besonders. Man muß gestehen, daß Emilie keine liebenswürdige Braut ist. Wird sie als Frau nicht anders, dann.... Sollte sie

jetzt nicht zu Algernon gehen und ihn zu trösten und zu erheitern suchen. Sieh, jetzt geht sie — Nein, sie holte nur einen Knäuel Zwirn. Armer Algernon! ich fange an, zu glauben, daß es ein wahres Glück für mich ist, so gefühllos zu sein. Die armen Liebenden haben ärgere Plackereien zu erleiden, als Die, welche die Grade passiren*). Wäre ich Bräutigam..... Was willst Du, kleiner Claes? ..... sage, was gibt's..... einen Zwieback? Gehe zu Emilien, ich habe keine Zwiebäcke! Ja, es kann Ihrer Hoheit wohl thun, sich ein wenig zu rühren."

Der Cornet sah nicht, wie Ihre Hoheit diesen Abend im Grunde ihres Herzens ganz demüthig war und daß Algernon jetzt die größte Schuld an der zwischen ihnen obwaltenden Kälte trug.

Algernon und Emilie näherten sich diesen Abend einander nicht und schieden kalt von einander — wenigstens scheinbar.

Freitag Morgen beschloß Emilie, ihre Verbindung solle aufgehoben werden. Algernon war edel, vortrefflich; — aber er war zu streng und liebte sie nicht; — das hatte sie am vergangenen Abend deutlich gesehen; sie wollte jetzt eine besondere Unterredung mit ihm haben u. s. w. Algernon kam. Er war viel heiterer als am Tage vorher und schien zu wünschen, daß alles Unangenehme vergessen sein möchte. Emilie war anfangs feierlich in Gedanken an ihr wichtiges Vorhaben; aber Julie, Helene, die gnädige Frau, Cornet Karl und ich machten uns so mit ihr zu schaffen, daß wir sie allmälig in unsern Wirbel hineinzogen und sie von besondern Unterredungen wie innern Grübeleien abhielten. Man bekam zuweilen wieder ihr herzliches Lachen zu hören und ihr gedankenvolles Wesen ging nicht in Schwermuth über.

*) Grade passiren (passera graderna) ist ein Ausdruck, der sich auf die jungen Militairs bezieht, die, um sich zu Offizierstellen zu befähigen, verschiedene Dienstgrade und Examina durchgehen müssen. Anmerk. d. Uebers.

Am Nachmittage dieses Tages ward der Ehecontract unterschrieben.

Selbst Sir Charles Grandison's Braut, die schöne Harriet Byron, ließ (so sagt man) die Feder fallen, welche sie ergriffen hatte, um ihren Ehecontract zu unterzeichnen, und hatte nicht die Stärke und Geistesgegenwart, ihr Schicksal zu unterschreiben. Millionen junger Bräute haben in dieser Stunde gezittert und sich wie sie benommen; was Wunder war es also wol, daß die zagende und schüchterne Emilie vor Angst außer sich war! Die Feder fiel ihr nicht allein aus der Hand, sondern machte einen großen Dintenklecks auf dem wichtigen Papiere, welchen sie ui diesem Augenblicke als ein Unglücks-Omen betrachtete, und ich zweifle daran, daß sie noch unterzeichnet haben würde, wenn nicht der Oberst (ganz so wie Sir Charles) die Feder genommen, sie zwischen ihre Finger gesetzt und ihre zitternde Hand ergriffen und geführt hätte.

Als wir am Abende auf unserer Stube allein waren, sagte Emilie mit einem tiefen Seufzer:

„Es muß also geschehen! Es kann wol nicht mehr geholfen werden..... und übermorgen wird er mich von Allem wegführen, was ich so innig liebe!"

„Man sollte glauben können," sagte Julie lächelnd, aber mit Thränen in den Augen, „daß es gelte, bis ans Ende der Welt zu reisen, und dennoch werden uns nur einige Straßen und Märkte von Dir trennen, und wir können einander alle Tage sehen."

„Ja, alle Tage!" sagte Emilie weinend; „aber nicht wie jetzt alle Stunden."

Am Sonnabende war Emilie gut und liebevoll gegen Alle, aber, niedergeschlagen und unruhig, schien sie den Gedanken entfliehen zu wollen, die sie überall verfolgten.

Algernon ward mit jedem Augenblicke ernster und betrachtete seine Braut mit bekümmerten und forschenden Blicken. Er sah aus, als fürchtete er, sie gebe ihm mit ihrer Hand nicht auch ihr ganzes Herz. Dennoch schien

er sich vor Erklärung aller Art zu scheuen und vermied es, sich mit Emilien allein zu finden.

Ich hatte durch eine Base von der Schwägerin der Stiefschwester der Köchin im Hause erfahren, daß Algernon in mehreren armen Familien hatte Eßwaaren und Geld austheilen lassen, mit dem Bemerken, daß sie sich an diesem Sonntage eine gute Mahlzeit machen und fröhlich sein sollten. Ich erzählte dies Emilien, welche ihrerseits dasselbe hatte thun lassen. Diese Sympathie in ihren Gedanken erfreute sie und gab ihr etwas Muth wieder.

Indessen hatte man von allen Seiten fleißig genäht und gearbeitet, sodaß Alles an dem Tage vor der Hochzeit fertig und in Ordnung war.

Es lag etwas Feierliches in dem Abschiede am Abende. Alle umarmten Emilie und in Aller Augen standen Thränen. Emilie ward ihrer Rührung Herr, konnte aber nicht sprechen. Alle dachten an den morgenden Tag.

Der Hochzeitstag.

Der große, der erwartete, der gefürchtete Tag kam endlich. Emilie, kaum aufgestanden, sah mit einem ahnungsvollen Blicke zum Himmel empor. Er war mit grauen Wolken überzogen. Die Luft war kalt und feucht; Alles, was man durchs Fenster sehen konnte, trug das melancholische Gepräge, welches ein kühler Wintertag den lebenden wie den leblosen Dingen aufdrückt. Der Rauch, welcher aus den Schornsteinen aufstieg, ward niedergedrückt und wälzte sich langsam über die Dächer hin, ihre weißen Schneedecken schwärzend. Einige Weiber mit rothen Nasen und blauen Backen führten ihre Milchkarren zu Markte, Schritt für Schritt von magern Gäulen gezogen, die mehr als gewöhnlich ihre struppigen Köpfe zur Erde herabhängen ließen. Selbst die kleinen Sperlinge schienen nicht bei der gewöhnlichen muntern Laune zu sein; sie saßen still und zusammengekauert längs den Dachrinnen, ohne zu zwitschern oder zu fressen. Dann und wann streckte einer von ihnen den Flügel, öffnete einer seinen kleinen Schnabel; aber es geschah sichtlich aus Ueberdruß. Emilie seufzte tief. Ein klarer Himmel, ein wenig Sonnenschein würde ihr bedrücktes Gemüth erheitert und erquickt haben. Wer wünscht nicht, daß eine klare Sonne über seinen Hochzeitstag strahlen möchte? Es scheint uns, als könnte Hymen's Fackel nicht recht klar brennen, wenn sie nicht an dem reinen Lichte

der Himmelsstrahlen angezündet würde. Ein geheimer Glaube, daß der Himmel nicht gleichgültig auf unsere irdischen Schicksale blicke, bleibt beständig in der Tiefe unseres Herzens, und so sehr wir auch Staub, so sehr wir auch Atome sind, so sehen wir doch, wenn die ewigen Festen von Gewölk verdunkelt werden oder wenn sie in Klarheit strahlen, in diesem Wechsel immer irgend eine Sympathie oder eine Vorbedeutung, welche uns gilt, und oft, recht oft sind unsere Hoffnung und unsere Furcht Kinder des Windes und der Wolken.

Emilie, die eine schlaflose Nacht verbracht und von den Auftritten des vorhergehenden Tages noch bedrückt war, wurde über den kühlen Morgen ganz verzagt. Sie klagte über Kopfweh, und nachdem sie beim Frühstück ihre Eltern und Geschwister umarmt hatte, bat sie, den Vormittag einsam auf ihrer Stube zubringen zu dürfen. Es ward gewährt. Der Oberst sah ernster aus als gewöhnlich. Die gnädige Frau hatte eine so sorgenvolle Miene, daß es Einem ins Herz schnitt sie anzusehen. Besorgtheit und Unruhe wegen Emilie, allerlei Sorgen wegen des Hochzeitsmahles nahmen wechselsweise ihre Seele in Anspruch, und Alles, was sie sagte, fing mit „Ach!“ an. Der Cornet war auch nicht froh und Helenens ausdrucksvolles Gesicht hatte einen leichten Zug von Wehmuth. Julie war unaussprechlich verwundert darüber, daß ein Hochzeitstag so düster beginnen könne, und wechselte unaufhörlich ihre Mienen, die bald weinerlich, bald lachend waren. Nur der Magister und die kleinen Dicken waren in der gewöhnlichen Gemüthsstimmung. Der Erste biß sich auf die Nägel und schwieg und guckte in die Luft; die Letzteren hörten niemals auf zu frühstücken.

Ich war der gnädigen Frau den ganzen Vormittag behülflich, und Dessen, was wir theils zu besprechen und anzuordnen, theils selbst zu bewerkstelligen und Hand daran zu legen hatten, war nicht wenig: wir quirlten den Citron-Crême, gossen Wasser auf den Braten, salzten die Bouillon,

wehklagten zusammen über die verunglückten Pasteten, freuten uns über den prachtvollen Aufsatz und verbrannten unsere Zungen wol an zwanzig Saucen. Ach, es sind keine poëtischen Flammen, welche Hymen's Fackel am Küchenheerde anzündet!

Der Oberst bereitete selbst die Bowlen mit Bischof und Punsch, und machte uns nicht wenig Beschwerde und Störung; so viel Sachen, so viel Leute und so viel Platz brauchte er dazu, und schien zu glauben, daß weiter nichts von Bedeutung zu thun wäre; was die gnädige Frau ein wenig ärgerte. Sie gab ihrem Manne deshalb eine kleine Lection, und er — er gab ihr recht!

Während ich die Köchin mit der elegantesten Weise, ein Vorgericht anzurichten, bekannt machte, kam Julie mit Thränen in den Augen in die Küche hereingesprungen: „Gib mir, gib mir" rief sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, „etwas Gutes für Emilie! Sie aß nichts zum Frühstück, sie wird krank werden, sie wird heute noch aus lauter Schwäche eine Ohnmacht bekommen! Was hast Du hier? Bouillon-Eier! ich nehme zwei. Gläser mit Gelée! ich nehme zwei! Ich darf doch? Ach, nun etwas Caprice-Sauce, das macht lebendig, — und jetzt ein Stück Fisch oder Fleisch dazu, ein Paar Franzbrote.... und dann noch einige Backwerke dazu, dann bin ich zufrieden. Emilie ißt so gerne Süßigkeiten. — Weißt Du, was sie thut, Beate?" fuhr sie flüsternd fort; „sie betet zu Gott, ich habe durchs Schlüsselloch geguckt, sie liegt auf den Knieen und betet. Gott segne sie!" und klare Perlen liefen über Juliens Wangen, während sie mit drei vollen Tellern hinauseilte, die sie trug, ich begreife nicht wie.

Endlich nahmen unsere Anordnungen ein Ende; Alles ward jetzt nebst den nöthigen Instructionen den Händen der Dienerschaft überlassen, und der Oberst, die gnädige Frau und ich gingen, um uns zum Mittag anzukleiden.

Später ging ich zu Emilien hinein. Sie stand vor dem Spiegel in ihrem Brautputze und betrachtete sich mit

einem Blicke, der weder Vergnügen, noch jenes Selbstbehagen ausdrückte, welches ein schönes und wohlgekleidetes Frauenzimmer fast immer bei der Anschauung ihres liebenswürdigen Ich empfindet. Helene befestigte ihre Armbänder und Julie lag auf den Knieen, um etwas an dem Spitzenbesatze in Ordnung zu bringen. „Sieh!“ rief Julie aus, als ich ins Zimmer trat, „ist sie nicht reizend? ist sie nicht hübsch? — Und dennoch,“ fügte sie leise hinzu, „möchte ich gern die Hälfte von alle Dem, was ich besitze, hingeben, um ihr eine andere Miene zu kaufen. Sie ist trübe und grau wie das Wetter!“

Emilie, welche die letzten Worte gehört hatte, sagte: „Man kann nicht fröhlich aussehen, wenn man nicht glücklich ist. Alles kommt mir so schwerfällig, so unerträglich vor. Dieser Tag ist ein entsetzlicher Tag. Ich möchte sterben wollen!“

„Herr Gott!“ sagte Julie zu mir und rang die Hände: „jetzt fängt sie an zu weinen.... bekömmt rothe Augen und eine rothe Nase und wird gar nicht mehr schön. — Was sollen wir machen?“

„Liebe Emilie!“ sagte Helene sanft, indem sie die Hand der Schwester an ihren Mund führte; „bist Du nicht ein wenig unverständig? Diese Heirath ist ja Dein eigner wie unser Aller Wunsch. Nach Allem, was Menschenvernunft beurtheilen kann, mußt Du glücklich werden. Hat nicht Algernon die edelsten Eigenschaften...... liebt er Dich nicht auf das Zärtlichste? Wo würdest Du einen Gatten finden, der für Deine Eltern ein liebevollerer Sohn, für Deine Geschwister ein besserer Bruder wäre?“

„Alles dies ist wahr, Helene, oder vielmehr alles dies scheint wahr zu sein. Aber ach, wenn ich denke, daß ich jetzt im Begriff stehe, meine ganze Existenz zu verändern ..... daß ich meine Eltern verlassen soll, daß ich Euch, meine guten, geliebten Schwestern, und dieses Haus, wo ich so glücklich gewesen, verlassen soll — und dies eines Mannes wegen, dessen Herz ich nicht so kenne, wie ich die

Eurigen kenne, der sich in seinem Benehmen gegen mich verändern, der mich auf mannichfache Weise unglücklich machen kann, — und dieser Mann soll in Zukunft mein Alles werden.... mein Schicksal soll unwiderruflich an das seinige gebunden sein .... o meine Schwestern, wenn ich an alles dies denke, so wird es finster vor meinen Augen, ich fühle meine Kniee zittern, — und wenn ich denke, daß heute .... heute .... mein Schicksal entschieden werden soll ..... und daß ich noch Freiheit habe, noch zurückgehen kann ..... da fühle ich Qualen der Unentschlossenheit, der Ungewißheit, die sich Niemand vorstellen kann. Beate! Schwestern! heirathet niemals!"

„Aber, liebste Emilie," begann Helene wieder, „Du, die Du es so leicht findest, der Nothwendigkeit nachzugeben, denke nur daran, daß Dein Schicksal schon entschieden, daß es jetzt schon zu spät ist, Deinem Glücke zu entsagen."

„Zu spät!" rief Emilie aus, ohne die letzten Worte zu beachten — „zu spät ist es nicht, so lange der Priester uns nicht vereint hat, ... ja selbst am Fuße des Altars habe ich noch das Recht .... und kann ...."

„Und Du würdest das Herz dazu haben?" brach Julie in einem höchst tragischen Tone aus; „Du könntest Algernon zur Verzweiflung bringen wollen? Du könntest wirklich" .... Sie hielt hier inne, denn der Oberst stand in der Thüre mit übergeschlagenen Armen, indem er mit seiner ironischen Miene Julie betrachtete, welche in einer Stellung dastand, die denen nicht unähnlich war, wegen welcher die ruchtbare Demoiselle George in „Semiramis" und „Maria Stuart" applaudirt wurde. Julie erröthete, aber mehr noch Emilie.

Der Cornet, der seinem Vater folgte, überreichte seiner Schwester von Seiten Algernon's einige frische, ausgesucht schöne Blumen, nebst einem Billet, das einige wenige, aber nichts weniger als kalte und inhaltlose Zeilen enthielt. Emiliens Antlitz klärte sich auf; sie drückte

ihrem Bruder die Hand. Er warf sich in einem Raptus ritterlicher Gesinnung auf die Kniee und bat um die Gnade, ihre Schuhspitze küssen zu dürfen. Sie hielt ihm mit einer gnädigen Miene ihren kleinen Fuß hin, und während er sich niederbückte, wie es schien, nicht in der Absicht, die Schuhspitze zu küssen, sondern um in sie hineinzubeißen, schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte ihn herzlich. Der Oberst nahm ihre Hand, stellte sie mitten im Zimmer hin und wir bildeten um sie einen Kreis. Als sie seine zärtlichen Vaterblicke und die unsrigen voll von Bewunderung und Liebe auf sie gerichtet sah, ward sie von einem angenehmen Gefühle ergriffen, erröthete und ward so schön, wie Julie es jemals wünschen konnte. Ihr Anzug war einfach, aber höchst geschmackvoll und elegant. Für diejenigen meiner jungen Leserinnen, die etwas mehr über ihre Toilette zu wissen wünschen, steht hier: daß sie ein weißes, mit Spitzen garnirtes Seidenkleid anhatte; in ihrem hellen, unendlich wohl gelegten Haare prangte die grüne Myrthenkrone, über welche ein Schleier (Helenens prachtvolle Arbeit) auf eine pittoreske Weise geworfen war, und dieser verlieh ihrem sanften und unschuldvollen Gesichte vollkommene Aehnlichkeit mit dem einer Madonna von Paul Veronese. Um sie bezaubernd zu machen, fehlte nur jener Ausdruck von Glückseligkeit, von Hoffnung und Liebe, welcher die schönste Zierde einer Braut ist.

Indessen schien ihr Herz etwas leichter geworden zu sein, und, wie im Einklang mit ihren Gefühlen, brach die Sonne durch die Wolken hervor und warf einige blasse Strahlen ins Zimmer herein.

Die äußere sowie die innere Hellung dauerte jedoch nur einige Augenblicke. Es ward wieder finster. Als wir zum Mittage hinabgingen, zeigte mir Julie mit einer klagenden Miene die Gerichte, die sie für Emilie geholt hatte und die unberührt waren. Ein einziges Gelée-Glas war geleert.

Bei Tische blickte Emilie auf alle Diejenigen umher,

welche sie jetzt bald verlassen sollte, und ihr Herz schwoll, und Thränen drangen unaufhörlich in ihre Augen hervor. Der Mittag verlief ohne die gewöhnliche Munterkeit, und Niemand schien mit Appetit zu essen, jedoch stets den Magister und die kleinen Dicken ausgenommen. Emilie, welche unter der Myrthenkrone mehr bedrückt zu sein schien, wie jemals ein König unter dem Diademe, aß nichts und lachte nicht ein einziges Mal während des Mittags, ungeachtet der vortrefflichen Gelegenheiten dazu, die ihr durch die drei merkwürdigen Confusionen des Magisters geboten wurden, über welche sogar der Oberst nicht umhin konnte zu lächeln. Die erste war, daß er seine Schnupftabaksdose und das Salzfaß, welche beide neben ihm auf dem Tische standen, verwechselte, eine tüchtige Portion Schnupftabak in die Suppe streute und sich eine ansehnliche Prise aus dem Salzfasse nahm; was ihn manche seltsame Grimassen machen und manche Thräne vergießen ließ; die zweite, daß er, um diese abzutrocknen, statt seines Taschentuches einen Zipfel von dem Shawl der gnädigen Frau ergriff, der ihm jedoch mit Eile und Schrecken entrissen ward; die dritte, daß er mit dem Bedienten, der ihm Braten anbot, Complimente machte und bat, das Fräulein möchte doch so gut sein, sich erst selbst zu bedienen. Julie sah höchst besorgt auf ihre Schwester. „Sie ißt weder, noch lacht sie," flüsterte sie mir zu; „es ist zu kläglich!"

Noch kläglicher ward es am Nachmittage, während die wenigen Gäste, die eingeladen waren, sich versammelten und Algernon, der frühzeitig erwartet ward, sich nicht sehen ließ. Die gnädige Frau sah unaufhörlich mit der unruhigsten Miene von der Welt nach der Thür und kam drei oder vier Mal zu mir, nur um mir zu sagen: „Ich kann nicht begreifen, warum Algernon so lange ausbleibt." Die Ankommenden fragten auch nach ihm; Emilie fragte nicht, sah nicht nach der Thüre, aber man konnte deutlich merken, wie sie mit jedem Augenblicke ernster und blässer ward. Julie setzte sich neben mich, nannte mir

die Fremden, welche eintraten, und fügte einige Bemerkungen hinzu. „Diese schöne Frau da, die sich so wohl präsentirt, ist die Baronin S. Wer sollte wol glauben können, daß sie jedes Mal, wenn sie in einen Salon eintritt, so verlegen ist, daß sie zittert? Sieh ihre seelenvollen Augen, aber traue ihnen nicht, sie kann von nichts Anderm als vom Wetter reden, und zu Hause bei sich gähnt sie den ganzen Tag über. Wer kömmt jetzt, der so bettlermäßig den Hut vor sich her durch die Thüre reckt? — Ha ha! Onkel P....; das ist ein guter Alter, aber er hat die Schlafsucht. Gott gebe nur, daß er während der Ceremonie nicht zu schnarchen anfängt! Sieh meinen Arwid, Beate, dort am Ofen. Ist er nicht ein Apollo? Es scheint mir jedoch, als wärme er sich mit gar zu vieler Bequemlichkeit .... er scheint ganz zu vergessen, daß noch andere Leute im Zimmer sind. Die jetzt hereinkam, ist meine Cousine, Madame M. Sie ist ein Engel. Dieser kleine zarte Körper umschließt eine große Seele."

„Sieh, wie Emilie sie Alle empfängt ..... grade als wollte sie sagen: Ihr seid sehr gütig, meine Herren und Damen, daß Ihr kommt, meinem Leichenbegängniß beizuwohnen! Ich begreife nicht, was Algernon vor hat, daß er so lange ausbleibt. Herr Gott! wie unglücklich Emilie aussieht!"

„Sieh, da ist der Prediger! Ungeachtet seiner Warzen und seines rothen Auges hat er doch ein einnehmendes Aeußere und ich fühle gleichsam Respect vor ihm."

„Sieh, wie Karl Emilie zu erheitern und zu zerstreuen sucht. Recht gethan, Bruder! aber jetzt hilft es nichts."

„Nun gottlob, da ist Algernon endlich! Aber wie ernst und bleich er ist! ..... und doch ist er schön. Er geht zu ihr hin, — sieh nur, wie stolz ihre Miene ist! Er entschuldigt sich, glaube ich, ... was? er hat heftiges Zahnweh gehabt, er hat sich einen Zahn müssen ausziehen lassen! Armer Algernon! Zahnweh an seinem

Hochzeitstage! Welches Schicksal! Sieh, jetzt sitzen sie Alle im Kreise! Ein Kreis von sitzenden Personen kann auch mich unwohl machen. Wovon reden sie? Ich glaube wahrhaftig, sie unterhalten sich vom Wetter. Ein höchst interessanter Gegenstand, das ist gewiß. Aber es ist auch wirklich nicht ermunternd; — höre, wie Schnee und Regen gegen die Fenster prasseln! Es ist entsetzlich warm hier innen .... und Emilie trägt dazu bei, die Luft schwer zu machen. Ich muß gehen und mit ihr reden."

Bald darauf kam Jemand und sagte, daß Treppen und Vorsaal voller Leute wären, die die Braut zu sehen wünschten.

Neue Pein für die schüchterne Emilie. Sie stand auf, setzte sich aber schnell wieder und erbleichte. „Eau de Cologne! Eau de Cologne!" schrie Julie mir zu, „sie wird bleich, sie fällt in Ohnmacht!" — „Wasser!" schrie der Oberst mit donnernder Stimme. Der Magister bekam den Theekessel in die Hand und eilte damit vor. Ich weiß nicht, ob dieser Anblick oder eine Bemühung der Seele, die aufgeregten Gefühle zu bezwingen, es bewirkte, daß Emilie ihre Schwäche überwand; sie erholte sich schnell und ging, von ihren Schwestern begleitet, hinaus, während sie einen Blick voll Unruhe und Unzufriedenheit auf Algernon warf, der in einiger Entfernung unbeweglich dastand und sie mit einem ungewöhnlichen, fast strengen Ernste betrachtete.

„Sind Sie toll?" rief halblaut Onkel P. und riß den Magister am Arme, der noch mit verwirrten Augen und den Theekessel in der Hand dastand. Der Magister erschrak, wandte sich hastig um und stieß die kleinen Dicken, welche über einander umfielen, wie zwei Kegel, welche die Kugel berührt hat. Der Kessel in der Hand des Magisters wippte zu, brannte seine Finger, und er ließ ihn mit einem Weherufe auf die unglücklichen Kleinen fallen, über deren unbewegliche Körper eine Dampfwolke wirbelnd

emporstieg. Wäre der Mond heruntergefallen, so hätte das keine größere Bestürzung hervorbringen können, als im ersten Augenblicke diese Katastrophe mit dem Kessel. Axel und Claes gaben keinen Laut von sich und die gnädige Frau wollte schon glauben, daß es mit ihnen ganz vorbei wäre. Nachdem aber Algernon und der Oberst sie aufgerichtet und gerüttelt hatten, ward man gewahr, daß sie vollkommen am Leben waren. Sie waren nur so überrascht, erschrocken, so außer sich, daß sie im ersten Augenblicke weder sich rühren noch sprechen konnten. Glücklicherweise war das heiße Wasser, womit sie begossen worden, größtentheils auf ihre Kleider gekommen; es war außerdem vermuthlich schon etwas abgekühlt, indem man schon vor einer halben Stunde aufgehört hatte Thee zu trinken. Nur ein Fleck auf Axel's Stirne und einer auf Claes' linker Hand erforderte einige Behandlung. Der Magister war in Verzweiflung; die Kleinen weinten. Man brachte sie zu Bette, und ich versprach, so viel Zeit, als mir zu Gebote stand, bei ihnen zuzubringen. Die liebenswürdige Güte der gnädigen Frau, welche machte, daß sie niemals mit Ruhe ein betrübtes Gesicht sehen konnte, veranlaßte sie, zunächst den Magister zu trösten. Es glückte ihr am besten dadurch, daß sie ihn darauf aufmerksam machte, mit welchem echt spartanischen Geiste die Buben den ersten Choque empfangen hätten, und daß sie dies als ein ausgezeichnetes Zeugniß der vortrefflichen Erziehung ansehe, die er ihnen gegeben. Der Magister wurde ganz froh und ganz warm, und sagte sich brüstend, daß er aus den hoffnungsvollen Söhnen der gnädigen Frau wirkliche Spartaner zu bilden hoffe. Die gnädige Frau hoffte, daß dies nicht durch erneuerte Sturzbäder von kochendem Wasser geschehen möchte; aber sie schwieg mit ihrer Hoffnung.

Mittlerweile war die Ausstellung der Braut beendigt, und ermüdet verließ Emilie das Zimmer, wo sie, der in Schweden gebräuchlichen, seltsamen, aber alten Sitte ge-

māß, genöthigt gewesen war, sich vor einer Menge neugieriger und gleichgültig musternder Blicke zu zeigen.

„Man hat sie nicht schön gefunden," sagte Julie in einem jammervollen Tone zu mir; „und dies nimmt mich nicht Wunder, sie war ja so finster und kühl wie ein Herbsthimmel."

Wir hatten Emilie in ein entferntes Zimmer geführt, um sie eine Weile ausruhen zu lassen. Sie sank auf einen Stuhl nieder, hielt das Tuch vors Gesicht und schwieg.

Alles war im Salon für die Ceremonie in Bereitschaft. Man wartete nur auf Emilie.

„Rieche an Eau de Cologne, Emilie, trinke ein Glas Wasser!" bat Julie, die jetzt zu zittern anfing.

„Man wartet auf Dich, beste Emilie!" sagte Cornet Karl, der jetzt ins Zimmer hereintrat und sich erbot, die Schwester hinauszubegleiten.

„Ich kann nicht ··· ich kann wirklich nicht kommen!" sagte Emilie mit einer Stimme, in der sich die höchste Angst ausdrückte.

„Du kannst nicht?" rief der Cornet im höchsten Erstaunen aus; „weshalb nicht?" Und er sah uns Alle fragend an. Julie stand in einer tragischen Attitüde da, die Hände über den Kopf gefaltet. Helene saß da mit einem Ausdrucke von Misvergnügen in ihrem ruhigen Gesichte, und ich — ich kann mich unmöglich erinnern, was ich that, aber in meinem Herzen sympathisirte ich mit Emilien. Niemand von uns antwortete.

„Nein, ich kann nicht kommen!" fuhr Emilie mit ganz ungewöhnlichem Effecte fort; „ich kann diesen für immer bindenden Eid nicht schwören. Es ahnt mir sicher; ······ wir werden vereint unglücklich werden, ··· wir passen nicht für einander. Es kann meine Schuld sein; aber es ist mir dennoch gewiß. In diesem Augenblicke ist er sicherlich mit mir unzufrieden, hält mich für ein launenhaftes Geschöpf, ···· denkt mit Widerwillen

daran, mit einem solchen sein Schicksal zu verbinden .... sein strenger Blick sagte mir alles dies soeben, ... er kann recht, vollkommen recht haben .... und deshalb ist es am besten für ihn wie für mich, daß wir uns trennen."

„Aber, Emilie," rief der Bruder aus, „bedenkst Du wol, was Du sagst? Es ist ja zu spät; .... der Prediger ist schon hier .... die Hochzeitsgäste ... Algernon."

„Geh zu ihm, bester Karl," rief Emilie mit steigender Bewegung, „bitte ihn, hierher zu kommen, ich werde selbst mit ihm reden, ihm Alles sagen ..... es kann nicht zu spät sein, wenn es gilt, die Ruhe und das Glück des ganzen Lebens zu retten; — geh, ich bitte Dich, gehe!"

„Herr Gott! Herr Gott! was soll daraus werden?" sagte Julie, und sah aus, als ob sie hätte Himmel und Erde zu Hülfe rufen wollen. — „Emilie, denke an den Vater!"

„Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, er wird das ewige Unglück seines Kindes nicht wollen!"

„Wenn wir sie doch noch auf irgend eine Weise zerstreuen ...... sie für einen Augenblick mit etwas Anderm beschäftigen könnten!" flüsterte Helene dem Bruder zu.

Cornet Karl öffnete eine Thür wie um hinaus zu gehen, in demselben Augenblick hörten wir das Geräusch eines heftigen Stoßes; der Cornet rief! „Ach, mein Auge!" Ein allgemeiner Schreck entstand; denn dieser kleine Betrug ward so natürlich bewerkstelligt, daß im ersten Augenblicke Niemand von uns an einen Schelmenstreich dachte. Emilie, immer zuerst bereit, Andern zu Hülfe zu eilen, war es, trotz ihrer Unruhe, auch jetzt; mit einem Tuche, das mit kaltem Wasser befeuchtet war, eilte sie zu ihrem Bruder, zog seine Hand vom Auge und begann es mit Eifer und Sorgfalt zu bähen, während sie mit Unruhe fragte: „Thut es sehr wehe? Glaubst Du, daß das Auge verletzt ist? Glücklicherweise sieht man kein Blut...."

„Es ist vielleicht um so gefährlicher," sagte mit düsterer Stimme der Cornet; aber ein unglückseliges verrätherisches Lächeln vereitelte in demselben Augenblick die ganze List. Emilie untersuchte genauer und überzeugte sich sogleich, daß der Stoß nichts weniger als wirklich war. „Oh, „sagte sie" ich sehe, was es ist! Es ist eine von Deinen Possen; aber sie sollen mich nicht irre machen. .... Ich bitte, ich beschwöre Dich, Karl, wenn Du die geringste Liebe zu mir hegst, so gehe zu Algernon, sage ihm, daß ich ihn um eine Unterredung von einigen Minuten bitte."

„Daß Keine von Euch so viel présence d'esprit hatte, das Licht auszublasen!" rief der Cornet aus und sah ärgerlich auf uns, besonders auf mich. Helene flüsterte ihm etwas ins Ohr und er ging, von Julien begleitet, aus dem Zimmer.

Helene und ich schwiegen still, während Emilie in sichtlicher Seelenangst im Zimmer auf und ab ging und mit sich selbst zu reden schien. „Was soll ich thun? Was soll ich thun?" sagte sie einige Male halblaut. Jetzt vernahm man Schritte im Zimmer nebenan. „Er kommt!" sagte Emilie und zitterte am ganzen Leibe. Die Thüre ward geöffnet, und Alger ... nein, der Oberst trat herein, mit dem Ausdrucke imponirender Majestät. Emilie schöpfte noch Athem, setzte sich, stand auf, setzte sich wieder, ward blaß, ward wieder roth. „Du hast zu lange auf Dich warten lassen," sagte er ruhig, aber nicht ohne Strenge; „jetzt komme ich, um Dich abzuholen." Emilie faltete die Hände, sah bittend zu ihrem Vater auf, öffnete den Mund, schloß ihn aber wieder, eingeschüchtert durch den streng ernsten Ausdruck in seinem Gesichte, und als er ihre Hand nahm, schien alle Kraft zum Widerstande sie zu verlassen; mit einer Art verzweiflungsvoller Ergebung stand sie auf und ließ sich von ihm führen. Helene und ich folgten ihnen.

Der Salon war stark erleuchtet und alle dort befind-

liche Personen hatten die Augen auf die Thüre gerichtet, durch welche Emilie, von ihrem Vater geleitet, eintrat.

Sie hat mir später gesagt, daß sie bei ihrem Eintreten nicht einen einzigen Gegenstand habe klar unterscheiden können, und daß es ihr ganz schwarz vor den Augen gewesen wäre. „Dann war es nicht zu verwundern," sagte ihr Bruder, „daß Du aussahst, als ob Du im Schlafe gingst."

Algernon betrachtete Emilie mit einem Ernste, der in diesem Augenblicke nicht geeignet war, ihr Muth einzuflößen.

Keiner von ihnen sprach. Die Ceremonie nahm ihren Anfang. Die beiden jungen Leute standen vor dem Priester. Emilie war todtenbleich und zitterte. Julie verlor den Muth gänzlich. „Es ist schrecklich!" sagte sie und ward beinahe ebenso bleich wie die Schwester.

Jetzt erhob sich die Stimme, welche den jungen Gatten die heiligen Pflichten verkünden sollte. Diese Stimme war tief und wohltönend und schien von einem göttlichen Geiste belebt. Sie sprach von der Heiligkeit des Ehestandes, von den gegenseitigen Verpflichtungen der Gatten, einander zu lieben, einander die Mühen des Lebens zu erleichtern und die eintreffenden Sorgen zu lindern, einander in einer wahren Gottesfurcht vorzuleuchten; sprach von jenem Gebete für einander, welches sie so innig unter einander vereint und sie ihrem ewigen Ursprunge nähert; sprach davon, wie die höchste Glückseligkeit auf Erden durch eine Verbindung befördert würde, welche solchergestalt nach Gottes Willen begonnen und fortgesetzt würde, und rief den Segen des Höchsten über das junge Brautpaar herab. Diese so lieblichen, so schönen, so friedvollen Worte weckten in den Seelen Aller eine stille und heilige Rührung. Alles war so still im Zimmer, daß man beinahe hätte glauben können, es athme Niemand. Ich sah deutlich, daß Emilie mit jedem Augenblicke ruhiger ward. Die wenigen Worte, die sie zu sagen hatte, sprach

sie deutlich und mit sicherer Stimme aus. Während des Kniebeugens schien sie mit Hoffnung und Andacht zu beten. Ich warf indessen einen betrachtenden Blick um mich. Der Oberst war blässer als gewöhnlich; betrachtete aber das junge Paar mit einem Ausdrucke von Ruhe und Zärtlichkeit. Die gnädige Frau weinte und sah von ihrem Tuche nicht auf. Julie war außer sich, obgleich sie weder Hand noch Fuß bewegte. Helene sah mit betendem Blicke zum Himmel empor. Cornet Karl bemühte sich, sich den Anschein zu geben, als wäre es etwas Anderes als Thränen, das seine Augen so roth machte. Die Blinde lächelte still. Die übrigen Anwesenden zeigten alle mehr oder weniger Rührung; ganz vorzüglich aufgeregt war der Magister, welcher allein gegen das Ende der Ceremonie die Stille dadurch störte, daß er sich unaufhörlich schnaubte. Glücklicherweise hatte er sein Taschentuch richtig gefunden.

Der Segen ward über das Brautpaar von einer Stimme gesprochen, die so sanft, so majestätisch war, als wäre sie vom Himmel gekommen. Die Trauung war beendigt. Emilie und Algernon waren für immer vereint. Emilie wandte sich um, um ihre Eltern zu umarmen. Sie schien mir ein ganz anderer Mensch zu sein. Ein milder Strahlenglanz ruhte auf ihrer Stirne und lächelte aus ihren Augen; klarer und warmer Purpur brannte auf ihren Wangen. Sie war auf ein Mal in das Ideal einer jungen, glücklichen Braut verwandelt. „Gott sei gelobt! Gott sei gelobt!" flüsterte Julie mit thränenvollen Augen und gefalteten Händen; „jetzt ist also Alles gut!"

„Ja, jetzt kann nicht mehr geholfen werden!" sagte der Oberst, indem er seine Rührung zu bezwingen suchte und seine komische Miene annahm; „jetzt bist Du fest, jetzt kannst Du nicht mehr Nein sagen!"

„Ich würde es auch jetzt nicht mehr wollen," erwiderte Emilie anmuthig lächelnd und sah zu Algernon mit

einer Miene empor, die eine lebhafte und reine Freude auf seinem Antlitze hervorrief. Ein Gefühl von Wohlbehagen und Heiterkeit verbreitete sich in der Gesellschaft. Alle sahen aus, als hätten sie Lust zu singen und zu tanzen. Onkel P. war sogar ganz wach und lebhaft, veranstaltete eine Quadrille und stampfte bald munter an der Seite der eleganten Baronin S., welche zephyrgleich dahinschwebte. Im Tanze zeichneten sich Arwid und Julie auf eine entzückende Weise aus; man konnte die Augen von diesem einnehmenden Paare nicht abwenden. Ich tanzte mit dem Magister, der mich aufgefordert hatte ..... wie ich hoffe, nicht aus Zerstreutheit. Wir zeichneten uns auch aus, obgleich auf eine besondere Manier. Es kam mir vor, als wären wir ein Paar Billardkugeln, welche beständig für die Andern bereit lägen, um damit zu caramboliren. Gewiß ist, daß wir theils gestoßen wurden, theils Stöße austheilten, was ich hauptsächlich meines Cavaliers Verwechselung von rechts und links und überhaupt von allen Quadrille-Touren zuschreiben muß. Indessen lachten wir so gut und so laut wie alle Anderen über unser Misgeschick, und der Magister sagte, er habe noch niemals einen so muntern Walzer getanzt!

Helene spielte zum Tanze auf dem Piano. Emilie hatte nicht tanzen wollen. Sie saß in einem kleinen Cabinet, dessen Thüren nach dem Tanzsaale offen standen, Algernon an ihrer Seite. Sie sprachen leise, mit Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit in ihren Mienen, und ich glaube, daß in diesem Augenblicke der gordische Knoten von allen Misverständnissen, aller Unruhe und allen Zweifeln, der sie bisher von einander getrennt hatte, für immer gelöst wurde. Der milde Schein einer einzigen Lampe, durch die Alabaster-Kuppel strahlend, warf ein bezauberndes Licht über die beiden jungen Gatten, welche jetzt ebenso glücklich zu sein schienen, als sie schön waren. Sie schienen die ganze Welt um sich her vergessen zu haben; aber Niemand von der ganzen Gesellschaft hatte sie ver-

gessen. Jeder warf verstohlene Blicke in das Cabinet und schmunzelte. Julie kam mehrere Male zu mir hin, zeigte mir mit strahlendem Blicke die Gruppe der Liebenden und sagte: „Sieh, sieh!"

Später am Abende versammelte sich ein Theil der Gesellschaft im Cabinete und die Unterhaltung ward allgemeiner. Einige neulich herausgekommene Bücher, welche auf einem Tische lagen, gaben zu verschiedenen Aeußerungen sowol über deren Werth, wie über Lecture im Allgemeinen Veranlassung.

„Ich begreife nicht," sagte der Onkel P. mit seinem finnischen Accente, „was mich seit einiger Zeit anficht. Ich bin wohl sonst ungemein lebhaft und wach wie ein Fisch; aber wenn ich nur die Augen in die verd— Bücher werfe, so liegen sie mir gleich auf der Nase, und ich sehe nicht das Geringste."

„Lesen Sie gerne, gnädige Tante?" fragte Emilie die Baronin S.

„Ach, mein Gott!" erwiderte sie und erhob ihre schönen Augen zu der Decke, „ich habe nie Zeit dazu; ich bin so beschäftigt." Und sie drapirte sorgfältig ihren schönen Shawl um sich.

„Wenn ich mich jemals verheirathe," sagte ein Herr von ungefähr sechzig Jahren, „so mache ich es zur Bedingung für meine Frau, daß sie nie andere Bücher liest, als höchstens das Psalmbuch und das Kochbuch."

„Meine selige Frau las nie andere Bücher.... aber auch..... welche stattliche Hausfrau war sie nicht!" rief Onkel P. aus, indem er sich die Augen trocknete und eine Prise Schnupftabak nahm.

„Ja, ich begreife, hol mich der Tausend, nicht, weshalb Frauenzimmer sich in jetziger Zeit so viel mit Lecture befassen sollen; hol mich der Tausend, wenn ich es verstehen kann!" sagte Lieutenant Arwid, indem er sich nach einem Teller Confect ausstreckte und eine Handvoll davon nahm.

Julie warf ihrem Bräutigam einen strengen Blick zu, und ich glaube, daß das „Hol mich der Tausend," ihr diesmal wenig angenehm deuchte. „Ich würde," sagte sie, vor Verdruß erröthend, „lieber Speise und Trank entbehren wollen, als der Lecture beraubt sein. Gibt es wol Etwas, was die Seele mehr veredelt, als das Lesen guter Bücher? Etwas, was die See.... ich wollte sagen, den Gedanken, das Gefühl mehr erhebt zu..... über..... zu....."

Meine arme kleine Julie war nie glücklich, wenn sie sich auf das Erhabene schlug. Ihre Gedanken hatten etwas von der Natur der Raqueten, welche plötzlich als glühende Feuerstrahlen aufwärts steigen, aber fast in demselben Augenblick erlöschen und sich in Aschenstaub verlieren.

Cornet Karl beeilte sich, ein Glas Wasser oder Wein über Lieutenant Arwid auszugießen, und stellte sich, als ob er die Rede der Schwester durch seinen Ausruf unterbrochen hätte.

„Wußte ich nicht, daß es verkehrt gehen würde? Ich versuchte das Glas auf der Daumenspitze balanciren zu lassen. Pardon, Schwager; aber ich glaube, daß Du mir auf irgend eine Weise im Wege saßest..... ich hatte den Arm nicht frei."

„Ich werde mich gewiß hüten, Dich ein anderes Mal zu geniren," sagte Lieutenant Arwid halb lustig, halb ärgerlich, indem er aufstand und seinen Frack mit dem Taschentuche abtrocknete; und aus Vorsicht wählte er sich einen Platz auf der andern Seite des Zimmers.

Indessen sollte Julie nicht so bald aus ihrer kleinen Klemme kommen. Der alte bücherfeindliche Herr wandte sich sehr gravitätisch an sie und sagte: „Ich vermuthe, daß Cousine Julie größtentheils nur moralische Bücher und Predigten liest."

„Na...... nicht grade viel Predigten!" antwortete Julie etwas verlegen, und als sie in demselben Augenblick den durchdringenden Blick gewahr wurde, womit Professor L... sie betrachtete, erröthete sie stark.

„Vermuthlich liest Cousinchen dann Geschichte? — das ist gewiß ein recht artiges Studium."

„Nicht grade die Geschichte," sagte Julie wieder munter und muthig; „aber Geschichten dagegen gar zu gerne! Kurz und gut, wenn Sie wissen wollen, Onkel, für welche Lecture ich gerne Speise und Trank und Schlaf entbehre, so ist es für Romane."

Der alte Herr erhob Augen und Hände mit einem Ausdrucke des Entsetzens. Nach seiner Miene konnte man in Versuchung kommen zu glauben, daß Rousseau's Aeußerung: „Jamais fille sage n'a lu de romans" ihn bewogen hätte, eine so gefährliche Lecture gänzlich zu verabscheuen.

Etwas Misbilligendes verrieth sich fast in den Blicken Aller bei Juliens offener Erklärung. Die Baronin schien über ihre Nichte ganz bestürzt. Nur der Professor lächelte voller Güte, und der Cornet sagte mit vielem Eifer:

„Es ist wahrhaftig nicht zu verwundern, daß man solche Romane, wie sie jetzt geschrieben werden, liest. Madame Staël's Korinna hat mir eine schlaflose Nacht gekostet, und wegen Walter Scott's Rebekka habe ich drei Tage lang den Appetit verloren!"

Julie sah ihren Bruder mit dem größten Erstaunen an. Emiliens sanfte hellblaue Augen erhoben sich auch fragend zu ihm. Aber er befand für gut, ihnen auszuweichen. „Meine Euphemie soll niemals Romane lesen," sagte die Baronin S., worauf sie die Lippen hart zusammenkniff, sich höher in die Ecke des Sophas hinaufsetzte und auf ihren schönen Shawl hinabsah.

„Ach, meine Tante!" sagte Madame M. lächelnd und schüttelte den Kopf; „was soll sie aber denn lesen?"

„Sie soll gar nichts lesen."

„Eine ganz vortreffliche Idee!" sagte der alte Herr.

„Ich glaube wirklich," sagte Algernon, „daß es besser ist, gar nichts zu lesen, als nur Romane. Das Romanlesen ist für die Seele, was Opium für den Körper ist;

ein ununterbrochen fortgesetzter Gebrauch desselben schwächt und schadet. Verzeihe, Julie; — aber ich glaube, daß ein junges Frauenzimmer siene Zeit besser anwenden könnte, als sie dieser Lecture zu widmen."

Julie sah aus, als ob sie nicht Lust hätte, diese Bemerkung zu verzeihen.

Emilie sagte: „Ich glaube mit Algernon, daß (besonders für junge Frauenzimmer) diese Lecture weit mehr schädlich als nützlich ist."

Julie bekam Thränen in die Augen und sah Emilien an, als hätte sie sagen wollen: „Erhebst Du Dich auch wider mich?"

„Ich gebe zu," sagte Madame M., „daß sie sehr schädlich sein kann, wenn·······"

„Schädlich?" unterbrach sie der alte Herr;" sagen Sie doch verderblich, giftig, bis in den Grund zerstörend!"

Julie lachte. „Bester Professor!" rief sie; „helfen Sie, helfen Sie! Ich fange bald an zu glauben, daß ich ein verlorenes und verirrtes Geschöpf bin. Ich bitte Sie, sagen Sie etwas zu Gunsten des Romanlesens, ich werde Ihnen dann auch etwas Gutes geben!" und schalkhaft lächelnd hielt sie einen Kranz von Confect in die Höhe.

„Es hat gewiß seine ganz guten Seiten," erwiderte der Professor," wenn es mit Auswahl und Maß geschieht. Ich meinerseits halte die Lecture guter Romane für eine der nützlichsten wie angenehmsten für die Jugend."

„Hört, hört!" rief Julie aus und klopfte in die Hände.

„Aber es muß motivirt werden, mein guter Herr; es muß motivirt werden!" rief Onkel P.

„Ja, ja, motivirt werden!" schrie der alte Herr.

„Gute Romane," fuhr der Professor fort, „das heißt solche, welche gleich guten Gemälden die Natur mit Wahrheit und Schönheit wiedergeben, besitzen Vortheile, welche keine anderen Bücher in demselben Grade vereinen. Sie stellen die Geschichte des menschlichen Herzens dar; und

für welchen jungen Menschen, dem es darum zu thun ist, sich selbst und seine Mitgeschöpfe kennen zu lernen, ist diese nicht vom höchsten Werth und Interesse? Die Welt ist in ihren mannichfaltigen, wechselnden Gestalten auf die lebendigste Weise geschildert, und die Jugend sieht hier vor ihren Augen die Karte des Landes, in welchem sie bald die lange Reise durchs Leben antreten soll. Das Schöne und Liebenswürdige in jeder Tugend ist im Romane in einem poëtischen und hinreißenden Glanze dargestellt. Das junge, feurige Gemüth wird hier von dem Rechten und Guten entzückt, welches unter einer mehr ernsten und strengen Gestalt demselben vielleicht abschreckend erschienen wäre."

„Auf dieselbe Weise sind auch die Laster und jede Niedrigkeit in ihrer ganzen Abscheulichkeit bloßgestellt; und man lernt sie verachten, wenn sie auch von der Größe und Pracht der Welt umringt sind, während man für die Tugend Enthusiasmus faßt, sie möge auch unter der Last aller Leiden der Erde kämpfen."

„Das wahre Gemälde der Belohnung des Guten und der Bestrafung des Bösen im Menschen, wie wenig auch oft dessen äußere Schicksale davon Spuren tragen, tritt im Romane mit all der Klarheit, Lebendigkeit und Kraft hervor, welche man wünschen muß, jeder moralischen Wahrheit verleihen zu können, um sie recht allgemein faßlich und fruchtbringend zu machen."

„Uebrigens ist es natürlich, daß eine edle Jugend die Romane wie ihre besten Freunde liebt, da sie in ihnen alle die feurigen, großen und schönen Gefühle wiederfindet, die sie in ihrem eignen Herzen hegt, und welche dort die ersten himmlischen Ahnungen von Glückseligkeit und Unsterblichkeit hervorgebracht haben."

Jetzt stand Julie hastig auf; warmes Entzücken sprach sich in ihrem reizenden Antlitze aus; sie ging zum Professor, gab ihm nicht den Confectkranz, sondern umarmte ihn mit kindlicher Ergebenheit, indem sie sagte:

„Tausend Mal Dank! Tausend Dank! Ich bin zufrieden! ganz zufrieden!“

Der alte Herr sah zum Himmel hinauf und seufzte.

Lieutenant Arwid sah nicht so „ganz zufrieden“ aus, aß aber unverdrossen Confect.

Onkel P. schlummerte und nickte; der Cornet behauptete, es geschehe dies nicht als Zeichen des Beifalls.

Der Professor hingegen sah recht zufrieden aus und küßte mit einem Ausdrucke väterlicher Güte dem lebhaften Mädchen zuerst die Hand, dann ihre Stirne.

Lieutenant Arwid schob den Stuhl mit vielem Geräusche von sich; in demselben Augenblicke wurden die Thüren zum Speisesaale geöffnet, — es war aufgetragen.

Eine Mahlzeit hat immer ein eignes Interesse für Diejenigen, welche bei der Anordnung, Anrichtung derselben u. s. w. mit thätig gewesen waren.

Ein jedes Gericht, ein Kind unserer Mühen, hat seinen Antheil an unserm Interesse und Wohlgefallen, wenn es jetzt zierlich und lockend auf dem Tische steht, nahe daran, für immer zu verschwinden. Doch hat man bei solchen Gelegenheiten ein Herz von Stein, und ich bin überzeugt, daß es der gnädigen Frau ebenso viel Vergnügen machte wie mir, zu sehen, wie alle unsere delicaten Vor-, Zwischen- und Nachgerichte in den Hälsen der Hochzeitsgäste verschwanden, sichtlich zu deren großem Vergnügen und Wohlbehagen. Die gnädige Frau, welche nun wegen Emiliens beruhigt war und sah, wie vortrefflich das Serviren vor sich ging, machte die Honneurs mit einer Anmuth und einer Munterkeit, welche nur dann und wann ein Gedanke an die Kleinen zu stören schien.

Die Braut war mild und strahlend. Algernon schien der glücklichste der Sterblichen zu sein. „Sehen Sie nur Emilie an!“ sagte alle zehn Minuten Cornet Karl, der mein Tischnachbar war; „sollte man sie wol für dieselbe Person halten, die sich und uns den halben Tag über so geplagt hat?“

Julie nahm jedes Mal, wo ihr Geliebter sie anredete, eine vornehme und stolze Miene an. Auch er resolvirte sich zuletzt, schmollte ebenfalls, jedoch immer mit vollem Munde. Onkel P. schlief mit einem Stücke blanc-manger auf der Nase ein, und unter dem Geplauder und dem Gelächter der Gesellschaft ließ er dann und wann ein Schnarchen hören, gleich dem Tone einer Baßgeige, welche in das Gezirpe der kleinern Geigen einstimmt.

Gegen Ende der Mahlzeit wurden Gesundheiten getrunken, nicht ceremoniöse und langweilige, sondern fröhliche und herzliche. Der Magister, von der Gelegenheit und dem Weine angefeuert, machte, das Glas in der Hand, zu Ehren des Brautpaars folgendes Impromptu:

Laßt uns voll die Gläser gießen!
Hurrah! auf den Grund die Bowl'!
Laßt den Schaum zur Decke schießen!
Frohe Gatten, Euer Wohl!

Stoßt an! Daß wir noch erfahren,
Wie Ihr im frohen Hochgelag
Feiert noch nach funfzig Jahren
Eurer goldnen Hochzeit Tag.

Unter allgemeinem Lachen und Anklingen mit den Gläsern ward die Gesundheit getrunken. Nachher ward auch eine für den Magister getrunken, welcher, wie ich überzeugt bin, sich jetzt für einen kleinen Bellman*) hielt.

Nach der Mahlzeit ward Emilien die angenehmste Ueberraschung bereitet. Auf einem großen Tische im Salon waren die Portraits ihrer Eltern und Geschwister ausgebreitet, in Oel gemalt und fast alle von sprechender Aehnlichkeit. „Auf diese Weise werden wir Dich Alle in Dein neues Haus begleiten," sagte der Oberst, indem er sie um=

*) Karl Michael Bellman, starb 1795, der berühmte schwedische Volksdichter.

Anmerk. d. Uebers.

armte; ja, ja! Du wirst uns nicht los!" Süße Thränen flossen über Emiliens Wangen; sie schloß ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister in ihre Arme und konnte erst nach langer Zeit so viel sprechen, um zu danken. Hierauf ward von der Gesellschaft eine genaue Prüfung jedes Bildes für sich vorgenommen, und es fehlte nicht an Anmerkungen aller Art. Hier fand man Fehler an einer Nase, dort an den Augen, die zu klein waren, hier an einem Munde, der zu groß war; außerdem hatte der Künstler sich nicht bemüht, zu verschönern, eher das Gegentheil u. s. w.

Arme Künstler! Seht, das ist die Revue, welche die Tadelsucht, die allgemeinste aller Krankheiten, Eure Werke durchgehen läßt; arme Künstler! es ist ein Glück für Euch, daß Ihr oft etwas taub und zufrieden seid, wenn Ihr das Geld in Eurer Tasche und das Bewußtsein Eures Talents in Eurer Seele fühlt!

Emilie allein sah keinen Fehler. Grade dies war ihres Vaters Blick, das Lächeln ihrer Mutter, die schelmische Miene ihrer Schwester Julie, Bruder Karl's rasches Wesen, Helenens Ausdruck von Güte und Ruhe; und die kleinen Dicken, „die waren überraschend ähnlich! Man hatte Lust, ihnen Confect anzubieten."

Die armen kleinen Dicken! Verbrannt und erschreckt hatten sie das Fest verlassen müssen, auf das sie sich seit drei Wochen gefreut hatten. Während des ganzen Abends schlich sich jedoch immer Jemand von uns mit Aepfeln, Zuckerbrot u. s. w. zu ihnen hinauf. Der Magister lief im Anfang selbst am allerfleißigsten auf den Treppen; nachdem er aber auf dem ihm weniger bekannten Wege drei Mal gefallen war, blieb er ruhig im Salon.

Die gnädige Frau hatte während der Zeit wenigstens sechs Mal mit dem Ausdrucke der größten Unruhe zu mir gesagt: „Meine armen kleinen Jungen! ich werde gewiß heute Nacht bei ihnen wachen müssen;" und ich antwortete jedes Mal: „Das sollen Sie nicht, sondern ich werde

bei ihnen wachen.“ — „Aber Du schläfst gewiß ein.“ — „Ich werde nicht einschlafen, gnädige Frau!“ — „Parole d'honneur?“ — „Parole d'honneur, gnädige Frau!“ — Und von der Unruhe der gnädigen Frau gejagt, begab ich mich, ehe noch die Gesellschaft auseinanderging, mit Pflasterpäckchen, Tropfenflaschen und Confect wohl ausgerüstet, zu ihnen hinauf.

Die kleinen Buben waren mit dem letztern recht zufrieden und darüber entzückt, daß man nur ihretwegen die ganze Nacht hindurch Licht brennen würde. Ihr Abendabenteuer beschäftigte sie stark, und sie hörten nicht auf, mir zu erzählen, wie der Magister sie gestoßen hätte, wie sie umgefallen wären und was sie fühlten und dachten, als der Magister den Theekessel auf sie fallen ließ. Axel hatte an die Sündflut gedacht, Clas hingegen an das jüngste Gericht. Mitten in der Erzählung schliefen sie ein.

Um halb zwölf Uhr vernahm ich das Geräusch von Schlitten, Pferden und Wagen vor dem Hause des Obersten. Um zwölf war schon Alles still, sowol in, wie außer dem Hause.

„Bald werden Alle süß schlafen,“ dachte ich und begann allmälig selbst unbeschreiblich schläfrig zu werden.

Nichts ist peinlicher, als allein zu sein, schläfrig zu sein, und doch wachen zu müssen, zumal wenn Diejenigen, über welche man wachen soll, aus allen Kräften schnarchen — und hätte ich nicht mein parole d'honneur darauf gegeben, die Augen nicht zuzumachen, so würde ich es vermuthlich bald gethan haben. Ich strickte an meinem Strumpf, mußte es aber wieder aufgeben, weil ich alle zwei Minuten in Gefahr war, mir die Augen auszustechen. Ich las und begriff kein Wort von Dem, was ich las. Ich ging ans Fenster, sah den Mond an und dachte — nichts. Der Docht meines Lichtes wuchs zu einer hohen Schwertlilie empor. Ich wollte es putzen, und zu allem Unglück löschte ich es aus.

Hierdurch ward meine wachende Rolle nur noch schwie-

riger durchzuführen. Ich versuchte jetzt, mich durch Schreck wach zu erhalten, und wollte in dem ungewissen Schimmer des weißen Ofens ein Gespenst der weißen Frau sehen; ich dachte an eine kalte Hand, welche plötzlich die meinige ergriff, an eine Stimme, die schreckliche Worte in mein Ohr flüsterte, an eine blutige Gestalt, die aus der Erde heraufstiege — als plötzlich das Krähen eines Hahnes sich hören ließ, welches im Verein mit dem anbrechenden Tage alle eingebildeten Gespenster verjagte.

Der melancholische Gesang zweier kleiner Schornsteinfeger, welche von der Höhe ihrer räucherigen Lusthäuser den Morgen begrüßten, bildete die Ouverture zu dem überall erwachenden Leben.

In den Regionen der Küche loderten bald freundliche Feuer. Der Kaffee verbreitete seinen arabischen Duft in der Atmosphäre des Hauses. Menschen bewegten sich auf den Straßen, und durch die klare Winterluft hallten wohltönend die Glocken der Kirchen, die zum Morgengebete riefen. Purpurfarbig wälzten sich Rauchwolken zum hellblauen Himmel empor, und mit Freude erblickte ich endlich die Sonnenstrahlen, die zuerst die Hähne und Sterne auf den Kirchthürmen begrüßten, hierauf den Lichtmantel über die Dächer der Menschenhütten breiteten.

Die Welt um mich her öffnete klar ihre Augen; ich dachte daran, die meinigen zu schließen, und als fröhliche Stimmen mir „Guten Morgen!" zuriefen, antwortete ich halb schlafend: „Gute Nacht!"

Mittagsmahlzeit. — Ragout von Mancherlei.

Hochzeitstag — hat auch einen Morgentag! .... Ein langweiliger Tag im Hochzeitshause! Von der ganzen Festlichkeit des vorhergehenden Tages hat man nur übrig, was man nach einem ausgelöschten Lichte übrig hat — — den Dampf. Und wenn aus dem vertraulichen Kreise des Hauses nebst allen festlichen Klängen und Trachten auch ein freundliches Gesicht (ein Sternenlicht an seinem Himmel) verschwunden ist, dann ist es nicht zu verwundern, wenn der Horizont trübe wird; — ja, meine kleine Julie, ich fand es ganz natürlich, daß Du wie eine Regenwolke aufstandest und den ganzen Tag umhergingst, während Dein Bruder, einer Gewitterwolke nicht unähnlich, aus dem einen Zimmer ins andere wanderte und den Sternengesang vor sich her brummte, was erschrecklich anzuhören war.

Man war darin übereingekommen, daß die Neuvermählten diesen Tag bei Algernon's alter Großmutter zubringen sollten, die von der Welt ganz abgeschieden lebte mit ihrer Magd, ihrer Katze, ihren triefenden Augen und ihrer Menschenliebe, welche sie zu dem Wunsche bewog, man solle sich nicht verheirathen, — und sie hatte diesen frommen Wunsch auch auf ihren Enkel und auf Emilie

erstreckt; — aber vergebens. Indessen hatte sie doch trotz ihres Verdrusses das junge Paar bei sich zu sehen gewünscht und hatte selbst, wie das Gerücht erzählte, die Aepfel zu dem Apfelkuchen geschält, der das Ende des mäßigen Mittagsmahls krönen sollte. Am folgenden Tage sollten wir die Neuvermählten bei uns sehen, und an dem auf diesen folgenden Tage wollten sie uns bei sich empfangen.

Mittlerweile verlebten wir den Tag nach der Hochzeit in einer Art dumpfer Stille. Die gnädige Frau aß den ganzen Tag nichts Anderes als dünne Hafersuppe. Nachdem man den schwerfälligen Tag zu Ende gebracht und sich ein Jeder auf seine Kammer begeben hatte, empfand Julie ein lebhaftes Bedürfniß, sich ein wenig zu ermuntern; sie schickte nach Wallnüssen, kam zu mir herein und setzte sich hin, um jene aufzuknacken und ihren Bräutigam zu loben.

„Wie beispiellos nett er nicht sei! So ordentlich, so verständig, so beständigen Gemüths, so ruhig, so angenehm, so rangirt..... (eine delicate Nuß!) so aufmerksam, so vorsichtig, so ordentlich in seinen Angelegenheiten...... auch nicht geizig.... so gut.... auch nicht zu gut.... so.... so recht wie er sein muß!"

Ich nickte Beifall zu allem Diesem, wünschte Julien viel Glück und — gähnte ganz unbeschreiblich. Es gibt Vollkommenheiten, welche einschläfern.

Am Tage hatten wir etwas frischeren Wind. Die Neuvermählten kamen zum Mittage.

Eine Haube kleidete Emilie vortrefflich, — sie war mild, ruhig, liebenswürdig — aber nicht grade fröhlich, während hingegen Algernon ungewöhnlich munter, lebhaft und gesprächig war. Dies verwunderte und verdroß Julie; sie sah sie wechselsweise an und wußte nicht recht, woran sie war. Alle Hausleute ließen es sich sehr angelegen sein, Emilie „gnädige Frau" zu nennen. Diese neue Benennung schien ihr gar kein Vergnügen zu machen, und als eine alte

bewährte Dienerin wol zum siebenten Mal sagte: „liebes Fräulein..... ach, Herr Jesus..... gnädige Frau ....“ so sagte Emilie etwas ungeduldig und unmuthig: „Laß es sein, Du Gute! es ist ja nicht so viel daran gelegen!“ Der Bediente präsentirte ihr bei Tische kein Gericht, ohne sich mit der Frage recht wichtig zu machen: „Befehlen Sie, gnädige Frau?“ „Ja, ja, der Kerl hat Welt,“ bemerkte der Oberst. Emilie sah aus, als ob sie diese Welt weniger angenehm fände.

Ganz ängstlich ging Julie am Nachmittage mit Emilien in ein besonderes Zimmer, legte sich vor ihr auf die Kniee und schlang ihre Arme um sie, indem sie weinend ausrief: „Emilie! wie ist es? Liebe Emilie..... Herr Gott.... Du bist nicht heiter, Du siehst niedergeschlagen aus! Bist Du nicht zufrieden? bist Du nicht glücklich?“ Innig umarmte Emilie ihre Schwester und sagte tröstend, aber mit Thränen in ihren sanften Augen: „Ich werde es wol, liebe Julie; Algernon ist so gut, so edel ... ich muß mit ihm glücklich werden.“

Aber Julie war, wie alle Personen lebhaften Temperaments, mit diesem „Ich werde“ nicht zufrieden; sie wollte „Ich bin“ haben und hielt es für ganz verzweifelt, ganz unerhört und unnatürlich, daß eine junge Frau nicht ganz unbeschreiblich glücklich sein sollte. Sie hatte Romane gelesen. Den ganzen übrigen Tag verhielt sie sich ganz steif gegen Algernon, der sich grade nicht sonderlich daran zu kehren schien.

Nachdem Emilie mit thränenvollen Augen sich wieder vom Hause getrennt hatte, ließ Julie ihrem Misvergnügen freien Lauf und ereiferte sich höchlich über Algernon, der so gleichgültig und munter sein konnte, während Emilie so niedergeschlagen war; er sei „ein Stück Eis, ein Barbar, ein Heide, ein“..... NB. der Oberst und die gnädige Frau waren bei dieser Philippika nicht zugegen. Der Cornet hingegen hatte eine andere Ansicht von der Sache, — war mit Emilien unzufrieden, die sich seiner Meinung

nach gar zu sehr von ihrem Ehemanne hatte aufwarten lassen. „War er, der arme Karl, nicht gelaufen, um ihren Nähkorb zu suchen? Hatte er ihr nicht die Pelzschuhe angezogen, ihr nicht den Shawl, den Mantel umgehängt? — Und hatte sie ihm nur dafür gedankt?“ — Julie nahm die Partie ihrer Schwester, der Cornet die Algernon's; der Geist des Wortwechsels warf schon ein und das andere bittere Korn in den Zwist, und die beiden guten Geschwister wären vielleicht uneinig geworden, wenn sie nicht, während sie sich bückten, um Helenens Nähnadel aufzuheben, ihre Köpfe zusammengestoßen hätten, welcher Choque den Streit in eine Lachsalve auflöste; und die Frage von den Rechten des Mannes und des Weibes, das Meer, auf dessen Wogen die beiden Streitenden sich selbst ganz unvermuthet gerathen waren, ward schnell aufgegeben.

Der folgende Tag war trostreich für Julie. Emilie war heiterer, und glücklich, ihre Eltern und Geschwister in ihrem eignen Hause empfangen zu können, beschäftigte sie sich mit der ungezwungensten Anmuth, mit der innigsten Herzlichkeit damit, sie wohl zu bewirthen. Der Oberst hatte alle seine Leibgerichte zum Mittag, und die Freude glänzte aus Emiliens Augen, als ihr Vater zum zweiten Male von der Schildkrötensuppe begehrte und hinzufügte: „sie sei gar zu vortrefflich!“ Die gnädige Frau war nicht wenig vergnügt über die Güte und Ordnung des Mahls, sowie über alle Anstalten überhaupt, — sie blinzelte zwar etwas unruhig nach einem Pudding hin, dessen eine Seite etwas von einer Ruine hatte, aber Julie drehte behend und unbemerkt die Schüssel herum, und die gnädige Frau, die etwas kurzsichtig war, glaubte, der Fehler liege in ihren Augen und ward ruhig.

Emilie hatte das Wesen einer Hausfrau, und das stand ihr unendlich wohl. Der Cornet war von seiner Schwester und von ihrer ganzen Umgebung in ihrem neuen Hause entzückt — Alles schien ihm schwedisch zu sprechen, die Sophas, die Stühle, die Gardinen, das Por=

zellan u. s. w. Nichts Ausländisches fand man, und grade dies machte nach seiner Meinung, daß man sich so wolbehaglich und heimisch fühlte.

Julie war mit Algernon sehr zufrieden, der, wenn er auch nicht seiner jungen Frau den Hof machte, ihr doch, fern oder nahe, beständig mit liebenden Augen folgte; man sah deutlich, wie seine Seele sie umgab, und die Emiliens flog, um in manchem klaren und freundlichen Blicke sich mit ihr zu vereinen.

Wie gut schmeckt der Kaffee, wenn Schneegestöber draußen und Sommerluft drinnen ist! Das fanden wir Damen alle, als wir am Nachmittage, um ein Feuer versammelt, beim Genuß der arabischen Bohne ein langes und heiteres Gespräch führten, während dessen Emilie über die häuslichen Einrichtungen und Anordnungen berichtete, die sie zu treffen gedachte, um Ordnung und Gemächlichkeit in ihrem Hause zu erschaffen, und von denen sie mit — — mit — — ihrem Mann (dies einsylbige Wort war für Emilie noch etwas schwer auszusprechen) theils schon geredet hatte, theils noch reden würde; und sieh! es war Alles recht klug, recht gut, recht zweckmäßig. Wir erwogen bei der Kaffetasse und dem Ofenfeuer Alles genau und reiflich; wir legten hinzu und nahmen davon, und konnten doch nichts ausfindig machen, was sonderlich besser gewesen wäre als Dasjenige, was Emilie ausgedacht hatte.

Die Familie ist zugleich einer Dichtung und einer Maschine ähnlich. Die Poesie derselben, oder der Gesang der Gefühle, welche alle ihre Mitglieder durchströmt und mit einander vereint, welche Blumenkränze um die Dornenkronen des Lebens windet und mit dem Grün der Hoffnung „die nackten Berge der Wirklichkeit" bekleidet — davon weiß jedes Menschenherz. Aber die Maschinerie (ohne deren wohlgeleitete Bewegungen l'opera della vita doch ein Stück ohne Haltung bleibt) halten Viele nicht für so wesentlich und besorgen sie nachlässig. Und den=

noch ist dieser Theil der Einrichtung des häuslichen Lebens nicht der für dessen harmonisches Fortbestehen am wenigsten wichtige. Es verhält sich mit dieser Maschinerie wie mit dem Werk der Uhr. Sind alle Räder, Federn u. s. w. wohl angeordnet, so bedarf der Pendel nur eines Anstoßes, und Alles wird in die zweckmäßige Bewegung gesetzt. Alles geht wie von sich selbst mit Ordnung und Ruhe, und die goldenen Zeiger des Friedens und des Gedeihens bezeichnen alle Stunden auf der klaren Tafel.

Dies fühlte Emilie, und sie ließ es sich angelegen sein, ihr Haus vom Anfang an so einzurichten, daß es trotz der kleinen zufälligen Stöße und Püffe des Geschicks mit Ordnung und Annehmlichkeit bis zum Ende bestehen könnte — bis das Loth abgelaufen wäre.

Etwas Wichtiges zur Beförderung dieses Zweckes ist die kluge und sorgfältige Anordnung der Geldsachen im Haushalte. In Emiliens Haus war dies auf guten und verständigen Fuß gestellt. Aus der großen gemeinschaftlichen Kasse gingen, verzweigten und ordneten sich mehrere kleine Kassen, welche, gleich Bächen aus einer und derselben Quelle strömend und umsichtig nach verschiedenen Gegenden hingeleitet, die Haushalts-Plantage fruchtbar machten.

Emilie sollte für ihre eigne, besondere Rechnung jährlich eine gewisse Summe erhalten, um sie für ihre Kleidung und zur Bestreitung anderer kleiner Ausgaben, die nicht in das Registergebiet des Haushaltes aufgenommen waren, anzuwenden. Und da ihr Anzug immer so einfach und geschmackvoll bleiben sollte, als er bisher gewesen war, so konnte sie den größeren Theil dieses Geldes dazu anwenden, ihr Herz zu erfreuen, — rathet — oder saget — auf welche Weise, holde Leserinnen, — ihr wißt es.

Eine Frau muß ihre eigne Kasse haben, groß oder klein, gleich viel. Zehn, funfzig, hundert oder tausend Thaler — je nach den Verhältnissen; aber ihre eigne, für welche sie nur sich selbst Rechenschaft gibt. Wollt Ihr

wissen, „warum,“ Ihr Herren, die ihr Eure Frauen dazu anhaltet, auch von den Stecknadeln und dem Heller Rechenschaft abzulegen? — Ja, grade am meisten Eurer eignen hohen Ruhe und Gemächlichkeit halber. — Ihr faßt das nicht? Nun wohlan! Eine Magd schlägt eine Tasse entzwei, ein Bedienter zerbricht ein Glas, oder es fallen auch plötzlich auf ein Mal Theekannen, Tassen und Gläser in Stücken, die Niemand entzwei geschlagen hat, u. s. w. Die Hausfrau ohne eigne Handkasse, die aber Tassen und Gläser in Ordnung haben muß, kommt zu ihrem Manne, erzählt das Unglück und verlangt etwas Geld, um den Schaden zu ersetzen. Er schilt auf die Dienstboten, auf die Frau, die nach den Dienstboten sehen soll; „ja Geld ...... ein wenig Geld ... — Geld wächst nicht aus der Erde, regnet auch nicht vom Himmel herab .. .. mehrere kleine Bäche bilden einen großen Strom,“ und was dergleichen mehr ist: Summa, er gibt ein wenig Geld heraus und geräth oft sehr in üble Laune.

Hat hingegen die Frau ihre eigne kleine Handkasse, so kommen ihm niemals solche kleine Verdrießlichkeiten zu nahe. Kinder, Dienstboten und Unglück bleiben sich wol gleich; — aber keine Unordnung wird gemerkt, Alles ist wie vorher vorhanden, Alles ist in Ordnung, und das Oberhaupt des Hauses, das vielleicht mit größter Ruhe auf ein Mal einige tausend Thaler fortgeben würde, braucht nicht wegen Zwölfschillingsstücke, die in fünf Reprisen ausgepreßt werden, das Gleichgewicht seines Gemüthes zu verlieren, das ebenso unschätzbar für das ganze Haus ist, wie für ihn selbst.

Und rechnest Du, du gefühlloser Nabob! für nichts jene kleinen Ueberraschungen, jene kleinen Geburts- und Namenstagsfreuden, welche Dir Dein Weib bereiten kann? — jene tausend kleinen Annehmlichkeiten, welche, unerwartet wie Sternschnuppen, auch so wie sie am Himmel des Hauses funkeln und welche Dir alle von der Zärtlichkeit Deines Weibes, durch — etwas Geld — un-

terstützt, geschenkt werden, das Du ihr im Großen überläßt, um es mit reichen Zinsen an Gemächlichkeit und Freude im Kleinen wieder zu erhalten!

Nun, ist es jetzt klar? Algernon hatte dies lange eingesehen, und das hatte vielen Einfluß auf Emiliens zukünftiges Glück.

Für jedes wahrhaft weibliche Herz ist es unbeschreiblich erfreulich, zu geben, — sich in dem Wohlgedeihen und der Freude Anderer leben zu fühlen — es ist dies der Sonnenschein des Herzens, der auch hier im kühlen Norden vielleicht nöthiger als anderswo ist. Außerdem ist etwas Freiheit ja so erfrischend.

Wo war ich soeben? ... bei Emilien in der Kaffeestunde! Von da gehen wir, um auf den Schwingen der Zeit eine längere Reise zu unternehmen.

Wer sich vornimmt, mit der Feder Geschichten zu erzählen, muß sich wohl vorsehen, daß er mit der Geduld des Lesers haushälterisch umgeht. Zuweilen kann er wol für heute, für morgen, für übermorgen gehörige Auskunft geben; — mitunter aber muß er Zeit und Ereignisse etwas in Bausch und Bogen nehmen, wenn er nicht will, daß der Leser es so mit seinem Buche mache und vom fünften zum achten Kapitel überschlage. Da ich höchlich wünsche, daß solches bei meiner ehrenwerthen Familie nicht geschehe, so beeile ich mich, mit derselben einen kleinen Satz über ungefähr drei Monate zu machen und nur in aller Kürze zu erwähnen, wie meine H.schen Freunde diese durchlebten.

Julie und ihr Bräutigam brachten sie mit Spazierengehen hin. Jeden Tag, wenn die Witterung es erlaubte, gingen sie die ganze lange Königinstraße hinunter, wechselten Grüße und plauderten mit Bekannten, musterten Figuren und Toiletten in dem angenehmen Bewußtsein, wie schön und ausgezeichnet ihre eignen waren. Zuweilen gingen sie in einen Laden und kauften einige Kleinigkeiten, oder sie speisten eine Torte bei Berends. Des Abends

war da irgend ein Souper, irgend ein Schauspiel, irgend ein Ball — und immer gab dies Stoff zum Gespräch für den folgenden Tag — sodaß die Verlobten gottlob keinen Mangel an Unterhaltung hatten. Außerdem hatte Lieutenant Arwid, der überall in der großen Welt Zutritt hatte, immer etwas Kleines zu erzählen . . . . irgend eine Tagesanekdote . . . irgend ein Wort von Dem und Jenem über Den und Jenen . . . . und sieh, dies war Alles sehr belustigend — meinte Julie.

Der Cornet hatte eine lustige Liebhaberei bekommen. Er hatte sich aufs Studiren gelegt. Er studirte Kriegswissenschaft, Mathematik, Geschichte u. s. w., und fand immer mehr und mehr, daß ebenso wie sein körperliches Auge geschaffen sei, in allen Richtungen über die Erde und hinauf zum Himmel zu sehen, so sei auch sein geistiges Auge gebildet, um in die Reiche der Natur und der Wissenschaft hineinzuschauen und in diesen das Licht des Himmels zu erkennen. Eigen war es, daß er, je mehr er sehen lernte, desto mehr dunkelscheu ward. — Ihm ward sogar bange vor Gespenstern! Ja, meine Herren, es ist wirklich wahr; und die Gespenster, welche er fürchtete, sind seit unvordenklichen Zeiten in der Welt bekannt unter den Namen: Unwissenheit, eine wunderlich dicke Frau, in etwas schimmerndem weißem Zeuche gekleidet; Eigendünkel, ihr langhalsiges Kind, welches immer der lieben Mama auf die Schleppe tritt, und Großsprecherei, welche der Geist eines alten französischen Sprachmeisters sein soll, der bei Lebzeiten mit diesen Damen verwandt gewesen und oft in ihrer Gesellschaft gesehen worden sei.

Uebrigens suchte er gern die Gesellschaft älterer und kenntnißreicher Männer; war zu Hause viel mit seinem Vater und mit Helenen zusammen und ließ oft seine

jungen Herren Bekannten vergebens an seiner verschlossenen Thüre lärmen und klopfen, — zuweilen jedoch etwas unschlüssig, ob er nicht öffnen sollte, denn er dachte: „Vielleicht kommt mein guter Freund, um mir mein Geld wieder zu bezahlen!“ Aber da besann er sich und dachte wiederum: „Man würde dann nicht so stark klopfen,“ und blieb ruhig bei seiner Arbeit. Zwei junge Freunde hatte der Cornet, für welche bei einer gegebenen Losung seine Thür immer aufsprang. Diese jungen Männer bildeten ein edles Triumvirat. Ihr Wahlspruch in Kriegs- wie in Friedenszeiten war: „Vorwärts! marsch!“

Emilie und Algernon reisten im Anfang des April nach Blekingen, wo auf einem großen Gute eine alte Tante und Pathe von Emilien lebte. Von ihr erhielt Emilie gleich nach ihrer Verheirathung einen Brief, worin sie Emilien und ihren Mann bat, sie so bald wie möglich zu besuchen. Sie hatte vor Kurzem ihr einziges Kind, einen Sohn, verlören, und wollte noch bei ihren sechzig Jahren ihr Herz dadurch zu erfreuen, oder vielmehr wiederzubeleben suchen, daß sie demselben etwas Neues zu lieben und dafür zu leben gab. Sie bat die Neuvermählten, den Frühling und Sommer über bei ihr zu bleiben; sie sprach von Nachbarn und von allerlei Gutem und Fröhlichem, das ihren Sommeraufenthalt angenehm machen würde. Sie erwähnte, daß sie ihr Testament machen wollte, daß ihr Vermögen nach ihrem Tode ihnen zufallen würde, wenn sie sie wie eine Mutter betrachten wollten.

„Potz Tausend! Ein schöner Brief!“ sagte Onkel P. „Reise Du schnurstracks hin, Neffe, mit Deiner Frau... lasse den Wagen vorspannen. Ich möchte in Deinen Kleidern stecken, Du Glückskind! Warten bis Anfang April? Tollheit! Nun, und wenn die Alte unter-

dessen stirbt! Sieh, das kann man sein Glück verschlafen nennen! Das sollte meiner Seel' mir nicht widerfahren! ······ Liebe Julie, wecke mich, wenn der Kaffee kommt." Als der Reisewagen vor der Thüre stand und die weinende Emilie an Algernon's Seite saß, thränenvoll einige Blicke und traurige Abschiedsworte mit ihren um den Wagen stehenden Eltern und Geschwistern wechselnd, da ergriff Algernon ihre Hand und sagte: „Wolltest Du jetzt lieber bei Diesen bleiben oder mir folgen? — " „Dir!" antwortete leise Emilie — „Von ganzem Herzen?" — „Von ganzem Herzen!" — „Fahre zu!" rief Algernon froh dem Kutscher zu; „Emilie, wir begleiten einander auf der Reise — durchs Leben!" Der Wagen rollte dahin. O! schaukelte doch auf solchen Federn der Wagen einer jeden Ehe!

Still und düster verlebte die Blinde ihre finstern Tage, — ihre Gesundheit nahm sichtlich ab. Ihre Seele glich dem Feuer im Meiler; dessen Flammen werden nicht sichtbar, sie brechen nicht hervor, aber sie verzehren still und sicher ihre Wohnung. Blos im Gesange äußerte sie zuweilen ihre Gefühle, wenn sie sich allein glaubte. Sie dichtete Text und Musik — beide trugen den Stempel eines unglücklichen und friedlosen Herzens. In Gesellschaft sprach sie fast nie ein Wort, und nur ihre unaufhörliche Beschäftigung, um ihre Hände und Finger ein Band oder eine Schnur zu drehen, verrieth die rastlose Unruhe in ihrem Innern.

Es gibt beim Weibe einen Gemüthszustand, welcher bewirkt, daß, was sie auch thun mag, wohl gethan wird; daß, wohin sie auch geht, ein stiller Frieden ihr folgt,

gleich dem eines ruhigen Frühlingstages, daß, wo sie weilt, auch eine Annehmlichkeit, eine Behaglichkeit weilt, welche sich Jedem, der sich ihr nähert, mittheilt; dieser Gemüthszustand geht von einem reinen, gottesfürchtigen und ergebenen Herzen aus. Glücklich Die, glücklich vor allen andern (in andern Hinsichten noch so reich Begabten), welche Dieses besitzt! — Und glücklich war Helene, denn sie war eine jener so schön begabten. In einem Briefe, den sie um diese Zeit an eine Freundin schrieb, schilderte sie selbst lebhaft ihren glücklichen Zustand.

„Du fragst, was ich thue? (schrieb sie am Ende des Briefes). Ich genieße das Leben in jedem Augenblick desselben. Meine Eltern, meine Geschwister, meine Arbeit, meine Bücher, meine Blumen, die Sonne, die Sterne, der Himmel und die Erde, Alles schenkt mir Freude; Alles läßt mich mit unbeschreiblicher Wonne die Glückseligkeit des Daseins empfinden. Du fragst mich, wie ich es mache, wenn finstere Gedanken und Zweifel sich meiner Seele bemächtigen. Meine Gute, ich habe keine Zweifel, keine finstern Gedanken, — ich kann sie nicht haben, — denn ich glaube an Gott, ich liebe ihn, ich hoffe auf ihn; — ich kenne keine Sorge oder ängstliches Zagen, denn ich weiß, daß er Alles wohl machen wird . . . . daß einst Alles gut und klar werden wird. Da ich so denke, so fühle, muß ich wol glücklich sein." . . . . . .

„Curro, curri, currum, currere," wiederholten die kleinen Dicken, und „Curro, cucurri, cursum, currere, ihr Sündenböcke!" berichtigte der Magister; und damit verbrachten sie (ich übertreibe niemals) beinahe drei Monate.

„Es geht langsam, aber es geht gut!" sagte tröstend und voll Zuversicht der Magister zur gnädigen Frau.

Die gnädige Frau ..... Gott segne die vortreffliche Frau! .... aber immerhin hätte unsere Reise aufs Land ohne so viele Sorgen und so viele Paquete, so viele „Ho, ho!" und so viele Koffer vor sich gehen können. Der Oberst sagte halb im Scherze ein Wörtchen hierüber. „Das ist leicht gesagt," antwortete die gnädige Frau ernsthaft.

Der Cornet, der nicht die geringste Bemerkung über seine Mutter duldete, in deren Thun und Lassen er nie den geringsten Fehler sehen wollte, war bei allen ihren Sorgen auf ihrer Seite und widersprach uns, die wir so etwas unnöthig fanden; und wenn es gar zu ängstlich wurde, so ging er umher und sang „God save the king!" (das einzige Englische, was er konnte) um unsere Aufmerksamkeit von der gnädigen Frau abzuziehen.

Einen Monat vor und einen Monat nach dem Ziehen mühte und arbeitete sie sich damit ab für unser Aller Wohl — und gar am Reisetage selbst — o Himmel

Welch Packen, welch Plagen,
(Es ist nicht zu sagen)
In Kellern und Küchen!
Auf Stühlen und Tischen
Und wohin man nur blickt,
Alles in Wirrwar liegt.
Die Herrschaft keift,
Die Dienerschaft läuft.

Visiten und Frühstück und Wagen voll Last,
Soll Alles besorgt sein uud Alles gepaßt,
Da sind wol noch hundert Dinge zu thun!
Man spricht von Freundschaft, von Beafsteak und Huhn.
Die Frau lächelt und pustet und seufzet: o Gott!

Der Wagen schon steht,
Die Lärmtrommel geht.

So eilet, so eilet . . . . . lauft hin und lauft her!
Fahrt vor! Aus dem Wege! Mit den Mänteln hierher!

Welcher Braus und Saus!
Doch ich nehme Reißaus,

Und fliehe nach Thorsborg, dem väterlichen Gute des Obersten, wo wir in der Mitte des Maimonats anlangten.

Thorsborg.

Hätte ich einen Tropfen der Vene, welche, aus dem Dintenfasse Walter Scott's entsprungen, sich durch alle Länder verbreitet und mit historisch=antiquarischer Dinte die Federn von hundert Schriftstellern befeuchtet hat, — so würde ich jetzt eine prächtige Beschreibung des stattlichen Schlosses Thorsborg geben, das während des dreißigjährigen Krieges von einer hochgesinnten, vornehmen Frau in Zeit von neun Monaten erbaut worden, mit Mauern, so fest wie die Gemüther der damaligen Zeit, und mit bleiernen Scheiben, so klein wie die Strahlen der Aufklärung im Klostergang des Zeitalters. Ich würde erzählen, wie Frau Barbara zu Göholm, die Admiralin Stjernebjelke (deren auf Thorsborg noch befindliches Brustbild ein stolzes und würdevolles Weib zeigt), um ihren in Deutschland für die Sache der Freiheit kämpfenden Mann zu überraschen, dies edle Gebäude auf einer Höhe errichtete, wo es noch in fürstlicher Größe thront, unermeßliche Acker= und Wiesenflächen in der Entfernung mehrerer Viertelmeilen beherrschend, und wie sie bei der Ankunft ihres Helden in die Heimat Lichter in allen Fenstern des Schlosses anzünden ließ, um seine Augen zu entzücken oder zu bezaubern. Ich würde auch etwas davon verlauten lassen, daß dies ihr nicht geglückt sein soll, und daß die Sage

davon schwatzt, er sei über diese Handlung der Frau Barbara ungemein aufgebracht gewesen. Ich würde ferner etwas von den Schicksalen der Nachkommen berichten, die später auf dem Gute ihren Wohnsitz hatten, von denen Einer, der mit dichterischem Vermögen begabt war, sich zum Andenken, uns zur Erbauung auf eine Fensterscheibe, die noch zur Zeit des Obersten H. im Schloßsaale vorhanden war, folgende Worte eingrub:

„Fräulein Sigrid nebst ihrem Gemahl
Sind große Narren allzumal."

Und wäre ich auf dem Strome der Zeit hinuntergelangt bis zu den auf den ausgebrannten Vulkanen des Mittelalters angelegten Ruhestätten unserer Tage, so würde ich, unter diesen umherwandernd, nach den Ueberbleibseln des Lavastroms forschen und in den Urnen der Erinnerung die Asche der erloschenen Feuer sammeln, sie in diese Blätter ausstreuen und — — das heißt (um etwas weniger verblümt zu reden)..... ich würde von allen den alten Harnischen, Helmen, Lanzen erzählen, die noch auf Thorsborg aufbewahrt werden und die Cornet Karl mit besonderer Zuneigung umfaßte.... von den blutigen Kleidern, Schwertern, Mörderkugeln u. s. w., und würde unter den friedlichen Erinnerungen der mit Tausenden von Holzfiguren ausgelegten Thüre zu dem Schlafgemache Gustav Adolf's des Zweiten erwähnen, die aus dem früheren Schloßgebäude dorthin geschafft worden; ferner des unermeßlichen Saales mit dem eichenen Fußboden und dem Eichensparren an der Decke; des Brustbildes der Frau Barbara, wie sie mit der Mauerkelle in der Hand dasitzt, ihres Spinnrockens u. s. w.; und um das Salz in der Suppe nicht zu vergessen, würde ich von den Spukauftritten erzählen, die im Schlosse stattfanden und denen Niemand so ausgesetzt war wie der Magister. Er hörte oft schreckliche Töne — eine Mischung von Trompetenklang und Wolfsgeheul; er hörte, wie es zur Nachtzeit

ganz leise im Billardsaale umhertappte, wie die Bälle rollten, die Glöckchen klingelten u. s. w. Ich könnte sagen, wie die Leute im Hause wohl von einem Geiste zu erzählen wußten, der ohne Kopf in dem großen Eichensaal an mondhellen Abenden umherspazierte, oder wie ganz oft mitten in finsterer Nacht plötzlich Lichter aus allen Fenstern strahlten, und wie da Niemand war, der nicht hatte Tische und Stühle mit entsetzlichem Geräusch in den Zimmern, wo kein Mensch sich aufhielt, hin- und herrücken hören..... und daß selbst die gnädige Frau..... hu! aber es fängt mich selbst zu grauen an.... und ich sehe jetzt klar ein, daß mir nur die Fähigkeit ward, mit gewöhnlicher Dinte gewöhnliche und alltägliche Dinge zu schildern, finde es daher sicherer und angenehmer, zu erzählen, wie die kleinen Dicken, über alle Beschreibung glücklich, auf dem Lande zu sein, in den Gräben und Steinhaufen, den Ueberresten des alten Herrenhauses, umhersprangen, Schätze suchten und Goldkäfer fanden; wie Julie, selbst einem Schmetterling ähnlich, dem geflügelten Geschwisterwesen nachlief, ihrem Bräutigam zum Trotze, der mit ihr um die Wette laufen wollte, bis sie merkte, daß es sich grade nicht der Mühe verlohnte; denn er strengte sich niemals so sehr an. „Es war zu warm!"

Er liebte es vor Allem, mit seiner kleinen Braut auf einem weichen Sopha zu sitzen, bequem auf den sanft schwellenden Kissen ruhend, in einer Art innerer Betrachtung — der bequemen Seite des Lebens. Mitunter beschäftigte er sich mit der Jagd, abwechselnd auf den Besitzungen des Obersten H. und denen seines Vaters. Dieser war ein munterer, gutherziger Alter, der fünf Dinge auf dieser Erde hoch in Ehren hielt, nämlich seinen alten Adelsnamen, seinen Sohn, die Freundschaft des Obersten H., sein Gespann von weißen Rossen, genannt „die Schwäne" und seine Tabakspfeife, zu deren Anzünden Winter wie Sommer ein unaufhörliches Feuer in seinem Ofen brannte. Er war entzückt über seine zukünftige kleine Schwieger-

tochter, die ihm jedoch manchen kleinen Possen spielte, worüber er ebenso leicht böse wie leicht wieder gut ward. Er erzählte gern Geschichten, übertrieb tüchtig, fluchte tapfer und war übrigens, was man einen Ehrenmann nennt.

Auf Thorsborg kam die Familie bald in eine ruhige und gemüthliche Lebensordnung. Die gnädige Frau ging zwar noch mit Schlüsselbund und Sorgen umher, aber Niemand ließ sich dadurch stören, und so herzlich gut war sie, daß sie niemals irgend einen Andern als sich selbst bemühte und beunruhigte.

Besonders angenehm waren die Abende. Da versammelten wir uns Alle in einem kleinen grünen Cabinete, das reichlich mit Gemälden und Blumen versehen war, und wo das Lesen der Werke von Franzén, Tegnér, Stagnelius, Sjöberg, Nicander und mehrer anderer schwedischer Dichter, welche Professor L.'s ausdrucksvoller Vortrag und vortreffliche Declamation uns noch besser schätzen lehrte, uns mit jedem Tage an edlen, frischen Gedanken und Gefühlen reicher machte. Oft wurde auch eine Lecture ernsterer Art gewählt, derjenigen nämlich, deren Zweck es ist, Klarheit über die für das Menschenherz wichtigsten Gegenstände, über Gott und Unsterblichkelt, zu verbreiten. Ich merkte bald, daß dies vorzüglich mit Rücksicht auf die Blinde geschah, auf dessen marmorklarem Antlitz der Blick des Obersten immer bei dem Lesen der Stellen verweilte, wo die Strahlen der Gottheit am klarsten und wärmsten, obgleich durch die Schleier der Menschenschwäche hervorbrachen. Oft verging auch der Abend unter Gesprächen, die auf dieselben Gegenstände gerichtet waren. Professor L., der Oberst und Helene nahmen hauptsächlich an diesen Antheil. Die Anstalten, welche der Oberst in Gemeinschaft mit dem Professor L. zu der moralischen Verbesserung seiner Untergebenen durch gute Schulen und mehrere andere Einrichtungen, die sowol für ihren Nutzen als ihr Vergnügen berechnet waren, getroffen hatte, gaben eine

ungezwungene Veranlassung dazu. Der Mensch, — sein Organismus, seine Erziehung, seine Bestimmung, seine Hoheit — seine Schwäche, — Gottes Kraft, — der Menschheit steigende Veredlung durch ein recht gepredigtes, recht verstandenes Evangelium, — — dieses Leben in Verbindung mit einem zukünftigen, — dies waren Gegenstände, die mit höchster Wärme, Schönheit, Klarheit und Kraft von Professor L. abgehandelt wurden. Sein feuriger und kraftvoller Vortrag, der sein reiches Gefühl so vortrefflich ausdrückte; die glückliche Fähigkeit, die er in einem bewundernswerthen Grade besaß, durch Beispiele aus den Gebieten der Geschichte, der Moral und der Natur auch die abstractesten Ideen klar zu machen, — die ruhige, schöne Weisheit, welche das Resultat seiner Lehre ward und deren wohlthuende Kraft unwiderstehlich zu den Herzen aller Zuhörer drang, — der Wohllaut seiner männlichen Stimme, das Würdige und Ausdrucksvolle seiner Geberden, alles Dies machte, daß man ihm mit Entzücken ganze Stunden zuhören konnte. Und wenn er, während er immer tiefer in seinen Gegenstand eindrang, mit immer mehr steigender Wärme, immer kraftvollerer Sprache, immer höhere, immer kühnere Ideen ausdrückte, fühlte man sich gleichsam von der Erde erhoben und dem Himmel näher gebracht. Es war eine Apotheose des Gedankens und des Gefühls, und die Himmelsfahrt des Augenblicks ließ doch immer in unserer Seele einen lebendigen Funken des ewigen Feuers zurück.

Es war an diesen Abenden, wo ich Gefühle höherer und edlerer Art bei der bisher etwas kindischen und flüchtigen Julie entstehen sah. Ich sah ihre Brust sich heben, ihre Wangen sich röthen, während sie der Rede über Wahrheit und Tugend horchte, und ihr ausdrucksvolles Auge an den Lippen des edlen Dolmetschers hing, um gleichsam jedes Wort einzusaugen; und kurz und gleichgültig antwortete sie ihrem Bräutigam, wenn er zuweilen ihr Urtheil über kleine niedliche Papparbeiten,

in denen er eine wirkliche Kunstfertigkeit besaß, einholen wollte.

Die Blinde verblieb während dieser Gespräche stumm, und selten verrieth eine Bewegung in ihrem statuenähnlichen Antlitz, daß ein Gefühl ihr Inneres erregte.

Wir hatten an den Abenden auch Gespräche anderer Art — von einer leichteren aber doch inhaltreichen Art. In diesen glänzten die gnädige Frau und Cornet Karl. Eines Abends, als Professor L. und der Oberst abwesend waren, hielt Lieutenant Arwid eine lange Vorlesung über die beste Art, Rennthierfleisch zu mariniren, und über die Sauce, die dazu gehörte. Julie fragte, ob nicht Arwid's Rede uns eine ungewöhnlich starke Lust verursacht hätte, frühzeitig Abendbrot zu essen und bald zu Bette zu gehen. Allgemeiner Beifall.

Eines Tages, als Julie und ich an einem offenen Fenster saßen und arbeiteten — ein Rosentopf stand auf dem Tische zwischen uns — und wir lange schweigend dagesessen hatten, sagte Julie auf einmal hastig: „Findest Du nicht?" ...... und schwieg plötzlich wieder still.

Ich sah sie an und fragte: „Was denn?"

Ja ... daß ... der Professor L. etwas sehr Edles in seinem Angesicht, besonders über der Stirne hat?"

„Ja," erwiderte ich, „man liest dort seine edle Seele, seine milde Weisheit."

Julie roch an einer Rose — deren Knospen schienen in diesem Augenblicke auf ihren Wangen auszuschlagen.

„Aha!" dachte ich. Wieder sagte Julie: „Findest Du nicht?"..... Neue Pause.

„Daß Pro....," sagte ich, sie auf den Weg leitend.

„Ja, daß .... daß Professor L. eine sehr wohltönende Stimme hat und ganz vortrefflich spricht? Er macht Alles so klar ... so reich und schön. Man glaubt besser zu werden, während man ihn hört."

„Es ist wahr. — Aber findest Du nicht, daß Lieutenant Arwid einen recht schönen Schnurbart, recht schöne

und eine ungemein schöne Stimme hat, besonders wenn er sagt: ‚Hol mich.....‘“

„Jetzt bist Du boshaft, Beate!“ sagte Julie, heftig erröthend, indem sie aufstand und davon lief. Im Vorbeigehen weckte sie Lieutenant Arwid, der auf einem Sopha in dem Zimmer nebenan sein Mittagsschläfchen hielt, worüber er ein wenig brummte, und indem er gemächlich Arme und Beine ausstreckte, zum Ersatz — einen Kuß forderte.

Er erhielt — — nichts!

Indessen ward Julie mit jedem Tage ernster, — ihr früher so beständig heiteres und gutes Gemüth..... fing an unbeständig und zuweilen unfreundlich zu werden; ihr Wesen ward stiller und ernster und zuweilen ruhte ein leichter Zug von Schwermuth auf ihrem reizenden Gesichte. Aber lange Zeit merkte Niemand in der Familie diese Veränderung. Die Mitglieder derselben hatten jedes für sich viel zu besorgen.

Die gnädige Frau, deren lebhafte Natur und wirksame Güte sie immer in Bewegung hielt, hatte auf dem Lande alle Stunden besetzt. Sie war die Trösterin, Rathgeberin und Lehrerin ihrer Untergebenen im Großen wie im Kleinen, und außerdem der Arzt der ganzen Umgegend. Sie war dies Alles mit einer Leichtigkeit und Besonnenheit, die man ihr kaum zugetraut hätte, wenn man an ihr sorgenvolles Wesen bei den geringsten Anlässen in ihrem eignen Hause und Haushalte dachte. Sie ging selbst bei den Leuten mit Tropfen und Ermunterungen, Suppen und guten Rathschlägen umher, und erstere verliehen den letzteren Most und Kraft. Sie war der Liebling der ganzen Gegend. Alt und Jung, Reich und Arm pries sie als „gar zu gut und freundlich.“

Der Oberst beschäftigte sich dem Scheine nach mehr passiv, in der That selbst aber mehr activ oder mehr beschäftigt mit dem Wohle Derer, die ihm unterthan waren. Er war für seine Untergebenen, sowie für seine Dienst-

boten ein guter und gerechter, aber strenger Hausherr. Er war allgemein mehr gefürchtet, als geliebt, aber Jeder erkannte, daß während der Zeit, wo er das Gut verwaltet hatte, Sittenverderbniß, Völlerei und überhaupt alle Laster mit jedem Jahre abgenommen; daß hingegen Ordnung, Rechtlichkeit, Sittlichkeit, Verträglichkeit und als Folge davon Wohlstand und Zufriedenheit sich immer mehr selbst bis zu den naheliegenden Ortschaften verbreitet hatten. Und die vortrefflichen Anstalten, die er getroffen, die Schulen, die er angelegt hatte, und die er mit jedem Jahre noch zu vervollkommnen suchte, gaben Hoffnung auf die höher steigende Veredlung und das Glück des jüngeren Geschlechts. Kräftig mitwirkend stand jetzt Professor L. an seiner Seite.

Hier ist der Ort, ein Wörtchen zur nähern Aufklärung über Professor L. fallen zu lassen. Es wird kurz und gut werden.

Professor L. war der Sohn eines reichen Mannes, und war selbst ein sehr wohlhabender Mann. Er war Geistlicher geworden, um auf die seiner Meinung nach wirksamste Weise seinen Nebenmenschen nützlich sein zu können. Er war auch in der schönsten Bedeutung des Worts der Vater seiner Gemeinde. Sonderbar war, daß er nächst mir und vielleicht mehr als ich auf Julie aufmerksam war. Sein Blick folgte ihr oft so freundlich ernst, so prüfend.....

Helene hatte die Oberaufsicht über die Mädchenschule in der Gemeinde, welches wichtige Amt sie vortrefflich und mit ebenso vieler Freude als Sorgfalt ausübte.

Der Cornet hatte.... die Oberaufsicht über die Knabenschule — glaubt vielleicht Jemand? Nein, Gott behüte! und das war gut, sowol für ihn, als für die Schule. Er war in eine plötzliche, heftige Leidenschaft für die Botanik verfallen, ging des Morgens früh aus und war oft den ganzen Tag abwesend, und kam des Abends ganz ermüdet nach Hause, die Taschen voll von Unkr..

von Kräutern wollte ich sagen. Er sprach viel von dem Interesse, dem Werth und dem Nutzen der Botanik, zeigte Julien unaufhörlich den Unterschied zwischen einem Pentandristen, einem Oktandristen u. s. w. Besonders war er darauf erpicht, die Linnaea borealis zu finden, von der er hatte sagen hören, daß sie in der Umgegend wachse, die er aber noch nicht hatte entdecken können. Diese suchte er jetzt früh und spät.

„Es ist wunderlich mit Karl," sagte Julie, „wenn er von seinen botanischen Promenaden nach Hause kommt, ist er entweder so froh, daß er alle Menschen umarmt, oder er sieht so böse aus, als wollte er um sich beißen."

„Er treibt's zu toll mit seiner Botanik!" sagte der Oberst.

Helene lächelte und schüttelte den Kopf — und das that auch ich — und das thust gewiß auch Du, meine junge Leserin. Ich errathe, daß Du erräthst, er sei..... aber still, still so lange..... laßt uns das Geheimniß nicht verrathen, es kommt wol zu seiner Zeit ans Licht. Mittlerweile fahren wir im großen Familienwagen auf

Visiten.

Der Oberst, die gnädige Frau, Julie, der Cornet und ich. Die gnädige Frau, welche zuweilen Ideen hatte, die vom Mond herabgefallen zu sein schienen, war neulich auf den Einfall gekommen, ich finge an, melancholisch zu werden, was davon herrühre, daß ich über das Buch der Offenbarung grübele; sie hatte mich nämlich einige Male mit der Bibel in der Hand gefunden, die auf der letzten Seite aufgeschlagen war, wo die Zukunft des neuen Jerusalem beschrieben wird. Jetzt war der gnädigen Frau vor nichts so bange wie vor dem Grübeln über Bücher; sie glaubte halb und halb, mein Verstand sei in Gefahr, und um mich zu zerstreuen und mich ein wenig von „solchen Dingen" abzuziehen, wollte sie durchaus, daß ich sie bei den Visiten, die in der Nachbarschaft gemacht werden sollten, begleite.

An einem schönen Nachmittage fuhren wir von dannen, Alle bei guter und fröhlicher Stimmung.

Wir tranken Kaffee bei Madame Mellander, welche nebst ihrem Manne (dem Anhängsel seiner Frau) eine kleine Stelle von dem Obersten in Pacht hatte. Madame Mellander war ungemein häßlich, pockennarbig und hatte ein bärtiges Kinn; sie erhob die Nase sehr hoch über ihren stillen, ihren Werth und ihre Gewalt tief erkennenden Mann und redete ihren zwei hübschen, doch etwas linkischen Töchtern, welche der Cornet mit Hängebirken verglich,

den ganzen Tag hindurch über Lebensart und Moral vor. Uebrigens war sie ordentlich, mäßig und häuslich, hielt ihren Haushalt, ihren Mann, ihre Töchter, eine Magd und drei Katzen in guter Ordnung — und glaubte deshalb, sie besitze einen vorzüglichen Ministerkopf.

„Ja, ja!" sagte sie einmal seufzend, „jetzt sagt man: ‚Graf Platen ist todt!' Nächstes Jahr wird man vielleicht sagen: ‚Madame Mellander ist todt!'

„Das wäre der T—l," sagte der Oberst, welcher gegenwärtig war.

Während Herr Mellander den Oberst in den kleinen Garten hinabführte, um ihm eine neue Anlage oder neulich urbar gemachtes Land auf einem alten Kartoffelfelde zu zeigen, erfuhren wir von Madame Mellander allerlei Neues. Zuerst, daß sie ein sehr lustiges Buch lese von einem jungen Manne, welcher Fritz hieße.

„Ist es ein Roman?" fragte die gnädige Frau.

„Ja, es ist ein Roman. Er ist sehr nett. Die, welche Fritz lieb hat, heißt Ingeborg."

„Wer hat das Buch geschrieben?" fragte wiederum die gnädige Frau.

„Ja, das weiß ich nicht. Er soll ein Prediger sein. Und es steht da so hübsch, wie sie auf dem See fahren und wie sie in ihre kleinen weißen Hände klatscht·····"

„Kann das Frithiof sein?" schrie der Cornet vor lauter Erstaunen laut auf.

„Frithiof····· ja Fritz oder Frithiof, so heißt er."

„Von Tegnér" rief die gnädige Frau aus.

„Ten····· ja, ja, irgend einen solchen Namen habe ich gehört."

Julie erhob die Augen gen Himmel.

Die gnädige Frau, welche zum ersten Mal einsah, daß es wünschenswerth war, das Gespräch von einem solchen Gegenstande abzulenken, fragte jetzt Madame Mellander, ob sie gehört habe, daß die Gräfin B. schon auf ihr Gut gezogen sei.

„Nein!“ antwortete Madame Mellander scharf und bestimmt; „ich weiß nichts von ihr. Zwischen uns ist kein Commerce mehr. Was denken Sie wol, meine gnädige Frau, daß sie und ich zusammen erzogen worden sind. Ja — wir waren in unserer Jugend alle Tage beisammen und sie hatte einen Strohhut mit gelben Bändern und ich hatte einen Strohhut mit rothen Bändern. Und ich sagte zu ihr: ‚Hörst Du, Jeanette!‘ und sie sagte zu mir: ‚Hörst Du, Lisette!‘ und wir waren die besten Freunde in der Welt. Da fuhr sie ihren Weg, und ich fuhr meinen, — und zwar zu meinem Onkel, Rathsherr Strißberg in Norrtelje. Ihro Gnaden kennen ihn gewiß? .....“

„Nein!“ erwiderte Ihro Gnaden.

„I du meine Güte! — nicht den reichen Strißberg kennen — der mit Mamsell Breitmund verheirathet war — der Tochter des Kramhändlers Breitmund in Stockholm — — Ihro Gnaden wissen ja ..... — der Schwager von Lönnberg ... der am Packermarkte wohnte? ....“

„Ich kenne ihn nicht ....,“ antwortete lächelnd, aber halb verlegen die gnädige Frau .....

„Ja so .... ja so,“ sagte Madame Mellander etwas misvergnügt und vielleicht mit verminderter Achtung vor den Bekanntschaften der gnädigen Frau. „Ja,“ fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „da kam es denn, daß wir einander mehrere Jahre lang nicht sahen. Aber als ich mich mit Mellander verheirathete, erblickte ich einst während eines Concertes in Stockholm meine Jugendgefährtin, die jetzt Gräfin B. geworden war. Ich grüße und grüße sie ..... aber was glaubt man wol? Sie sieht mich starr an und grüßt nicht ..... und thut, als ob sie mich gar nicht wiedererkenne. Aha! dachte ich. Als sie jetzt an meinem Hause hier auf der Landstraße vorbeifährt, da steckt sie den Kopf durchs Wagenfenster heraus und grüßt und nickt. Aber ich ..... ich stricke! Was denken Sie, gnädige Frau?“

Was die gnädige Frau dachte, erfuhr jedoch Madame Mellander dieses Mal nicht; denn in demselben Augenblicke kam ihre theure Hälfte herein nebst dem Obersten, der zur Abreise mahnte, indem die Uhr schon fünf wäre, und man beinahe noch eine Meile bis Löfstaholm hätte, wo bei Gutsbesitzer D. der nächste Besuch abgestattet werden sollte. Zwei Tassen Kaffee hatte indessen Jeder von der Gesellschaft zu sich nehmen müssen, mit Ausnahme jedoch des Cornets, welcher, Madame Mellander und ihren Kaffee verwünschend, sich denselben bestimmt verbat. Er und Julie hatten während der Zeit ihr Bestes gethan, um die Demoisellen Eva und Amalia zu ermuntern und zu beleben. Der Cornet sagte ihnen auf seine fröhliche, freimüthige Weise allerhand kleine Artigkeiten, Julie lobte ihre Blumen, versprach, ihnen Bücher, Muster u. s. w. zu leihen, was Alles die Wirkung hatte, daß die hübschen Hängebirken, wie von einem frischen Winde geschüttelt oder von einem wohlthuenden Regen belebt, allmälig ihre Aeste zu erheben und ihre Blätter zu rühren anfingen. Das heißt: Amalie und Eva wurden ganz aufgeräumt und ihre Augäpfel bewegten sich nach Ost und West.

In Löfstaholm ward der Oberst und seine Familie mit der lebhaftesten und geräuschvollsten Freude empfangen. Besonders machte man viel Aufhebens von Cornet Karl, der wegen seines freimüthigen Wesens, seiner muntern Laune, seiner lustigen Einfälle bei den Nachbarn allgemein beliebt war und besonders auf dem fröhlichen Löfstaholm in Gunst stand, wo Bälle, Schauspiele und Vergnügungen aller Art beständig abwechselten, und wo er bald mit zwölf Damen in einer Nacht vierundzwanzig Tänze getanzt hatte, bald als Capitain Puff*), oder Vetter Pastoreau, oder als der Bürgermeister im Carolus

„Capitain Puff" ein beliebtes Lustspiel des schwedischen Lustspieldichters Olof Kexell.

Anmerk. d. Uebers.

Magnus aufgetreten war und allgemeines Entzücken verbreitet hatte. Liebhaberrollen hatte er nie spielen können, natürlicherweise deshalb, weil er ja „niemals verliebt werden konnte," und daher auch nie etwas vorstellen konnte, was seiner Natur so zuwider wäre.

Um den Namenstag des Herrn D. zu feiern, gaben seine drei talentvollen Söhne an diesem Abende ein kleines Concert, wozu eine ziemlich zahlreiche Versammlung von Zuhörern eingeladen war, zu denen jetzt die Familie H. eine willkommene Fünfzahl hinzufügte.

Madame D., welche das Gerücht ein sehr gebildetes Frauenzimmer nannte, welche von Weber und Rossini, von Erziehung und Bildung, Poësie, Colorit, Geschmack, Takt u. s. w. sprach, machte sich daran, die gnädige Frau in zierlicher Rede mit ihren Ansichten von Erziehung zu unterhalten, und mit dem Plane, welcher der Erziehung, die sie ihren Kindern gegeben, zum Grunde gelegen habe, und in welchem Weber wie Rossini, Bildung, Geschmack und Takt sich — ohne allen Takt — um einander bewegten.

Das Concert nahm seinen Anfang. Eleonore D., schüchtern und roth, setzte sich ans Fortepiano und spielte „con tutta la forze della desperazione;" in jedem Accord, den sie anschlug, schenkte sie dem Ohre des Zuhörers zwei oder drei Töne auf den Kauf, und die Läufer, — Dank sei es dem Fortepedal — — fuhren über die Claviatur, wie ein Strich mit Gummi elasticum über die Zeichnung. Der Schluß machte vielen Effect; das ganze Piano schrillte. Hierauf sang die blauäugige Therese eine Arie aus dem Barbier von Sevilla. Prächtig staccatirte Töne, kraftvolle, wie mit Handkraft erzwungene Triller und gelle Ausrufungen lockten aus den Zuhörern lebhafte Aeußerungen der Dankbarkeit hervor für so viele — Mühe.

Gutsbesitzer D., ein kleiner dicker und munterer Alter, der in seine Kinder vernarrt war, die er in seinem Va-

terherzen mit den sieben Wunderwerken der Welt verglich, ging mitunter immer zu dem Obersten H. hin, indem er, sich die Hände reibend, mit funkelnden Augen fragte: „Nun, Brüderchen, was sagst Du, was meinst Du? Was? Was?“

Der Oberst, der einen zu sichern natürlichen Geschmack hatte und in seinem Leben zu viel gute Musik gehört hatte, um nicht recht wohl zu wissen, woran er war, nahm seine Zuflucht zu seinem gutmüthigen, schelmischen Lächeln und zu jenem zweideutigen Lobe: „Sie spielt verteufelt!“ oder „Sie spielt wie tausend sapperlot!“ welche tüchtige Ausdrücke von dem glücklichen Vater mit der lebhaftesten Freude entgegengenommen wurden.

In einem darauffolgenden Duett zwischen Adolf D. und einer seiner Schwestern ging es etwas „entzwei“ (wie der Oberst es nannte). Und ein Duett unwilliger Blicke entstand zwischen Bruder und Schwester, während der Gesang allmälig wieder ins Geleise kam.

Das Finale, ein Chor, den alle die sieben Virtuosen einstimmig sangen von langem Leben und Reben, Lust und Brust und was dergleichen Reime mehr waren, die nebst den dazu gehörigen vorhergehenden Wortreihen von Adolf D. gedichtet waren, — glaubte ich, würde das Haus niederschmettern.

Die gnädige Frau, welche während alles dessen dagesessen hatte, als ob sie in der Abendmesse wäre, mit einer andächtigen und etwas kläglichen Miene, that jetzt ihr Möglichstes, um den Durst nach Lobeserhebungen, den die musikalische Familie hatte, zu stillen. Der Oberst wiederholte seine Kraftworte, und die Gesellschaft sang ein Chor von Bravos, die jedoch von Manchem mit zweideutigen Mienen begleitet wurden. Dies Verfahren tadelte der Cornet, — er hatte es leicht zu thun, er, der sagen konnte und es frei heraus sagte, er verstehe sich durchaus nicht auf Musik, und könne daher kein Urtheil darüber fällen. Ein Anderer, der seines musikalischen Sinnes (oder seiner Sün-

den) wegen aufgefordert wird, seine Meinung abzugeben, ist bei einem solchen Concerte übel daran. Künstler von Fach darf man beurtheilen, dies Recht hat man sich erkauft; aber Liebhaber kann man nur loben; dazu hält man sich verpflichtet; und thut man es nicht mit gutem Gewissen, so nimmt die Wahrheit nicht gerne ihren Rückzug, ohne eine verdrießliche Miene zu zeigen.

Vor der Abendmahlzeit war für uns nicht daran zu denken, daß wir nach Hause fahren konnten. Erst um elf Uhr saßen wir im Wagen. Es war eine milde, ungewöhnlich schöne Frühlingsnacht. Die gnädige Frau schlummerte, von den Bewegungen des Wagens sanft gewiegt und von unsern Gesprächen eingeschläfert, bald ein. Wir schwiegen allmälig Alle. Des Obersten Miene war düster; der Cornet saß da und betrachtete den Mond, welcher blaß und mild über der grünen, ruhigen Erde stand. Es lag etwas Schwärmerisches in seinem Blicke, was ich früher nie dort bemerkt hatte. Auch Julie ward gedankenvoll. Der Kutscher und die Pferde müssen auch an etwas gedacht haben, denn nur langsam kamen wir durch Wälder und Ebenen dahin. Als wir ungefähr um Mitternacht an dem Pfarrhofe, der Behausung des Professors L., vorüberfuhren, sah man Licht in einem der Fenster schimmern. Der Oberst sah es und sagte, indem seine Augen freundlich strahlten: „Da sitzt jetzt L. und wacht und arbeitet für das Wohl seiner Mitmenschen. Er gönnt sich selbst keine Nachtruhe, — — und dennoch werden vielleicht einige funfzig Jahre und noch mehr darüber hingehen, ehe seine Werke werden recht verstanden und geschätzt werden. — Und solche Nächte folgen auf Tage, deren sämmtliche Stunden der Erfüllung seiner mannichfaltigen Amtspflichten gewidmet sind.“

„Er gleicht seinem Lichte,“ sagte der Cornet, „er verzehrt sich, um zu erleuchten.“

„Er muß ein höchst edler Mann sein!“ sagte Julie mit einer Thräne im Auge.

„Ja wohl," erwiderte der Oberst; „ich kenne keinen edleren. Aber er kann nicht lange auf die Weise leben, wie er lebt."

„Hat er nicht," fragte Julie, „eine Schwester oder eine Mutter oder sonst Jemand bei sich zu Hause, die nach ihm sieht, ihn lieb hat und ihn pflegt?"

„Nein, er ist einsam."

„Einsam!" wiederholte Julie leise und traurig. Während wir in einem Halbkreise um den Pfarrhof herumfuhren, legte sie sich aus dem Wagenfenster hinaus und hielt den Kopf still nach einer und derselben Richtung gewandt.

„Wonach siehst Du, mein Kind?" fragte der Oberst.

„Nach dem Lichte, Vater ..... es funkelt so schön in der Nacht!"

Auch am folgenden Tage sollten einige Besuche in der Nachbarschaft gemacht werden, — aber jetzt war es dem Cornet durchaus unmöglich, uns auf denselben zu begleiten. Er war auf die Spur gekommen, daß die Linnaea borealis in einer Waldgegend eine halbe Meile östlich von Thorsborg zu finden sei, und um sich davon zu überzeugen, mußte er uns nothgedrungen schon vor Mittag verlassen.

„Ich begreife nicht," sagte Julie, „wovon Karl an gewissen Tagen lebt. Er nimmt nie, wie sehr ich ihn auch darum bitte, Lebensmittel mit, wenn er seine botanischen Pilgerfahrten macht. Auch scheint es mir, daß er recht mager geworden sei."

„Jetzt läuft er wieder in den Wald!" sagte der Oberst, als er seinen Sohn mit großen Schritten über den Hof gehen sah; „ich fürchte, seine Linnaea borealis macht ihn wirr im Kopfe."

Unsere Besuche an diesem Tage waren weniger glücklich. Bei L. auf Vik hatten die kleinen Kinder die Masern, und unserer kleinen Buben wegen fuhren wir bei dieser Nachricht spornstreichs wieder davon.

Auf M. war die Gräfin nicht zu Hause. In einem kleinen Lusthause im Garten sangen ihre Kanarienvögel, in prächtigen Käfigen hungernd, und schienen mit bald klagenden, bald fröhlich trillernden Tönen die Aufmerksamkeit auf ihre Noth lenken zu wollen.

Die gnädige Frau gab ihnen Körner, Wasser, Zucker, Vogelgras und tausend Schmeichelnamen.

„Mit all diesen Dingen," bemerkte der Oberst, „werden wir heute Abend keine Tasse Thee bekommen!"

Zwischen sechs und sieben Uhr Abends keinen Thee zu bekommen, war für den Obersten eine wirkliche Entbehrung; und die gnädige Frau, welche dies wußte, saß mit besorgter und ängstlicher Miene im Wagen, während wir unsere Heimfahrt antraten, die wol über anderthalb Stunden dauern konnte. Um, wie er glaubte, einen Richtweg zu erhalten, fuhr der Kutscher einen neuen Weg, der uns auch neue Gegenden zu beschauen gab. Man hielt auf einer wilden, waldbewachsenen Stelle still, um die Pferde sich erholen zu lassen. Zur rechten Hand und in einiger Entfernung vom Wege sahen wir über die Baumgipfel eine leichte Rauchsäule in die Höhe steigen, welche ein gelinder Wind nach unserer Seite hintrieb.

„Wahrhaftig!" sagte der Oberst; „glaube ich nicht, daß man dort Thee für uns in Bereitschaft hat! Sieh, Julie, — schimmert nicht eine weiße Mauer dort durch den Wald hervor?"

„Ja! ich sehe etwas Grauweißes .... es ist wirklich ein Haus dort .... der Rauch scheint von daher zu kommen. Es ist klar, daß irgend eine Fee uns dort erwartet, um uns zu bewirthen. Eine Fee, und Thee — das reimt sich ja vortrefflich."

„Meine Meinung ist," sagte der Oberst, „daß, wenn es dort keine Fee gibt, es doch ganz sicher Menschen dort gibt, und die werden uns wol eine Tasse Thee zum Besten geben können, wenn wir — Was meinst Du, Charlotte? wollen wir nicht einen Besuch in dem kleinen, ein-

ladenden Waldschlosse dort abstatten? Wir sagen den Bewohnern desselben, daß wir ihre Bekanntschaft zu machen wünschen und daß wir — mit einem Worte, daß wir durstig sind."

Julie lachte herzlich. Die gnädige Frau sah überaus erschrocken aus.

„Mein Lieber," sagte sie, „das paßt sich nicht!"

„Es würde mir ganz verzweifelt gut passen," sagte der Oberst, „eine Tasse Thee zu bekommen."

„Außerdem, liebe Mutter," sagte Julie, „könnten wir vielleicht eine ganz interessante Bekannschaft machen. Denk Dir, z. B. wenn Don Quixote nicht an seinen Aderlassen gestorben sein sollte, wie man ausgebreitet, sondern nach dem Norden hinaufgereist wäre, sich hier mit seiner schönen Toboso niedergelassen hätte und uns jetzt aufnähme ·· ···· Oder wir könnten einen Eremiten treffen, der uns seine Schicksale erzählte, oder einen verkleideten Prinzen······"

„Was und wen Du willst," sagte der Oberst, „wenn er nur so christlich ist und uns eine Tasse Thee gibt."

Obschon der Oberst jetzt gewiß zum vierten Male mit seiner Tasse Thee hervorkam, so zog sich die gnädige Frau dennoch so ernsthaft vor diesem Besuche à la Don Quixote, wie sie ihn nannte, zurück, daß der Gedanke daran aufgegeben, dagegen beschlossen ward, die Reise fortzusetzen.

Indem der Wagen sich nun wieder in Bewegung setzte, — krach! ging das eine Hinterrad ab, der Wagen fiel langsam um und unter verschiedenen Ausrufungen voltigirten wir Eines über das Andere auf die Landstraße hinab.

Die gnädige Frau lag auf mir, mühte sich aber dennoch, ehe sie daran dachte, selbst aufzustehen, ab, ihren Ridicule, welcher durch Zufall unter mich gekommen war, hervorzuziehen; was, wie ich sie versicherte, ganz unmöglich war, so lange ich mich nicht vom Flecke rühren konnte.

Endlich waren wir Alle wieder auf den Beinen. Die

gnädige Frau war sehr blaß, und wir umringten sie Alle ängstlich und fragten tausendmal, ob sie sich gestoßen, sehr erschrocken wäre u. s. w. Als sie aber Alles mit Nein beantwortete und auch wir auf ihre besorgten Fragen unsertwegen erwidern mußten, daß wir weder erschrocken, noch Verletzungen oder Blaumale davon getragen hatten (von Quetschung wollte ich nicht reden), stimmte Julie ein so herzliches und schallendes Gelächter an, daß wir ihr Gesellschaft leisten mußten. Der Kutscher und der Bediente, beide so wie wir unbeschädigt, kratzten sich mit trübseligen Mienen hinter den Ohren.

Mit ihrer Hülfe suchte jetzt der Oberst den alten und schweren Wagen aufzurichten. Der Weg bestand aus tiefem Sand, der Wagen war so gut wie in einen Graben gefallen, der Kutscher war ein Invalide, der Bediente eine Antiquität; sie riefen: „Euh .... uh!" ... der Oberst allein arbeitete — und der Wagen kam nicht vom Flecke.

Ein Besuch in dem grauen Hause (der einzigen menschlichen Wohnung, die sichtbar war) ward jetzt nothwendig, und der Oberst, der auf diesen Besuch und seine Tasse Thee so erpicht war, daß er über den Zufall mit dem Wagen ganz froh ward, rief aus: „Wir müssen Alle zusammen gehen in Leid und Freud!" gab seiner Frau den Arm und führte sie unter ungewöhnlicher Munterkeit und heitern Scherzen auf dem schmalen Wege hin, der sich durch einen Fichten- und Tannenwald schlängelte und zu dem vielbesprochenen grauen Hause zu führen schien.

„Es kömmt Regen!" sagte die gnädige Frau und sah ängstlich zum Himmel auf. „Mein Hut .... könnten wir nicht hier unter den Bäumen warten, während Grönwall hinläuft und Leute für den Wagen herschafft?"

„Es kömmt kein Regen!" sagte der Oberst.

„Es regnet!" rief die gnädige Frau aus.

„Laßt uns eilen, unter Dach zu kommen!" rief der

Oberst und eilte munter vorwärts, während er seinen Hut über den Kopf der gnädigen Frau hielt.

Endlich waren wir bei dem kleinen grauen Hause angekommen. Es hatte ein düsteres, verfallenes Aussehen und mit Ausnahme eines kleinen Küchengartens war Alles rund umher wild und unangebaut. Die Silberwelle eines Binnensees schimmerte in einiger Entfernung durch den finstern Fichtenwald hervor.

Es fing, grade als wir ins Haus traten, ernstlich zu regnen an. Eine Thüre rechts in der Hausflur stand angelehnt. Sie öffnete den Tempel der Küche. Indem der Oberst eintrat, stürzte, wie ein Hase aus seinem Verstecke, eine Magd aus einem Winkel hervor, glotzte uns mit schlaftrunkenen Augen an und stammelte: „Sein Sie so gut .... steigen Sie die Trepp' hinauf ..... die Herrschaft ist zu Hause."

Wir stiegen eine schmale, finstere Holztreppe hinan, und als wir oben waren, öffnete der Oberst eine Thüre, die uns in ein kleines Zimmer hineinsehen ließ, das auf allen Seiten mit Wäsche angefüllt war. Tische und Stühle und Körbe waren mit theils geplättetem theils ungeplättetem Zeuche bedeckt. Die Luft dampfte uns heiß, wie aus einem geheizten Ofen, entgegen.

„Geh nur vorwärts! geh nur vorwärts!" sagte der Oberst freundlich mahnend zu der gnädigen Frau, die auf der Schwelle Halt gemacht hatte.

„Mein Lieber, ich kann doch nicht in den Leinenkörben herumtreten!" antwortete sie etwas aufgebracht. Der Oberst und ich räumten jene aus dem Wege und wir zogen durch das Leinenland zu einer andern Thüre, bei deren Oeffnung wir Alle einen Augenblick vor Erstaunen und Ueberraschung stillstanden.

Ein vollkommen schönes, majestätisches und in schwarze Seide und Spitzen prachtvoll gekleidetes Frauenzimmer stand mitten in einem Zimmer, welches geschmackvoll mit schönen Krystallen, Blumenurnen, Spiegeln und andern

Luxusartikeln geschmückt war. Etwas hinter ihr stand — obgleich sie nur zu schweben schien, ein junges ..... ja wirklich nur ein junges Mädchen — aber so entzückend, so engelschön, daß man das Irdische dieses Wesens hätte bezweifeln mögen. Sie konnte höchstens sechzehn Jahre alt sein, hatte ihr helles Haar mit einem goldenen Pfeile befestigt und trug ein weißes leichtes Florkleid, welches wie eine helle Wolke das lilienweiße, iebliche, idealisch schön geformte Engelgeschöpf umfloß.

Die ältere Dame ging uns entgegen, während ihre dunkelblauen Augen die ungebetenen Gäste stolz und fragend anblickten. Die gnädige Frau ging rückwärts und trat mir auf die Zehen. Der Oberst, dessen edle Haltung und offenes und zugleich freies Benehmen auf einen Jeden einen angenehmen Eindruck machten, rief bald ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen der schönen Waldfrau hervor, indem er auf eine ebenso behagliche als komische Weise die Veranlassung oder vielmehr die Veranlassungen unsers unerwarteten Besuches berichtete, deshalb um Entschuldigung bat, seinen Namen nannte (welcher auf die schöne Unbekannte einen sonderbaren Eindruck zu machen schien), und seine Frau und seine Tochter vorstellte. Mich vergaß er. Ich verzeihe es ihm. Wer spricht von der Sauce zum Braten? Die folgt ja von selbst mit als Appendix. Die schöne Waldfrau antwortete auf gebrochen Schwedisch, aber mit einer Stimme, die wirkliche Musik war: „Sehr willkommen! der Wagen soll Hülfe erhalten, und Sie sollen Thee haben ...... so gut ich ihn geben kann.“ — „Meine Tochter, meine Herminia,“ fügte sie hinzu, indem sie von der Stirne der Sylphide die sie beschattenden Locken wegstrich.

Während die gnädige Frau zum Sopha hinging, blieb sie stehen und verneigte sich sehr artig vor einem Herrn, der bisher zur Hälfte von der Fenstergardine verdeckt dagestanden, der aber jetzt vortrat, die Hand der bestürzten gnädigen Frau ergriff, sie schüttelte und küßte,

indem er lachend, aber nicht ohne Verlegenheit sagte: „Liebe Mutter!“ Es war ... der Cornet!

Die gnädige Frau sagte nur: „Herr Gott!“ und setzte sich ganz hastig und ganz befangen ins Sopha, die Hände gefaltet und den Blick auf ihren Sohn geheftet. Der Oberst sperrte die Augen auf, machte eine höchst komische Grimasse, sagte aber nichts. Eine etwas verlegene unruhige Spannung entstand in der Gesellschaft. Der Cornet, der wie auf Nadeln zu stehen schien, ging bald hinaus, um nach dem Wagen zu sehen.

Die schöne Waldfrau ging auch hinaus, und wir blieben mit der Sylphide allein, welche der Oberst mit augenscheinlichem Entzücken betrachtete. Er nebst der gnädigen Frau und Julie suchten durch Fragen und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände sie gesprächig zu machen, aber es glückte nicht; sie sprach nur wenig und vermied es, auf die Fragen zu antworten. Kindliche Unschuld, innige Anmuth und eine fast himmlische Ruhe lag in ihrem ganzen Wesen und drückte sich in Allem, was sie sagte, aus. Sie sprach ein ziemlich gutes Schwedisch, aber mit einem Accente, in welchem sich der Wohllaut der italienischen Sprache verrieth. Julie war entzückt und hörte nicht auf, mir zuzuflüstern: „Es ist ein Engel, ein Engel! Sieh ihren Mund ..... nein, sieh ihre kleine Hand, — nein, sieh ihren Fuß .... nein, sieh ihre Augen! ...... ach, Bruder Karl! .... jetzt bist Du gewiß fest! .... es ist ein wahrer Engel.“

In dem kleinen, geschmackvoll verzierten Zimmer stand auch eine Harfe und eine Leier. Auf Juliens Frage an Herminia, ob sie eins dieser Instrumente spiele, antwortete sie damit, daß sie die Harfe nahm, eine Canzonetta von Azioli spielte und mit einer Anmuth und einer so rührend lieblichen Stimme sang, daß sie uns Allen Thränen in die Augen lockte.

Sie hatte kaum aufgehört, als ihre Mutter eintrat; bald darauf kam der Cornet und Thee. Die Beschäfti-

gung, welche Letzteres einem Jeden gab, machte die Stockung in der Unterhaltung, welche gar nicht recht in Gang kommen wollte, weniger bemerkbar.

Ich konnte nicht umhin (und möge man Dies einer Hausräthin verzeihen), die Dürftigkeit des Theegeschirrs zu bemerken. Die Tassen waren von Rörstrands*) gröbstem Porzellan (drei waren gezinkt), der Zucker war ordinärer, recht grauer Melis; — von Brot oder Zwiebäcken erblickte ich nicht die Spur.

Ich fürchte, unsere schöne Wirthin merkte, daß ich mich ein wenig umsah und daß auch die gnädige Frau Dies that und mich mit einem halben Auge anblickte. Denn ihre Miene verrieth eine peinliche Verwirrung, während sie etwas von der Schwierigkeit, Weizenmehl zu bekommen, hervorstammelte. Mit ihrer gewöhnlichen zuvorkommenden Güte erbot sich die gnädige Frau sogleich, von ihren Vorräthen zu schicken, erhielt aber ein bestimmtes und kaltes „Nein!" zur Antwort, worüber sie zugleich verzagt und etwas beleidigt ward.

Der Oberst trank mit Wohlbehagen seine zweite Tasse Thee, als wir auf ein Mal ein starkes Geräusch und Jemand hastig die Treppe heraufkommen hörten. Unsere Wirthin erröthete, erbleichte, stand auf und that einige Schritte nach der Thüre hin, als diese in demselben Augenblick hastig aufgerissen ward, und ein Mann mit einem wilden Ausdruck zurückgehaltenen Zornes in einem blassen, streng bedeutungsvollen Gesichte trat heftig ein, grüßte stolz und nachlässig die im Zimmer befindliche Gesellschaft und ging, sich an ein Fenster zu setzen, wo er stumm dasaß, während er jedoch oft wilde, zornige und durchdringende Blicke auf unsere schöne Wirthin schoß, die sichtlich zitternd und schweigend ihren Platz neben der gnädigen Frau wieder einnahm. Doch allmälig ward ihr Be-

*) Rörstrand, eine große Porzellanfabrik in der Nähe von Stockholm. Anmerk. des Uebers.

nehmen ruhiger und sie erwiderte ein Paar Mal die zornigen Blicke, die ihr zugeworfen wurden, mit einem Blicke voll Stolz und sogar Verachtung.

Der Oberst, welcher den Neuangekommenen mit prüfenden Blicken maß, redete ihn mit einer Frage über die Witterung an. Beim Tone dieser Stimme wandte sich der Unbekannte hastig um, betrachtete den Fragenden scharf und eine blasse Röthe färbte seine eingefallenen Wangen, indem er antwortete, wie es schien, ohne zu wissen, was er sagte: „Ja, ja..... es regnet nicht mehr..... man kann sich auf den Weg begeben!“

Er sah wieder durchs Fenster hinaus und wiederholte: „Es hört ganz auf zu regnen — man kann sich ohne Gefahr hinausbegeben.....“ Der Oberst, der an diesem Tage vom Geiste des Widerspruchs besessen zu sein schien, sagte gegen alle Wahrscheinlichkeit, denn das Wetter klärte sich augenscheinlich auf: „Oh — es ist noch trübe, und es fängt gewiß noch ärger zu regnen an!“

Die gnädige Frau richtete jetzt einen kleinen freundlich bittenden Blick auf ihn, und bei dieser stummen Bitte stand er auf, sah endlich, daß der Regen aufgehört habe und man sich auf den Weg begeben könne.

Unter Danksagungen und Entschuldigungen beurlaubten wir uns von der Waldfrau und ihrer Tochter, welche große Thränen in ihren schönen Augen hatte, als wir das Zimmer verließen, und grüßten stumm Herrn Zerrebock (wie Julie ihn nannte), der mit seinen Augen auf uns schießen und uns weiterbefördern zu wollen schien.

„Du gehst wol mit uns, Karl?“ sagte der Oberst zu seinem Sohne, „oder suchst Du noch Linnaea bo...“

„Ich werde vorauslaufen, um nachzusehen, ob der Wagen in Ordnung ist,“ rief der Cornet und eilte davon wie ein Sturmwind.

Als wir wieder im Wagen saßen, ward der Cornet mit Fragen bestürmt. Er erklärte, nicht mehr von den schönen Ausländerinnen zu wissen als wir; auf einer sei-

ner Streifereien in der Gegend hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, — er wußte, daß sie schön und liebenswürdig wären, daß sie von der ganzen Welt geschieden lebten und arm zu sein schienen..... Uebrigens wußte er nichts mehr, gar nichts mehr .... „Arm!“ rief die gnädige Frau aus, „und so gekleidet, solche Spitzen!“

Der Cornet erröthete und sagte nur: „Sie sind immer sehr wohl gekleidet.....“

„Aber wer in aller Welt war der böse Herr?“ rief Julie aus.

„Der Herr im Hause,“ antwortete der Cornet; „er scheint ein unglückliches und reizbares Gemüth zu besitzen ..... ich kenne übrigens diese Familie nicht.....“

Der Oberst sah seinen Sohn scharf an, der sichtlich verlegen ward.

Es ward still im Wagen. Die gnädige Frau schüttelte den Kopf, wie zur Begleitung für ihre eignen Gedanken.

Einmal unterbrach der Oberst das Schweigen, indem er gutmüthig lächelnd sagte: „Ich habe noch ihr Kling, kling in meinen Ohren.“

„Kling, kling?“ wiederholte der Cornet erröthend.

„Ja!“ antwortete der Oberst trocken, und es ward wieder still.

Julie hatte zwar ihr Herz und ihre Augen voll von lebhaften Worten über die beiden schönen Ausländerinnen; aber sie wußte nicht recht, auf welchem Fuße sie hinsichtlich der Bekanntschaft ihres Bruders mit ihnen stände, und wagte es außerdem selten in Gegenwart ihres Vaters, ihrem Entzücken Luft zu machen, aus Furcht vor seiner sarkastischen Miene, vor welcher sie einen panischen Schrecken hatte.

„Es ist sonderbar,“ sagte der Oberst wieder, „daß man grade in dieser Waldgegend östlich von Thorsborg die seltene Linnaea bo....“

„Glaubst Du nicht, Vater,“ unterbrach ihn der Cornet hastig, „daß ich das Fenster heraufziehen sollte....

oder vielleicht, Vater, solltest Du jetzt nicht..... so viel sprechen..... der kalte Nebel zieht herein."

„Dank für Deine Fürsorge, mein Sohn; — mit mir hat's keine Gefahr. Ich fürchte mehr für Dich...
... daß Du Dir auf Deinen botanischen Excursionen eine Krankheit holst, daß Du Dich erkältest..... das kalte Fieber bekommst!....."

„Das kalte Fieber!" sagte der Cornet lachend, aber zugleich erröthend; „eher könnte man von irgend einem hitzigen reden."

„Ich will Dein Doctor sein," sagte der Oberst; „und da ich schon bedenkliche Krankheitssymptome sehe, so verordne ich Dir....."

„Danke allerergebenst, mein bester Vater! Aber noch hat es durchaus keine Gefahr — das versichere ich! Außerdem habe ich vielen — Respect vor Medicamenten."

Der Oberst schwieg. Die gnädige Frau seufzte. Julie blinzelte mir schelmisch zu. Der Wagen hielt still, wir waren zu Hause. Es war schon ganz spät am Abende.

Während der Abendmahlzeit sagte der Oberst zu seinem Sohne: „Nun, Karl, wenn warst Du so glücklich, Deine Linnaea borealis zu finden?"

Hurtig erwiderte der Cornet: „Grade heute, Vater!" nahm in demselben Augenblick sein Taschenbuch und zog eine kleine Pflanze daraus hervor, indem er sagte: „Diese kleine nordische Blume, welche außer in Schweden und Norwegen nur in der Schweiz und auf einem Berge in Amerika gefunden wird, hat einen ausgezeichneten Geruch, besonders zur Nachtzeit. Diese hier fängt schon an zu trocknen, riecht aber noch gut, — riech' mal dran, Julie."

„Ei, bester Karl!" rief Julie aus, „die riecht ja stark nach Wermuth!..... oder nein..... was sage ich....
sie riecht....."

„Wermuth!" sagte der Cornet bestürzt und sah etwas verlegen auf seinen Wermuthszweig. „Ich vergriff mich
..... ich habe sie verloren..... ich hatte ..."

Der Oberst lächelte sarkastisch. „Man muß bekennen,“ sagte er, „daß diese Linnaea borealis eine höchst curiose Pflanze ist!“

Wer aber doch ganz sicher bald etwas mehr über die Linnaea borealis zu wissen bekam, war die gnädige Frau. Zwischen Mutter und Sohn herrschte eine so innige Zärtlichkeit, daß die Fragen der einen unfehlbar das Vertrauen des andern hervorriefen, wenn es nicht schon aus eignem Antriebe gegeben ward. Vor allen ihren Kindern liebte die gnädige Frau ihren ältesten Sohn am meisten, obwol sie nicht gestehen wollte, daß sie zwischen ihnen einen Unterschied machte. Er war von allen ihr am ähnlichsten, sowol im Aeußeren, wie in der innerlichen Güte des Herzens. Außerdem hatte die sorgfältige Pflege, welche sie seiner äußerst schwachen und kränklichen Kindheit gewidmet hatte, ihr einen großen Theil ihrer eignen Gesundheit und Kräfte gekostet, und dies hatte vielleicht mehr als alles Andere das Mutterherz an das Kind gefesselt, welches durch so viele Aufopferungen erhalten worden. Was uns viel kostet, das wird uns auch kostbar. Auch ward sie jetzt mit der innigsten Sohnesliebe belohnt.

Wenn die gnädige Frau um irgend ein Geheimniß wußte, so half das uns Andern nicht aus dem Dunkel. Der Oberst schien nicht mehr als wir zu wissen, denn er pflegte oft bei heiterer Laune über Botanik und Linnaea borealis zu scherzen, vor welchen Worten der Cornet einen richtigen Schreck bekommen hatte, und deren Aussprechen er immer dadurch zu unterbrechen suchte, daß er einen neuen Gegenstand, den ersten besten, aufs Tapet brachte.

Indessen setzte er seine Wanderungen ungestört fort; unternahm sogar durch die naheliegenden Gegenden eine kleine Fußreise, welche ungefähr eine Woche dauerte; denn ..... Doch hiervon später.

Der Oberst sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „In vierzehn Tagen soll der junge Herr ins Lager. Dann hält ihn die Expedition den ganzen Sommer in Kosla=

paen; die Liebe zur Botanik und zur Linnaea borealis verfliegt wol während der Zeit."

Während dessen war Julie auf ihre Weise in einer recht kummervollen Lage. Lieutenant Arwid, der auf dem Lande die Gegenstände des Gesprächs vermißte, wozu das Stadtleben allein Veranlassung gibt, fing an im tête à tête mit seiner Braut nichts Anderes vorbringen zu können, als „meine kleine Julie!" worauf immer ein Kuß als Pauseausfüllung folgen sollte; diesem entzog sich jedoch zuweilen „die kleine Julie." Nachdem die Liebenden lange in stiller Aufmerksamkeit neben einander gesessen hatten, fing Julie an zu gähnen. Da sagte Arwid: „Du bist schläfrig, kleine Julie." „Ja!" erwiderte sie, und „Dank sei es Dir," dachte sie.

„Lehne Dich an mich, mein Engel, und mache ein Schläfchen," sagte mit milder Stimme ihre künftige irdische Stütze; „lehne Dich an mich und an das Sophakissen, welches ich so hinstelle; ich werde mich an das andere Kissen lehnen und auch ein Schläfchen machen.... das wird göttlich schön werden." Mit einer ziemlich trübseligen Miene folgte Julie dem Rathe, und bald sah man Vormittag wie Nachmittag die Verlobten neben einander und zusammen schlummern. Julie sagte zwar oft, es sei eine Sünde und Schande, das Leben so zu verschlafen; aber ihr Bräutigam war der Meinung, daß man es so am besten genieße, und da, wer eine gute Ehefrau werden will, schon als Braut den Wünschen des Geliebten folgt, hielt Julie bis auf Weiteres Vor- und Nachmittags Schlafstunden. Einst hörte man sie halb im Lachen, halb mit Aerger über Lieutenant Arwid's Bitten, ihn als ein Kissen zu betrachten, sagen: „Ich versichere Dich, daß ich es im vollen Ernste zu thun anfange."

Die Blinde.

„Ich sehe — nur die Nacht!“

Die gnädige Frau, welche jetzt den Grund meiner vermeintlichen Melancholie mit Gewißheit in einer vermeintlichen Anlage zur Schwindsucht entdeckt hatte, verordnete mir eine Milchkur und langsames Spazierengehen in der freien Luft am frühen Morgen.

Vielleicht that sie es auch, um auf eine gute ungezwungene Manier in mir eine Begleiterin für Elisabeth zu erhalten, welcher die Doctoren dieselbe Diät vorgeschrieben hatten. Doch sei dem, wie ihm wolle, vier Dinge waren ausgemacht: melancholisch war ich, — Schwindsucht hatte ich — kurirt werden sollte ich — und spazierengehen mußte ich.

Ich fing also an, Milch zu trinken, und ging während der schönen Frühlings-Morgenstunden am Arme der stillen Elisabeth in dem hübschen Parke, wo die Vögel besonders um diese Tageszeit Concerte anstimmten, welche nicht die leisen Schritte der beiden Wanderinnen, auch nicht viele Worte von ihren Lippen störten.

Elisabeth's Gemüthsstimmung war anfangs kalt und unfreundlich. Sie schwieg fast beständig, und die wenigen Worte, welche sie äußerte, trugen den Ausdruck eines kranken und reizbaren Gemüths. Sie fragte oft: „Was ist

die Uhr?" Und auf meine Antwort folgte immer ihrerseits ein ungeduldiger Seufzer: „Nicht mehr?"

Ich war still, weil ich — weil ich wirklich nicht wußte, was ich sagen sollte — weil ich durch ein unvorsichtiges Wort ihre unruhige, empfindliche, unglückliche Seele zu kränken fürchtete. Ich sah sie leiden, — hätte sie so gern trösten mögen, wußte aber nicht, welchen Ton ich anschlagen mußte, um wohlthuend zu ihrem Herzen zu dringen. Außerdem schien es mir, daß Menschenworte nicht mehr würden im Stande sein können, den Schmerz eines Wesens zu lindern, als diese milde, frische, Leben spendende Frühlingsluft, die uns umwehte, als diese melodischen Chöre, die aus den säuselnden Hainen emporstiegen, als diese reichen, lieblichen Wohlgerüche, die der Athem der jungen Natur zu sein schienen, welchen wir mit dem unsrigen einsogen und der belebend bis ins Innerste der Seele drang..... Ach, was hätte ich wol Eindringlicheres, Liebevolleres, Beruhigenderes sagen können, als diese schöne, wunderbare Poësie der Natur?

Allmälig ward Elisabeth's Gemüthsstimmung milder. Meine stillen, aber unausgesetzten Aufmerksamkeiten wurden nicht mehr unfreundlich zurückgewiesen. Sie sprach öfter und mit mehr Ruhe.

Eines Tages sagte sie zu mir: „Du bist still und freundlich, wie die Natur; es thut Einem wohl, mit Dir zu sein." Da ich nie mit einer einzigen Frage in das Innere ihres Wesens einzudringen suchte, so schien sie allmälig ganz zu vergessen, daß sie von etwas Anderem umgeben sei, als von dieser Natur, in deren Schooß selbst das unglücklichste Wesen sich nicht scheut, seinen Schmerz auszuschütten, und welche oft seine beste, troſtreichste Freundin ist. Sie machte oft abgebrochenen Tönen Luft, die bald voll eines tiefen Schmerzes, bald schauerlich-wild und murrend waren; zuweilen sang sie eintönig, aber lieblich eine Art Wiegengesang, als wollte sie damit die stürmischen Gefühle des Herzens betäuben. Dieser wehmüthig an-

ziehende Gesang erzeugte zuweilen in mir grade jene Melancholie, welche die gnädige Frau curiren wollte.

In ihren Geberden zeigte Elisabeth dasselbe Freilassen bisher unterdrückter Gefühlsausbrüche. Sie streckte oft ihre Arme aus, oder machte Bewegungen mit ihnen, als wollte sie etwas Schreckliches von sich entfernen; zuweilen preßte sie ihre Hände hart gegen ihre Brust, oder faltete sie über die Stirn mit einem Ausdrucke unsäglichen Leidens. Oft waren ihre Bewegungen so heftig und so wild, daß sie sich Ausbrüchen von Wahnsinn zu nähern schienen. Aber sofort wie unsere Morgenpromenade zu Ende war und wir uns dem Hause näherten, nahm sie allmälig ihr verschlossenes, kaltes, fast unnatürlich steifes Wesen wieder an.

Eines Morgens, als wir uns auf eine Bank gesetzt hatten, sagte sie plötzlich zu mir: „Wir sitzen in der Sonne — ist es nicht so? Ich fühle ihre Wärme. Laß uns den Schatten suchen. Ich liebe nicht die Sonne und sie hat keinen Theil an mir."

Ich führte sie zu einer Bank, wo eine laubreiche Fliederhecke die Sonnenstrahlen abhielt.

„Es muß heute recht schön sein," sagte Elisabeth; „ich glaube, ich habe noch nie eine so angenehme Luft gefühlt." Und jetzt begann sie Fragen an mich zu richten über die Farbe der Blumen, über Bäume und Vögel, über Alles, was uns so schön, aber für sie unsichtbar, umgab, und dies mit einem Tone, so traurig sanft, so voll stiller Entsagung, daß eine tiefe, innige Rührung sich meines Herzens bemächtigte; ein paar Thränen, die ich nicht zurückzuhalten suchte, fielen aus meinen Augen auf ihre Hand, die in der meinigen ruhte. Hastig zog sie die Hand fort, indem sie sagte: „Du weinst über mich! Du fühlst Mitleiden mit mir! — Das soll Niemand thun — Niemand soll mich beklagen, Niemand Erbarmen über mich fühlen; — ich verdiene es nicht! Du darfst nicht länger über mich getäuscht werden, lerne mich kennen —

lerne mich verabscheuen! Dieses Herz hat das Verbrechen gewollt, diese Hand hat einen Mord begangen! Ich gehe jetzt — ich weiß — ich fühle es — dem Tode entgegen — aber einem stillen, beinahe schmerzlosen Tode, frei von Scham und Unehre, — und ich hatte verdient, meine Tage unter der Hand des Henkers auf dem Schaffot zu beschließen."

Es war mir bei diesen Worten, als ob der Tag um mich her sich verfinsterte. Im stillen Entsetzen schwieg ich. Auch die Blinde schwieg, zuerst mit einem Ausdrucke wilder Verzweiflung, dann mit einem Hohnlächeln auf den blassen Lippen; zuletzt ging dieses zu einer Miene düsterer Niedergeschlagenheit über, indem sie leise und langsam fragte: „Ist noch Jemand neben mir?" — „Ich bin hier," erwiderte ich so ruhig und mild wie möglich, denn ich fühlte, wie sehr der unglückliche Schuldige noch mehr als der unschuldig Leidende die Güte seiner Mitgeschöpfe bedarf.

„Bald," sagte Elisabeth und legte die Hand auf ihre Brust, „bald werden die Höllenflammen, die hier wüthen, erlöschen! Stiller Tod, ich fühle dein freundliches Nahen ..... Bald wird dieses geplagte Herz in der kalten Erde ruhen, erstarren ..... Mütterliche Erde! Du wirst in deinen Schooß das müde Kind schließen, welches während des langen, langen Lebenstages kein Mutterherz, keine Vaterbrust, keines Freundes stützenden Arm hat kennen, hat segnen lernen! ..... Aber weshalb klage ich? Um das Almosen eines verächtlichen Mitleids zu erhalten? Und nicht einmal dies verdiene ich! ..... Ich bin ein elendes Geschöpf!" Sie schwieg still, begann aber nach einer kurzen Pause wieder: „Es ist sonderbar! — heute — heute — nach so vielen hundert Tagen still ertragenen Elends, will mein Herz reden, ... will wie ein gefesselter Gefangener eine freiere Luft einathmen, will an den Tag vortreten, gleichgültig gegen die Gefühle von Entsetzen und Abscheu, welche der Anblick der elenden Ver-

brecherin bei Anderen erwecken kann..... Die Flamme will noch einmal auflodern und einen, wenn auch schauerlichen Schein um sich verbreiten, ehe sie für immer erlischt."

„Wende Dein Antlitz von mir, Beate!.... Folge dem Beispiel der Sonne, — — es ist gleichviel — oder vielmehr es ist gut so; — ich habe noch etwas zu verlieren — Dein Mitleid. Wohlan, ich bin mir diese Strafe schuldig....."

Sie schwieg wieder, — heftige, schmerzvolle Gefühle schienen ihre Seele zu erschüttern und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Enthusiasmus und Wehmuth malten sich auf ihrem schönen Antlitz, während sie sehnsuchtsvoll ihre Arme vor sich ausstreckte und ausrief:

„Vaterland, Freiheit, Ehre! — hätte ich für euch leben, kämpfen und sterben können, ich wäre nicht das elende, gesunkene Geschöpf geworden, das ich jetzt bin. O wäre ich ein Mann gewesen, so würde mein Herz nicht ohne Erfolg für euch geklopft haben, für euch, das würdige Ziel für den Adlerflug der Seele. Diese Flamme, welche jetzt meine verbrecherische Brust verzehrt, würde dann, auf euren Altären entzündet, als eine klare und heilige Opferflamme zur Höhe empor gebrannt haben. Aber jetzt!.... o wie unglücklich das Weib, dem die Natur eine Seele voll Feuer, Stärke des Gefühls und Enthusiasmus verliehen hat! Unglücklich das Weib, das in dem engen Kreise, in dem es still und einförmig zu leben und zu wirken berufen ist, nur einen freudelosen Zustand, ein Gefängniß, ein Grab des Lebens gewahrt!"

„Ich war diese Unglückliche. O, wie habe ich nicht durch den Kampf gegen das Schicksal gelitten! Dies war der Drache, gegen den ich kämpfte, — den zu überwinden ich mich für auserkoren hielt, — und er hat mich in den Staub niedergeworfen, mich zerschmettert, — mich wie einen Wurm zertreten!"

„Im Uebermuth jugendlichen Gefühls war ich stolz

über mein Feuer, die Tiefe und Spannkraft meiner Empfindung, verachtete es, besonnen zu Wege zu gehen . . . . eine andere Kraft als meinen Willen als Gesetz anzuerkennen, — ich fühlte, daß ich Schwingen hatte — ich wollte fliegen, ich wollte mich über Alle erheben, ich — bin gefallen!"

„O daß meine sterbende Stimme gehört werden könnte von jedem weiblichen Wesen, das, feurig und leidenschaftlich, sich geschaffen glaubt, etwas Großes, Glänzendes und Staunen Erregendes zu werden, glaubt, daß die umfassende Weite und Spannkraft des Gefühls, womit sie begabt worden, sie berechtigt, die stille Welt zu verachten, in welcher ihr von der menschlichen Gesellschaftsordnung ihr Platz angewiesen worden ist, die bescheidene, heilige Enthaltsamkeit des Gefühls zu verachten, welche ihr göttliche wie menschliche Gesetze gebieten, — o könnte sie mich sehen, die ich gefallen bin durch die Uebertretung dieser Gesetze, und mich warnend sagen hören: ‚Verirrtes, beklagenswerthes Geschöpf, bekämpfe Dich selbst! Deine eigne leidenschaftliche Seele — ist der Drache, gegen welchen Du streiten mußt — dessen Feuer Dich verzehren und das Verderben Anderer werden wird, wenn er nicht unterdrückt wird. Unterwerfe Dich dem Schicksale und menschlichen Gesetzen . . . . bekämpfe Dich seblst . . . oder Du wirst wie ich leiden und zerschmettert werden!'"

„Für mich ist es zu spät zu kämpfen — die Kraft ist fort, der Wille ist fort! Das Feuer hat überhand genommen — der Tempel brennt, brennt, brennt — und wird brennen — bis die Winde nichts Anderes mehr finden als Asche. Meine Scheiterhaufen habe ich selbst angezündet — ich werde verzehrt und ich leide!"

„Du Welt um mich her, voll Harmonie, Schönheit und Gesang, die du mich wie ein erwachendes, lächelndes Kind jetzt mit liebkosenden Armen umgibst, ... vergebens lächelst, vergebens schmeichelst du, ... ich verstehe dich nicht, ich leide!"

„Als ich jung war — es ist ein Jahrhundert her — da herrschten schon in meiner Brust bald Himmel, bald Hölle .... doch war ich damals dem ersteren näher .... jetzt sehe ich den Himmel nicht mehr. Als ich jung war — noch sehr jung, liebte ich schon mit der ganzen Kraft der Leidenschaft. Meine erste Liebe war mein Vaterland .... Du lächelst vielleicht, findest dieses Gefühl in der Brust eines Mädchens lächerlich — das haben auch Andere gethan — und dennoch .... mein Vaterland! Schwedens edler, geliebter Boden! Hätten alle deine Söhne mein Herz gehabt — das Herz eines zarten Mädchens — so wärest du noch, was du einst warst — die Heimat der Helden ...... der Löwe Europas."

„Du hast von Märtyrern gelesen und reden hören, — von den fürchterlichen Plagen, den fast undenkbaren Grausamkeiten, welche die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes zu allen Zeiten erlitten haben — und Du hast mit Entsetzen Dein Auge abgewandt, den Gedanken daran entfernt. Auch ich las, auch ich hörte von den Schicksalen jener; aber ich dürstete danach, sie zu theilen — durchdachte mit Begierde alle Qualen, alle Höllenplagen ..... Himmelsseligkeiten erschienen sie mir, wurden sie für dich, o Vaterland, ertragen! — ich bat zum Himmel um die Ehre, um die Wollust derselben."

„Während ich die Blüte meiner Jugend entfaltete und meine Gefühle wie die Frühlingsflut schwellten, rasselte der Mordwagen des Krieges durch Europa .... nur ein Echo von dem Waffenklange, der aus streitenden Massen hervorblitzte, erreichte unser friedliches Land. Dieses aber drang zu meinem Herzen und weckte dort die wildesten, hinreißendsten Gefühle .... Ach, ich war nur ein Weib! — man lachte über meine Schwärmerei, verspottete sie. Ich weinte Thränen des bittersten Unwillens und barg mein Feuer in meiner Brust."

„Der Friede ward geschlossen und die Namen Vaterland, Freiheit, die beim Scheine der Kriegesflam-

men so blendend und klar leuchten, verlieren unter dem Schatten des Oelzweigs viele von ihren bezaubernden Strahlen. Auch in meiner Brust verloren die schönen Namen ihre magische Spannkraft, als mit ihnen nicht mehr der Gedanke an Gefahr, Kampf und ehrenvollen Tod verknüpft war. Der Friede war geschlossen, die Spannung der Gemüther nahm ab. Die Welt um mich her ward noch alltäglicher und einförmiger als früher. Aber mein Herz blieb sich gleich, wollte leben, wollte wirken; ich war wie früher und mehr noch als früher voll von Begierde, die glänzenden Höhen des Lebens zu erobern, und ward von Menschen, gesellschaftlichen Einrichtungen, herkömmlichen Gebräuchen und Verhältnissen ewig in mein Nicht-Leben zurückgewiesen. Kein Galeerensklave war jemals so unglücklich wie ich. Rastlos wie der Geist des Sturmwinds bewegte sich meine Seele, umfaßte die Welt, wollte sich zu den Gestirnen erheben, durch die Decke aller Gefühle dringen, den Vorhang alles Wissens aufheben; — und mein Körper und meine Aufmerksamkeit blieben an Dem gefesselt, was das Kleinlichste, das Trivialste des Lebens ist. Ich lebte zwei Wesen in einem, — und das eine war die Pein des andern."

„Eine einzige Leidenschaft erlaubt die Welt dem weiblichen Herzen, ... in der Erziehung wird ihre Entwickelung gewöhnlich durch das Lesen von Romanen, empfindsamen Poesien u. s. w. befördert. Es ist die Liebe. Ich lernte sie kennen. Man sagt, daß sie das Weib veredelt, daß sie dessen Glückseligkeit erschafft ..... mich hat sie zum Verbrechen gebracht, sie bringt mich jetzt ins Grab!"

„Mein Vater starb. Er hatte mich nie verstanden, mich niemals geliebt, mich niemals glücklich gemacht! Weshalb gab er mir das Leben? — Hätte meine Mutter gelebt, o sie würde mich verstanden, mich geliebt ha-

ben! Ich habe viel von ihr reden hören; sie hatte viel gelitten .... viel gekämpft — Ich war die Geburt ihres letzten Seufzers; den sog ich mit meinem ersten Athemzug ein, ... in dem ersten und letzten Mutterkusse. Deshalb war vielleicht auch mein ganzes Leben einer Todesarbeit ähnlich, einem Streite, einem ewigen Kampfe. Bald jedoch ist er wol zu Ende!"

„Mein Oheim, von dem ich bisher weit getrennt gelebt hatte, nahm mich zu sich. Du kennst ihn ... aber nein! Du kennst ihn nicht! Du hältst ihn für einen Gott auf Erden — und er ist ein harter, unerweichbarer Mann, — ein unversöhnlicher, strenger Richter. O wie hart ist er nicht gegen mich gewesen. Wie liebte ich ihn nicht! Ich hatte Niemanden und Nichts auf der Erde. Er ward mein Alles. Ich sah Niemand und Nichts außer ihm. Ich sagte ihm dies. O hätte er nur einige Milde, einige Barmherzigkeit für mich gehabt. Aber er war nur streng. Sein Blick war kalt, sein Wort strafend. Ich verzweifelte, aber betete ihn dennoch an."

„Ich war schön, ich war geistreich, voll Jugend und Leben und Gefühl. — Sowie Wellen vergebens gegen den Felsen schlagen, der ihnen widersteht und sie zurückwirft, so wälzten sich vergebens alle meine Gefühle, alle meine Naturgaben als Opfer an seinen Altar heran. Ach, die Wogen dürfen doch mit Thränen die harte Brust baden, welche sie bricht und verstößt, — ich durfte mit meinen Thränen die Hand nicht benetzen, welche mich fortstieß, — welche mir den Todeskelch reichte. Er, den ich über Alles verehrte und liebte — er nannte mein Gefühl für ihn ein Verbrechen. Ich weiß nicht, ob es dies damals war. Gewöhnlich war es nicht und vielleicht — nicht passend für die Erde. Sonst hätte ich nicht die Blicke der Engel in mein Herz gescheut — sie hätten mich verstanden..... Die Engel im Himmel lieben ja.. .. und müssen höher und reiner als die Kinder der Erde lieben, denn sie lieben das höchste Gute — sie lieben Gott!

.... Ach, er war ein Gott für mich! Weshalb war er nur ein erzürnter, strafender Rächer? Sein Strafurtheil über mich machte, — daß ich mich selbst verachtete — und ihn noch höher anbetete."

„Einen Augenblick erhob sich weltlicher Stolz in meiner Brust. Ich wollte meine Leidenschaft besiegen — und die unerweichbare Strenge des Gegenstandes derselben bestrafen."

„Ich verlobte mich mit einem jungen Manne ..... gut und liebenswürdig, glaube ich .... der mich liebte, — ich erinnere mich seiner wenig. Ich wollte strafen und glaubte es durch dies Mittel zu können, — denn ich schwebte doch zuweilen in dem Glauben, ich sei von Dem geliebt, der Alles für mich war. Sollte Liebe das einzige Feuer sein, das die Kraft nicht besäße, den Gegenstand zu erwärmen, auf den alle seine brennenden Strahlen sich sammeln? —— Und außerdem war ich so schön, — und er war, das wußte, das sah ich, schwach für weibliche Schönheit .... Doch was sage ich! wann war er wol schwach? Wann sah ich ihn wanken — ihn, den Stolzen, Edlen, Starken? O ich — ich war die Schwache, — die Verirrte, Bethörte, Elende!"

„Man machte Anstalten zu meiner Hochzeit, die Hochzeitsgewänder waren fertig, man umgab mich mit Geschenken, Liebkosungen und Schmeicheleien .... ich sah auf ihn, den ich liebte .... er war sehr bleich."

„Der Hochzeitstag kam, die Trauungsstunde kam ... .. ich sah auf ihn — er war blaß, in seinem Auge brannte eine düstere Flamme, —— aber er sagte — nichts. In dem letzten wichtigen Augenblick — sah ich noch auf ihn, — da wandte er sein Gesicht von mir ab; sein schönes, edles, geliebtes Antlitz wandte er von mir ab, — mit

einem Blicke — o Erinnerung! Ich sagte Ja! Die Hölle war in meinem Herzen."

„An demselben Abend ging ich fort und versteckte mich ..... barg mich vor allen Menschen. Es war wunderlich in meinem Kopfe und in meiner Brust. Wie suchte man mich da! .... Ha ha ha! das war ein Lärm!"

„Ich hatte Geld mit mir genommen, und es glückte mir, unter einem angenommenen Namen nach einer von Schwedens Seestädten zu gelangen."

„Ich sah das Meer! . .. Ein Sturm bewegte es . . .. der Morgenhimmel stand mit rothen Flammen darüber. Ich denke noch daran ... ach! es war schön! Ich saß auf einem Felsen und sah aufs Meer hinaus. Das unermeßliche öffnete mir seine Arme; Woge wälzte sich auf Woge .... brausend, schäumend .... dahin ... dahin ... in die Unendlichkeit nach der grenzenlosen Ferne hin, wo Meere und Himmel einander umarmten. Es brauste und sauste — hu! es war furchtbar und herrlich! wie ein frischer Hauch wehte es durch meine beklommene Brust. Ich fühlte mich erquickt, gestärkt. Die Wellen redeten eine Sprache, die mir wohl that. Sie flüsterten, sie winkten mir zu: ‚Dahin! dahin!' Den halben Tag saß ich still auf der Klippe, sah nach dem Meere hinaus und horchte, sah die Sonne aus den Wogen aufgehen, sah die Segel mit weißen Taubenflügeln auf dem blauen Meere unter dem blauen Himmel nach irgend einer fernen Friedensküste hinschweben. Ich hörte die mahnenden Stimmen der Wogen und beschloß, ihrem Rufe zu folgen."

„Nach Amerika wollte ich. Weit, weit fort wollte ich von dem Boden, der ihn trug, von der Luft, die er einathmete, von der Sprache, den Sitten, welche die seinigen waren."

„Der Tag, die Stunde meiner Abreise war gekommen. Ich sollte das Schiff der Rettung besteigen, seine Wimpel flogen munter bei einem günstigen Winde, ...

bald sollte ich auf den kühlen Wogen schaukeln, sie sangen so lieblich; .... durch ihren Gesang drang auf ein Mal der Ton einer Stimme, ... ich fühlte mich von einem Arme ergriffen ... und mit Gewalt fortgeschleppt. Schreckliche Worte wurden zu mir von einer geliebten Stimme gesprochen .... ich verstand sie kaum ..... Alles erschien mir seltsam, unbegreiflich. Wie eine Gefangene wurde ich zu meinem Manne zurückgebracht. Da fühlte ich wieder etwas Wunderliches in meinem Kopfe und in meiner Brust —— es war ein Tanz, ein Wirbel und zugleich ein nagendes Weh. Dies nahm immer mehr an Heftigkeit zu, — ich ward — wie man es zu nennen pflegt — wahnsinnig."

„Dieselbe Hand, welche mich mit Gewalt vom Rettungsstrande führte .... fesselte jetzt meine Hände. Er, den ich so unendlich liebte, — für den ich mein Leben tausend Mal hätte hingeben mögen, — er — legte mich in Ketten — und brachte mich ins — Irrenhaus."

„Eine Zeit ohne Zeit verlief dort für mich, — Tag, Nacht, Morgen, Abend, Alles war sich gleich .. Alles war eine Niete. Von dieser Zeit ist mir nichts im Gedächtniß, — nur Das, daß ich einige Male eine bekannte Stimme meinen Namen nennen hörte, und daß Jemand neben mir einmal sagte: ‚Wenn sie doch nur weinen könnte!' Ich sann damals viel darüber nach, was dies bedeuten könnte, und wiederholte oft in einer Art verworrener Unruhe: ‚Weinen?'"

„Eines Tages .... ich weiß nicht, wohin man mich geführt hatte, ... nicht, mit wem ich war. Vor meinem Gesichte schwebte Alles in verworrenen wilden Massen. Da vernahm ich auf ein Mal ein Brausen, wie das eines stürmischen Meeres, — aber das Brausen erhielt Klang, erhielt Ton — schwellte in wunderbarer, mächtiger Harmonie, senkte sich dann zu einer lieblichen und ernsten Melodie."

„Mit ihr vereinigte sich eine Stimme, welche klar und still sang:

‚O Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt.'"

„Sowie eine Wolke, welche voll von Himmelssäften sich über eine harte, verdorrte Erde herabsenkt, so senkten sich die heiligen Harmonien in meine erstarrte Seele herab und lösten ihre verkohlte Lava auf."

„Von einer wunderbaren Kraft getrieben, begann ich laut und muthvoll zu singen, — und sang mit voller Erinnerung der Worte und der Musik. Es waren die, welche ich gehört hatte, als ich zum ersten Mal zum Abendmahle ging, — als ich mit heiligen Gefühlen niederkniete und den Himmel sich über mir öffnen sah.... Bei den Worten:

‚Gib uns Deinen Frieden!'

begannen meine Thränen zu fließen, und von diesem Augenblick erhielt ich mein Bewußtsein wieder. Ja dieses .... aber Frieden .... ach den erhielt ich nicht.... und noch immer und vielleicht auf ewig weilt des Himmels Taube fern von mir."

„Ach, ich verdiente nicht, daß sie in meine Brust kam! Dort war keine Hingebung, keine Heiligung,..... keine Begierde nach ihr!"

„Mein Mann war gestorben. Ich war froh darüber. Ich kam wieder in das Haus meines Oheims, — ich wollte es; mein Herz hatte eine Veränderung erlitten, und ich glaubte jetzt eben so sehr zu hassen, als ich früher geliebt hatte. Ich wollte Den wieder sehen, für welchen ich so viel gelitten, — ihn sehen — um ihm zu trotzen, um ihn sehen, — und wo möglich fühlen zu lassen, daß auch ich stolz, kalt — verachtend sein könnte. Ich wollte ihn demüthigen. Angebetet von seiner Gattin, seinen Kindern, sie zärtlich wieder liebend, sah ich ihn ruhig und glücklich im Schooße seiner Familie dastehen. — Für Alle, für den Geringsten hatte er Güte; — für mich

hatte er nur einen Blick, stolzer, kälter, strenger als früher."

„Alle Saiten meiner Seele fühlte ich erzittern. Ein schreckliches Gefühl bemächtigte sich meiner Brust. Seine wirkliche Kälte verhöhnte meine scheinbare, seine Stärke meine Schwäche, seine Ruhe meine ewige Unruhe. Er hatte hart an mir gehandelt. Es war mir, als ob er in seinem glücklichen Stolze mich wie einen Wurm im Staube trat. Sein Bild verfolgte mich — schlafend oder wachend sah ich nur dies. Es stand vor mir wie ein Riese, es erstickte mich, — es raubte mir die Luft. — Wäre er nicht.... so würde ich athmen! Wäre er nicht, so wäre ich! Wäre er nicht mehr, so würde er auch aufhören die Plage meines Lebens zu sein. Aus der Liste der Lebendigen gestrichen, würde er wol bald genug aufhören in der Erinnerung der Lebenden zu existiren..... Ich konnte mir Luft machen ... mich rächen ... ihn strafen! — Heute, heute noch trotzte mir sein ruhiger Blick.. ... morgen! ..."

„Das Verbrechen gleicht einem Worte — vom Gedanken erzeugt, springt es hervor und erscheint oft als etwas Harmloses; — — aber seine Folgen erstrecken sich durch die Ewigkeit."

„Eines Abends mischte ich Arsenik in ein Glas Mandelmilch, welches mein Oheim trinken sollte."

„Ich behielt auch etwas davon für mich in Verwahrung; denn es kam mir vor, als ob ich würde Reue empfinden können."

„Hast Du schon Reue gefühlt?"

Ich hatte nicht Muth zu antworten.

Elisabeth fuhr fort: „Nachdem ich diese schreckliche That begangen hatte, ging ich auf meine Stube hinauf. Ich fühlte mich ruhig und kalt, ... marmorkalt war mein Körper, — so erschien mir auch mein Herz... ... dessen Schläge wurden betäubt. Ich stand vor dem Feuer, wärmte meine eisigen Hände, als ich hef-

tige Bewegung und ein ängstliches Geräusch im Hause vernahm."

„Da ergriff mich eine Angst, ... ich ging hinab und sah mein Opfer, todtenbleich, fast ohne Besinnung im Sopha zurückgelehnt sitzen und von Gattin und Kindern umgeben, die in den Schmerz wirklicher Verzweiflung versenkt waren."

„Als ich hineinkam, heftete mein Oheim auf mich einen Blick ... nie werde ich ihn vergessen! Da näherte sich mir ein brennender Höllengeist und griff mit scharfen, blutigen Klauen in mein Herz. Es war die Reue."

„Laut bekannte ich mein Verbrechen, — rief den Fluch Derer an, die ich unglücklich machte .... Ich kroch auf dem Fußboden und ließ meine Stirne den Staub küssen ... Niemand erhob gegen mich seine Stimme zur Anklage, — — aber keine Hand richtete mich auf. Ich schleppte mich zu den Füßen Dessen hin, den ich gemordet hatte, — ich wollte sie küssen.... aber ein anderer Fuß stieß mich zurück — es war der Fuß seiner Gattin, — ich küßte ihn und war glücklich genug, das Bewußtsein zu verlieren."

„Ich verblieb eine lange Zeit in vollkommener Gemüthsverwirrung. Als ich das Bewußtsein wieder erhielt, sah ich meinen Oheim neben meinem Bette stehen, — hörte ihn mir seine Rettung verkünden, — mir seine Verzeihung schenken."

„So gesunken, so tief gesunken war ich, — daß ich lieber seinen Fluch gehört hätte. Der hätte (so schien es mir) meine Unwürdigkeit weniger tief, ihn weniger groß gemacht."

„Der wildeste Sturm aller Leidenschaften wüthete in meinem Herzen. Ich verfluchte das Licht — und das Licht entzog seinen Strahl meinem unwürdigen Auge, und ewige Nacht umschloß meinen Leib sowie meine Seele."

„Die Stürme der Natur sind kurz, ihnen folgen ruhige, klare Tage. In der Brust des Menschen wüthen die Orkane der Leidenschaften lange und haben nur die

Ruhe einiger Augenblicke. Eine solche lernte ich kennen, aber es war die Ruhe der Nacht — des Lebens Betäubung — Erstarrung — der Wiegengesang der Finsterniß. Er hörte auf, um ein neues verzehrendes, brennendes Feuer aufgehen zu lassen, welches die ewig flutenden Quellen der Thränen nie löschen werden. Ich empfand eine unendlich drängende, brennende Begierde nach Versöhnung."

„O Tod des Kreuzes, — Plagen, unendliche Qualen! — euch zu leiden und durch euch sühnen zu können; — das, — das wäre Wollust gewesen! Aber blind, einer Mumie ähnlich unter lebenden Geschöpfen, — eine Verbrecherin — eine Null an Kraft, ein Nichts .... stand ich da verächtlich — verachtet — o Elend, Elend!"

„Um mich dennoch wenigstens zu bestrafen, beschloß ich zu leben — zu leben — als ein Ziel für die Verachtung Derer, welche ich liebte und verehrte; — um jede mitleidige Hand zurückzuweisen — und mich, so viel wie ich vermochte, zu plagen."

„Ich verließ noch einmal die Familie, deren Glück ich beinahe zerstört hätte, und schleppte einige Jahre ein elendes Dasein dahin. Ich kam zurück, als der Tod seine Hand auf meine Brust gelegt hatte. Mein Oheim wollte es so. Er wird mein Wesen bis zu dessen letztem Athemzuge beherrschen. Ich habe keine Macht mehr darüber.. .... es ist ein Urtheil des Schicksals. Ich habe keine Kraft mehr, — mit mir ist es vorbei, — vorbei!"

Sie schwieg. Sanft begann ich jetzt einige beruhigende und ermahnende Worte zu sprechen. Ich sprach von Geduld, von Ergebung, — ich nannte — das Gebet.

„Das Gebet!" begann Elisabeth mit bitterem Lächeln wieder. „Höre, Beate! Mehrere Jahre hindurch habe ich gebetet, ... Tag und Nacht, alle Stunden, alle Augenblicke; — ich habe auf meinen Knieen gelegen, bis die Kälte meine Gliedmaßen zu Eis erstarrt hatte, und gebetet: ‚O Vater, nimm diesen Kelch von mir!' Wie ein Stein,

der in die Höhe geschleudert zurückfällt und die Brust des Leidenden verwundet, ist das Gebet für mich gewesen..... Ich bete niemals mehr!"

„O bete, o bete!" sagte ich weinend, „bete nur mit einem reinen Gemüthe..... Gott erbarmt sich, — verleiht dem reinen Willen Kraft....."

„Gott?" sagte die Blinde mit dumpfer Stimme, „o Welt — die ich nicht mehr sehe — Sonne, die meinem Auge nicht mehr leuchtet, du sprichst von einem Gotte! Herz, ewige Unruhe! in deinen Schlägen tönt sein Name! Strafendes Gewissen! — — du verkündest den Rächer! ..... Liebesfeuer! ..... du Leben meines Lebens! in deinen Flammen ahne ich deinen ewigen Ursprung..... Aber, lichter Engel, — du Glaube, — der mir meinen Gott zeigen sollte — dich kenne ich nicht. Ich bin frühe in den Abgrund des Zweifels hinabgestiegen. Ich leugne nichts, — aber ich glaube nichts. Ich sehe — nur das Dunkel!"

„Und die Klarheit des Versöhners? Und des Gekreuzigten strahlende Glorie? — und Jesus?" fragte ich mit Erstaunen und Entsetzen.

Die Blinde schwieg einen Augenblick mit einem Ausdrucke bitterer Wehmuth; dann sagte sie:

„Ich las einst von einer Erscheinung oder einem Traume, und oft steigt die gespenstische Gestalt desselben schauerlich und Entsetzen erregend in meinem Innern auf."*)

„Mitten in der Nacht sprangen, von unsichtbaren Händen erschüttert, die Pforten einer Kirche auf. Eine Menge unheimlicher Schatten drängte sich um den Altar, und nur ihre Brust keuchte und bewegte sich heftig. Die Kinder ruhten noch still in ihren Gräbern."

„Da stieg aus der Höhe auf den Altar eine strahlende Gestalt nieder, edel, erhaben und das Gepräge eines

*) Sieh in Madame Staël's De l'Allemagne Jean Paul's Traum.

unvertilgbaren Schmerzes tragend. Die Todten riefen aus: ‚O Christus! gibt es keinen Gott?‘ Er antwortete: ‚Es gibt keinen!‘ Alle Schatten fingen heftig zu zittern an und Christus fuhr so fort: ‚Ich bin die Wolken durchgegangen, ich habe mich über die Sonnen erhoben — und auch dort gibt es keinen Gott. Ich bin hingeschritten bis zu den äußersten Grenzen der Schöpfung, ich habe in die Hölle niedergeschaut und habe gerufen: Vater, wo bist Du? Aber ich hörte nur den Regen, der Tropfen für Tropfen in die Tiefe niederfiel, und der ewige Sturm, den keine Ordnung lenkt, hat allein mir geantwortet. Da erhob ich meine Augen zu dem Gewölbe des Himmels und fand dort nur einen finstern, leeren, grenzenlosen Raum. Die Ewigkeit ruhte auf dem Chaos und nagte daran und verzehrte sich langsam selbst. Erneuert Eure bittern, herzzerreißenden Klagerufe und zerstreut Euch; denn Alles ist vorbei.‘ Die trostlosen Schatten verschwanden. Bald war die Kirche leer, aber auf ein Mal — entsetzlicher Anblick — eilten die todten Kinder vor, die jetzt auf dem Kirchhofe erwacht waren, warfen sich vor der majestätischen Gestalt über dem Altare nieder und riefen: ‚Jesus, haben wir keinen Vater?‘ — Und er antwortete mit einem Strome von Thränen: ‚Wir sind Alle vaterlos. Ihr und ich, wir haben keinen.... ‘“

Hier hielt die Blinde inne, wie vor Entsetzen über diese kranke, fieberwilde Phantasie, schwieg einen Augenblick, faltete aber darauf ihre Hände und streckte langsam die Arme aus, indem sie einen wilden, durchdringenden Ruf voll der schrecklichsten Verzweiflung erhob.

In diesem Augenblicke nahten sich uns hastige Schritte, und der Oberst stand plötzlich vor uns und heftete einen fragenden unruhigen Blick auf mich. Die Blinde, welche seinen Gang kannte, ließ zitternd ihre Hände herabfallen, erhob sie aber bald wieder zu ihm und bat mit einem herzzerreißenden Ausdruck: „Sei schonend, sei gut gegen mich! Ich bin so unglücklich! Wenn ich wieder wahnsinnig

werde, — so bringe mich nicht nach dem Irrenhause. Bald wird ja Alles mit mir vorbei sein. Laße wenigstens geliebte Hände meine Augenlider schließen!"

Mitleid und tiefer Schmerz regte sich in dem Antlitz des Obersten. Lange sah er Elisabeth an, setzte sich darauf neben sie, legte seinen Arm stützend um ihren Leib und ließ ihren Kopf an seiner Brust ruhen.

Es war das erste Mal, wo ich ihn zärtlich gegen sie sah. Ihre Thränen flossen langsam über die blassen Wangen. Schön war sie, aber schön wie ein gefallener Engel, dessen Ausdruck von Verzweiflung und tiefer Scham erkennen läßt, daß er sich des Erbarmens, das ihm zu Theil wird, unwürdig fühlt.

Jetzt sah ich die gnädige Frau sich uns in einiger Entfernung nähern. Als sie Elisabeth in den Armen des Obersten erblickte, stutzte sie einen Augenblick, ging aber sogleich wieder auf uns zu, obgleich sich einiges Erstaunen in ihrem Gesicht ausdrückte. Der Oberst verblieb still. Elisabeth schien von nichts zu wissen, was um sie vorging. Als die gnädige Frau herankam, begegneten sich die Blicke der beiden Gatten und — — verschmolzen in einem klaren und freundlichen Strahle. Aus einer gemeinsamen Bewegung reichten sie einander die Hände.

Die gnädige Frau liebkoste Elisabeth und sprach liebevoll zu ihr — sie antwortete nur durch Schluchzen. Nach einem Augenblick stand der Oberst auf, nahm Elisabeth's einen Arm, seine Frau nahm den andern, und sachte und mit zärtlicher Sorgfalt führten sie sie zwischen sich nach Hause zurück.

Ich blieb einsam im Parke zurück. Unter unruhigen und qualvollen Gefühlen sah ich zu dem milden, frühlingsblauen Himmel empor, mit inniger Sehnsucht, daß dessen Klarheit in meine Seele herabstrahlen möchte.

Während der Wanderung durch ruhige Geschicke, selbst von den Erschütterungen verschont, welche so viele Pilger des Lebens heimsuchen, und in einer friedvollen Brust

einen lebendigen Glauben, eine heiligende Hoffnung tragend, sind nur das Unglück, die Leiden und die Verzweiflung meiner Mitgeschöpfe die Wolken gewesen, welche zuweilen meine schöne Sonne, meines Lebens Freude verdunkelt haben, welche mich manchmal mit einem schmerzlichen Warum? zur Höhe haben aufblicken lassen.

Aber lange blieb die Antwort nicht aus, da sie mit der innigen Stimme des Gebets angerufen ward. Beruhigende Lüfte wehten durch meine aufgeregte Seele hin und flüsterten:

„Die Wolken entfliehen, die Sonne bleibt. Die Verbrechen, Schmerzen und Verirrungen des Menschen können die Güte des Schöpfers nicht verdunkeln. Wir sehen nur einen kleinen Theil. Die Menschen sterben — verwandeln sich, Gott ist unveränderlich."

Vergebens ist es, daß wir zweifeln, daß wir murren, daß wir uns beunruhigen. Alle Irrgänge des Lebens haben doch einen Ausgangspunkt. In dem Augenblicke, wo das Dunkel uns am tiefsten scheint, sind wir vielleicht dem Lichte am nächsten. Nach der Mitternachtsstunde schlägt ja die Morgenstunde, — und wäre es auch die Todtenglocke, die uns die Stunde der Errettung verkündete, was könnten wir uns wol Trostreicheres sagen, wenn es uns in dem Labyrinthe des Lebens enge und finster wird, als: „Es wird eine Thüre geöffnet werden und wir werden hinauskommen — ins Licht." Möge es uns noch so eng, noch so eingeschlossen erscheinen, — wir wissen es, „eine Thüre wird sich uns öffnen!" Nun wohlan denn — laßt uns warten, laßt uns hoffen!

Elisabeth's Gemüthsstimmung ward jedoch von diesem Tage an noch unruhiger. Sie hatte sogar Anfälle von wirklichem Wahnsinn und man mußte die Wachsamkeit und die Sorgfalt für sie verdoppeln.

Ihr Leiden und ihr friedloses Leben verbreitete oft etwas Düsterkeit über die übrige Familie. Besonders schien es nachtheilig auf die Gesundheit und Laune des Obersten zu wirken.

Um nicht die Aufmerksamkeit meiner Leser durch ein zu langes Verweilen bei einem so düstern Bilde zu ermüden, will ich sie zu einem andern führen. Es ist ein helles, ein heiteres Bild; in ihm zeigt sich die Jugend der Erde und des Menschenherzens vereinigt. Wir nennen sie

Frühling und Liebe.

„Auch ich bin in Arcadien geboren."

Unschuldige Freuden, unschuldige Sorgen, ihr Freunde meiner jungen Jahre, ihr Engel, die ihr mir unter Lächeln und Thränen die Pforten des Lebens öffnetet, euch rufe ich heute! Und auch euch, Gedanken, rein wie das Blau des Himmels, Gefühle, warm wie die Strahlen der Maisonne, Hoffnung, so frisch wie der Hauch des Frühlingsmorgens, ich rufe euch, kommt, o kommt, mein mattes Gemüth wieder zu beleben!

Ich will den Frühling und die Liebe, die Jugend und die Freude besingen; — liebliche und frische Erinnerungen, ihr Nachtigallen des Jugendhains, erhebt eure Töne, ich will eure Melodien in Noten setzen und noch ein Mal von ihrem Gesange entzückt werden!

Am zweiundzwanzigsten Mai stieg klar die Frühlingssonne herauf und berührte mit goldenen Strahlen Cornet Karl's Augenlider. Die Sterne des Schwertordens schimmerten sogleich in Menge vor seinem träumenden Gesichte. Er suchte begierig sie klarer zu sehen, bemühte sich die Augen aufzuthun, — erwachte und sah die Sterne vor dem herrlichen Strahl des Tages verschwinden, auf dessen Lichtprismen Millionen von Atomen tanzten.

Eine Viertelstunde später sah man ihn mit einer Jagd-

flinte auf der Schulter durch die morgenfrische Gegend streifen. Es war ein Frühlingsmorgen, schön wie ihn Böttiger*) beschreibt.

Die Schöpfung prangt' in heitrer Ruh',
Die Erdscholl' stand so schön,
Die Lerchen setzten Töne zu
Der Blumen stillem Fleh'n.
Durchs Thal der Bach so sachte floß,
Und dort auf klarem Teich
Der Schwan im Schilfe ruhig floß,
An Sang und Silber reich.
Zur Sonne kühn der Adler flog,
Den Lichtstrahl einzuziehn,
Die Biene süßen Nektar sog,
Zum Rosenkelche hin
Der Schmetterling die Schwingen trug.
Auf Ahornszweige ward
Ein Taubenpaar nach leichtem Flug
Gesehn sich küssen zart.

Ein Jüngling dort mit Hoffnungsmuth
Im Eichenwalde ging,
Der Frühling glüht in seinem Blut,
Und Sehnsucht in dem Blick.
— — — — — — — —
— — — — — —

In diesem Jüngling sehen wir jetzt Cornet Karl, der in der Fülle lieblichen und frischen Gefühls, welche nur allein die Morgenstunden des Lebens und der Natur vereinigt schenken, sich umblickte, bald hinauf zum klaren, blauen Himmel, bald hinab auf das in den Diamanten des Morgenthaus glänzende Gras, bald in die entlegene Ferne, wo rosenfarbige, leichte Wolken sich immer weiter und weiter hinwegzogen.

*) Böttiger, einer der jüngeren schwedischen Dichter, besonders seiner lyrischen Gedichte wegen beliebt.

Anmerk. d. Uebers.

Ein lieblicher, balsamischer Hauch, auf den Schwingen liebkosender Zephyre getragen.......

So weit hatte ich unter der immer mehr steigenden Wärme der Gefühle geschrieben, als ich plötzlich einen so starken Duft von Rosenessenz verspürte, daß mir ganz wüst im Kopfe ward; zugleich vernahm ich ein starkes Sausen und Summen. Ich hob die Feder, die in diesem Augenblicke wie besessen war, vom Papiere und sah mich um.

Welcher Anblick! Die Stube war von kleinen, leuchtenden Cherubs erfüllt, die Rosenkränze in den Händen hatten, Rosenkränze auf den Köpfen, und deren unaufhörlich zitternde Schwingen das seltsame Summen hören ließen. Je länger ich diese wunderbaren Wesen betrachtete, desto blendender, desto verwirrender schienen mir die Farben, welche in ihren Augen, auf ihren Wangen, ihren Schwingen u. s. w. glänzten. Und als ich von ihnen meine Augen auf andere Gegenstände wandte, sieh! da schien mir meine Dinte weiß, mein Papier schwarz, meine gelbe Wand war grün, ich selbst (im Spiegel) rosenfarben. Kein Wunder daher, daß mir Rosenduft in den Kopf stieg.

Jetzt erkannte ich die kleinen Schelme wieder; ich hatte sie früher gesehen, und wer hat sie nicht gesehen, wer kennt sie nicht? Sie sind es, welche das siebzehnjährige Mädchen umgaukeln und ihm den Kopf ein wenig verdrehen. Sie sind es, welche den Blick des Jünglings verwirren und ihn in den Tabellen seiner Zukunft „Vergnügen und Nutzen" anstatt „Nutzen und Vergnügen" lesen lassen. Sie sind es, welche die Schuld tragen, daß man sich so viele Mühe um Nichts gibt, einem Irrlichte nachläuft, und daß man ein anderes Mal nicht klar genug sieht, um die Hand aufzuheben und sein Glück zu ergreifen, das ganz nahe an uns vorüberging. Sie sind es, welche wie Apriltage umherfahren, die ganze Welt betrügen und mit der ganzen Welt ihr Narrenspiel treiben; welche machen, daß P. heirathet, B. unverheirathet bleibt, und daß Beide darin unrecht thun; welche

veranlassen, daß A. Ja, und B. Nein sagt, und daß doch Beide sich versprechen. Sie sind es, welche selbst in das Comptoir des Banquier Berechenmann eindringen, ihn wechselverwirrt machen und ihn sieben anstatt zwei schreiben lassen. Sie sind es endlich, welche so unbarmherzig um den Dichter sausen, summen und schwirren, und oft bewirken, daß er Alles hervorbringt, nur keine gesunde Vernunft, daß er die Wirklichkeit mit unwahren Farben malt und sich selbst und Andere irre führt. Ihr reizenden Phantasmagorien der Einbildung, ihr kleinen rosenfarbigen Schelme, wer kennt euch nicht? Aber wer, der einmal eure Possen und Betrügereien erfahren hat, weicht euch nicht aus, will euch nicht gern verjagen? Wer besonders, der in dem Erdgeschoß des Alltagslebens lebt und webt und mit Besonnenheit und Ordnung seine Spule in das einfache Gewebe werfen will, muß nicht mehr als alle Andere auf seiner Hut sein, daß er an euren Rosendüften sein Gehirn nicht umnebeln, seine Gedanken nicht verwirren lasse? Ich sah, in welcher Gefahr ich schwebte, auf welchem gefährlichen Wege meine Feder durchzugehen angefangen hatte. Ich legte sie fort, stand auf, trank zwei Gläser kaltes Wasser, öffnete das Fenster, athmete die noch schneekalte Aprilluft ein, — sah hinauf zum klaren Himmel, sah hinunter auf den Hof, wo man Kleider ausklopfte, wandte sodann meine Aufmerksamkeit auf drei Katzen, die mir gegenüber ganz anständig in einem Bodenfenster saßen und mit philosophischen Blicken und kleinen Kopfbewegungen die Welt um sich her betrachteten; mit einem Worte, ich ließ meine Blicke die Alltagswelt um mich auffassen, um von der Welt der Phantasie loszukommen, welche auf den Schwingen meiner Jugenderinnerungen sich um mich erhob und ausbreitete. Einer der kleinen hübschen Schelme hatte mir ins Ohr geflüstert: „Man könne sich eine kleine Unwahrheit erlauben, wenn sie nur einen schönen Effect mache," und hätte ich mich nicht noch bei Zeiten umgesehen und bedacht, so hätte der

Leser vielleicht einen Frühling und eine Liebe zu sehen bekommen, deren Gleichen es niemals gegeben hat...... außer vielleicht in Arcadien.

Als ich wieder vom Fenster wegging, war die Luft in der Stube frei und frisch. Die kleinen rosenfarbigen Trugbilder waren verschwunden, und ich sah alle Gegenstände wieder in ihren wahren und natürlichen Farben.

Das Gemälde der Wirklichkeit muß einem klaren Bache gleichen, der auf seinem Laufe alle Gegenstände rein und treu wiedergibt, die sich in seinen Wellen spiegeln, und durch dessen Kristall man den Grund und Alles, was darauf ruht, gewahren kann. Alles, was der Maler oder Schriftsteller bei der Darstellung desselben seiner Phantasie erlauben darf, ist, daß er die Rolle des Sonnenstrahls spiele, welcher, ohne die Eigenthümlichkeit eines Gegenstandes zu verändern, doch allen Farben einen lebhafteren Glanz verleiht, den Tagespunkt der Woge diamantgleicher funkeln läßt und mit läuternder Klarheit selbst den Sandboden des Baches erleuchtet.

Dieser gewonnenen Ansicht gemäß will ich jetzt mit Ruhe und in aller Bescheidenheit mir oder meiner Phantasie die Rolle des Sonnenstrahls ertheilen und diesen über eine wahre Darstellung von Frühling und Liebe seine Klarheit ergießen lassen. Aber Sonnenlicht kann wie alles Andere ermüden, wenn es zu anhaltend fortdauert (wie z. B. in Egypten); deshalb will ich meinen Sonnenstrahl während unserer Wanderung durch das Elysium der Jugend nur hie und da hervorblicken und ihn nur die Stellen beleuchten lassen, wo ich vermuthe, daß meine Leser am liebsten verweilen möchten; oder auch, wo ich Lust fühle, mich selbst niederzusetzen, mich zu wärmen und auszuruhen. Laßt uns jetzt aus dem Schatten treten in

den ersten Sonnenblick.

Er leuchtet durch den düstern Fichtenwald hervor und gewährt uns die Aussicht über einen offenen Platz. Im

Hintergrunde sehen wir das kleine graue Haus, welches die Scene in einem vorhergehenden Kapitel bilden half. Im Vordergrunde sehen wir das grüne Ufer, welches die klaren Wellen eines Binnensees bespülen. Granitfelsen erheben hier und da ihre unförmlichen Gestalten und stehen wie Schildwachen um den himmelblauen Palast der Seefrau; junge Birken gucken neben diesen mit ihren grünen Kronen hervor und wiegen ihre wollustreichen Aeste in den Westwinden, welche sie umspielen, voll Leben und Lust, mit einem Worte, voll Frühling.

Am Ufer des Sees in dem grünen Birkenhaine gewahren wir einen jungen Mann und ein junges Mädchen, welche neben einander auf dem blumengeschmückten Grase sitzen. Sie sehen glücklich aus, — sie scheinen die Natur, sich selbst, Alles zu genießen. Er erzählt ihr etwas; seine Augen glänzen, bald strahlen sie zum Himmel empor, bald blicken sie mit einem Ausdruck stolzen, seligen Bewußtseins vor sich hin, als wollten sie in ihrer Seele lesen. Er schlägt sich an die Brust, er streckt die Arme aus, als wollte er die ganze Welt umarmen; er spricht mit der ganzen Wärme einer tiefen und innigen Ueberzeugung und muß daher ganz gewiß überzeugen. Sie lauscht freundlich seinen Worten; sie scheinen ihr zu gefallen; sie lächelt, zuweilen unter Thränen, zuweilen mit einem Ausdrucke von Ueberraschung und Bewunderung, faltet oder erhebt ihre Hände mit Ausrufen lebhafter Freude und sieht überhaupt immer mehr überzeugt aus. — Wovon überzeugt? Von der Liebe des jungen Mannes?

„Fehlgeschossen!
Gleich soll es Liebe gelten!"

Nein, überzeugt davon, daß Gustav Wasa der größte König, Gustav Adolf der Zweite der größte Rittersmann gewesen, die je gelebt hätten; daß Karl der Zwölfte ein weit größerer Held als Napoleon war, sowie daß das schwedische Volk von allen Völkern der Erde das erste und vorzüglichste sei."

Irgend eine meiner Leserinnen, die ein besonders gutes Gedächtniß oder sonst eine ungewöhnliche Fähigkeit im Errathen besitzt, wird vielleicht die raquetengleiche Idee emporsenden: „Hier haben wir gewiß Cornet Karl und seine Linnaea borealis oder die schöne Herminia.“

So war es.

„Aber wie haben sie sich kennen lernen?“ fragt vielleicht Jemand.

Ich erwidere: schlage das alte Testament nach: erstes Buch Mos. 24stes Kapitel, Eleasar's Bekanntschaft mit Rebekka. Die Modificationen, welche den Unterschied in den Sitten und Redensarten älterer und neuerer Zeiten, zwischen einer Idyllenscene in Mesopotamien zur Zeit der Patriarchen und einer in Schweden im neunzehnten Jahrhundert veranlassen können, sind nicht so bedeutend, als daß sie mich bewegten, eine neue Schilderung eines Auftritts zu liefern, welcher nur einem Jeden Gelegenheit geben würde, Salomo's langweiliges, aber wahres Sprichwort: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ zu wiederholen, und in mir außerdem das unangenehme Gefühl erregen würde, eine schwache Copie eines schönen Originals zu geben; kurz und gut: — auch hier war ein müder Wandersmann, eine Quelle, ein junges Mädchen, welches kam, um Wasser zu holen, und dem Reisenden zu trinken gab. Dieser hatte zwar keine Kameele, aber doch ein sanftes, dankbares, für alle Liebe, außer der christlichen, undurchdringliches Herz. Und diese schöne Weichheit und diese edle Stärke veranlaßten ihn, der holden Magd nach ihrem Hause zu folgen und ihren Wasserkrug zu tragen.

Nachdem wir uns jetzt einen Lichttrunk (um nicht gegen die Mäßigkeitsvereine zu verstoßen, will ich ihn nicht Appetit-Schluck nennen) an dem ersten Sonnenblick genommen haben, gehen wir über zum

zweiten Sonnenblick,

welcher uns eine Ansicht der Waldfamilie und eine Einsicht in Cornet Karl's Herz geben wird.

Wenn Herminia mit Recht mit Rebekka verglichen werden konnte, so hatte dagegen Baron K., Herminia's Stiefvater, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem gastfreien Bethuel. Aeußerst kalt und unfreundlich, fast zurückweisend empfing er den jungen Wanderer. Seine Gattin, die schon erwähnte schöne Waldfrau, war nicht viel zuvorkommender. Es schien, als ob sie Furcht und Verdruß darüber empfunden hätten, daß sie in ihrem Schlupfwinkel entdeckt worden. Aber bei einem jungen Manne wie Cornet Karl konnte man nicht lange Besorgnisse hegen oder kalt und unfreundlich sein. Seine Offenheit, seine liebenswürdige und frische Munterkeit, die Güte, welche aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, seine Einfachheit, zugleich mit einer gewissen edlen Anmuth in seinem Benehmen, welche er von seinem Vater hatte, sein sorgloser, freier, sanfter Blick, der immer ruhig und klar Andern entgegenstrahlte, machten, daß Personen von den verschiedensten Temperamenten, Charakteren und Gemüthsarten ihn gern hatten und sich wohl mit ihm verstanden. Man fühlte sich unwillkürlich geneigt, Vertrauen zu ihm zu fassen, hegte den Wunsch, in seiner Gesellschaft zu leben, wie man in der freien Natur zu leben wünscht; — weil sie bewirkt, daß man das Leben leichter, sich selbst glücklicher und besser fühlt; denn da wir······· Doch wozu nützt es, ein Memorandum von Dem zu machen, was Jeder auswendig weiß?

Cornet Karl wollte die Baronin K. und ihren Mann für sich einnehmen, und es gelang ihm auch wirklich mit ihnen, sodaß sie sein Verlangen, sie wieder besuchen zu dürfen, gewährten, sofern (und dies ward zur ausdrücklichen Bedingung gemacht) er ihnen versprechen wollte, Nieman=

dem, nicht einmal seiner Familie, seine Bekanntschaft mit ihnen und ihrem Aufenthaltsorte zu entdecken.

Dies versprach der Cornet, weil — — weil er eine ganz unbegreifliche Lust verspürte, wiederzukommen.

Einige wenige Tage waren hinreichend, um ihn die sonderbaren, unglücklichen Misverhältnisse, die in dieser Familie herrschten, merken zu lassen; aber lange dauerte es, ehe er die Ursachen derselben begriff. Baron K. war ein Schwede, seine Frau und seine Stieftochter waren Italienerinnen; vor ungefähr zwei Monaten war er mit ihnen in Schweden angekommen. Ihre Kleider waren prachtvoll und besonders in hohem Grade elegant; ihr Benehmen, ihre Redeweise, ihre Bildung, ihre Talente verriethen, daß sie den höheren und feineren Gesellschaftskreisen angehörten; und dennoch lebten sie in Entbehrung von einer Menge der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, NB. solcher, die für die verzärtelten Kinder der Welt nothwendig geworden sind. Außer einem einzigen Zimmer, worin man allen Flitter, der aus irgend einem Schiffbruche des Glückes gerettet worden war, gleichsam zusammengescharrt hatte, deutete Alles im Hause auf wirkliche Armuth. Die tägliche Kost, welche die schönen Italienerinnen genossen, war nicht besser, als sie jede Bauernfamilie in Schweden haben kann. Der Cornet indessen behauptete stets, es gebe keine bessere Speise, als Hering und Kartoffeln.

Zwischen Baron K. und seiner Frau war fast beständiges Sturmwetter. Es schien zwischen ihnen bald die heftigste Liebe zu herrschen, bald entschiedener Haß, welcher zuweilen in dem Wesen der Baronin den Ausdruck stolzer Verachtung annahm, während er den Ausbrüchen des Zorns und der Wuth Luft machte. Oft fielen Scenen zwischen den unglücklichen Gatten vor, in denen sie sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe und Anklagen machten; die unbedeutendste Kleinigkeit konnte dazu Veranlassung geben. Eine fast besinnungslose Raserei von seiner Seite und ihrerseits verzweifelte Ausrufe und Thränen machten

meistens dergleichen Auftritten ein Ende. Der Charakter der Baronin schien im Grunde edel zu sein, aber sie war zugleich unbiegsam, stolz und äußerst leidenschaftlich. Ihr Mann, zugleich schwach und despotisch, hatte ein aufbrausendes und wildes Gemüth, — nur im Augenblicke einer Art reuevoller Ruhe, die er zuweilen hatte, konnte man ahnen, daß es auch hier eine edlere Natur gab — Etwas, das geliebt zu werden verdiente.

Geduldig, freundlich und sanft, wie ein leidender Engel, stand Herminia da, indem sie ihrer Unschuld schneeweiße Schwingen versöhnend zwischen diesen im Kampfe der Leidenschaften verwilderten und verbitterten Naturen ausbreitete.

Sie war Das, was man eine schöne Seele nennt. Aber diese war nicht wie ihr schöner Körper so geboren. Sie war gebildet durch frühzeitiges Leiden, durch frühzeitige Erfahrung häuslicher Sorgen und Lasten, besonders durch ein frühzeitig entwickeltes Religionsgefühl, welches bewirkte, daß sie mit Geduld ertrug, lächelnd entsagte, ihren Schmerz dem Himmel opferte und liebevoll und unermüdlich auf der Erde wirkte. Um das Leiden ihrer Mutter zu lindern und ihr etwas mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, legte sie selbst an die gröbsten Beschäftigungen im Haushalte Hand an, der übrigens von der einzigen Magd des Hauses besorgt werden sollte. Es war rührend, das schöne, idealisch fein gebildete Wesen wie eine Dienstmagd arbeiten und Bürden tragen zu sehen, unter denen sie zu Boden sank — das heißt, unter denen sie würde zu Boden gesunken sein, wäre nicht Cornet Karl gekommen, hätte ihr die Bürde abgenommen und sie auf seinen eignen Schultern getragen. Von der Zeit seiner Ankunft an änderte sich viel für Herminia. Wie Jakob bei Laban für die schöne Rachel diente, so diente Cornet Karl bei Baron K., um Herminia's Mühen zu erleichtern. Er jagte und fischte, um Vorräthe in die Küche zu schaffen, und war nur mit Mühe davon abzuhalten, selbst Koch zu sein, als er sah, wie Herminia ihr schönes Gesicht, ihre

hübschen Hände mußte am Feuerherd verbrennen lassen. Hülfe anderer Art wagte er den in ihrer Armuth stolzen und hochfahrenden Menschen nicht anzubieten.

Herminia hatte ihrer Mutter wie eine Sklavin gedient, aber ohne mit der Zärtlichkeit belohnt zu werden, welche sie so wohl verdiente. Die Baronin K. schien gewohnt, Opfer anzunehmen, ohne dafür zu danken; noch weniger schien sie selbst welche darbringen zu wollen.

Mit Mühe ertrug sie die Plage der Niedrigkeit und Armuth, in die sie sich versetzt sah. Von Herminia verlangte sie, daß sie, so wie sie selbst, beständig geschmackvoll und prächtig gekleidet sein sollte, was eine ganz reiche, von Italien mitgebrachte Garderobe ihnen möglich machte. Es war, als wollte sie in diesen Ueberbleibseln einer verschwundenen Pracht und Größe wegen ihres gegenwärtigen Schicksals Trost suchen, oder als glaubte sie, dieses Schicksal könne nicht wirklich Ernst sein, sondern sei nur eine augenblickliche Bezauberung, die zu jeder Zeit gelöst werden könne, als erwartete sie, daß der Zauberstab einer Fee das kleine graue Haus in einen Palast verwandeln würde, und sie sich deshalb bereit halte, in einem Anzuge, der ihrem Range und ihrer Würde gemäß sei, Aufwartungen und Glückwünsche entgegenzunehmen.

Von ihrem Stiefvater ward Herminia zugleich mit Gleichgültigkeit und Härte behandelt, und man sah deutlich, daß, was sie für ihn that — das that sie nicht um seinetwillen, sondern um — Gotteswillen.

Von dem Augenblick an, wo der Cornet ins Haus kam, erhielt er dort eine Art Gewalt, welche täglich wuchs, und diese wandte er dazu an, Herminien ein froheres Leben zu bereiten.

Baron K. war meistentheils am Tage abwesend und kam erst gegen Abend nach Hause; zuweilen blieb er auch wol zwei oder drei Tage fort. Während dieser Friedenszeiten verstand der Cornet Herminien eine Freiheit zu verschaffen, die sie früher nie gekannt hatte und die sie jetzt

mit kindlichem Entzücken genoß. Er vermochte ihre Mutter (welche für die Schönheiten der Natur empfänglich war), lange Spaziergänge in der wilden, aber romantischen Gegend zu machen. Die Botanik war früher ihr Lieblingsvergnügen gewesen; der Cornet machte ihre Lust dazu wieder lebendig..... sah überall Blumen (ich glaube auch da, wo es keine gab), um die über die üppige Vegetation ihres Geburtslandes entzückte Italienerin zu überzeugen, daß Schweden ebenso reich an Blumen, wie an Helden und Eisen sei. Wenigstens ist das gewiß (und er gestand es später selbst ein), daß er sich nicht scheute, von Ruhrpflanzen, Schotenklee, Prosch, Sumpfporsch, Sauerampher, Rainfarre, Eisenhut, Wermuth u. s. w. als von höchst ungewöhnlichen und merkwürdigen Naturproducten zu reden.

Als das Schönste in der Natur nannte er vorzüglich die wunderbar reizende Blume, welche ihren Namen nach dem größten Naturforscher der Welt, dem Schweden Linné erhalten hatte. Diese Wunderpflanze zu finden, dazu suchte er der Baronin und Herminien die größtmöglichste Sehnsucht einzuflößen. Alle Tage hatte er neue Ahnungen, daß sie in irgend einer neuen Gegend würde zu entdecken sein — er suchte lange — lange und genau, und entdeckte sie nicht eher als in dem Augenblick, wo er seine Liebe entdeckte.

Diese Spaziergänge gaben dem Cornet Gelegenheit, beständig um Herminia zu sein. Er gab ihr den Arm beim Gehen; beim Ausruhen schützte er sie vor den Sonnenstrahlen; allmälig bewog er sie, in den Felsen umherzulaufen und zu klettern, mit einem Worte, das freie, frische Jugendleben zu genießen, wovon ihre bisher in klösterlicher Stille verflossnen Tage ihr keinen Begriff gegeben hatten. Als sie jetzt mit dem Purpur der Gesundheit und Freude auf ihren Wangen, schön und leicht wie eine Oreade in der von Frühling und Wohlgerüchen zauberreichen Natur umherschwebte und oft ihr Engelantlitz, von dankbarer Ergebenheit strahlend, zu Dem hinwandte,

der die Ursache ihres Lebensgenusses war, da....da em=pfand der Cornet etwas Wunderliches in seinem Herzen.. ..eine Wärme......eine Lieblichkeit, — ein ganz beson=deres, ihm bisher durchaus fremdes Gefühl.

Die Baronin schien die beiden jungen Freunde wie zwei Kinder zu betrachten, deren Spiel sie erlaubte, weil sie doch alle ihre Freude, alle ihre Blumen ihr als Opfer darbrachten. Der Cornet besaß die gute Gabe, die Leute in guter Laune mit sich selbst und daher auch mit An=dern erhalten zu können.

Am meisten war jedoch der Cornet für Herminia in den Stunden, wo die im Hause so oft vorfallenden un=angenehmen Auftritte ihr bittere Thränen entlockten, wo sie, um diese nicht sehen zu lassen, sich gewöhnlich nach der Küche begab. Dann folgte er ihr, tröstete sie mit brüderlicher Zärtlichkeit oder vermochte sie, mit ihm aus=zugehen, und suchte dann durch Gespräche oder interessante Erzählungen ihre Aufmerksamkeit auf fröhlichere Gegen=stände hinzuwenden.

Man hatte einmal im Hause nach Herminien ver=langt und sie gerufen. Sie war nicht zur Stelle gewe=sen, und dies gab zu harten Vorwürfen von Seiten ihres Vaters Veranlassung. Der Cornet nahm diese wie einen ihm hingeworfenen Handschuh auf, und die Weise, womit er die Herausforderung beantwortete, erwirkte für Herminia größere Freiheit. Er konnte jetzt oft allein mit ihr ausgehen. Ihre Erziehung war in den meisten ernste=ren Kenntnissen vernachlässigt worden. Er ward ihr Leh=rer (besonders in der schwedischen Geschichte), er ward ihr ein Bruder. Sie gab ihm auch bald den süßen Namen, und als sie eines Tages die schwedische Grammatik stu=dirten, kamen sie darin überein, daß Du unvergleichlich schöner wäre als Sie, und daß sie zu einander das erste sagen müßten.

Herminia hingegen ward für Cornet Karl, man kann grade nicht sagen eine Lehrerin, auch nicht grade eine

Schwester, aber sie ward so unvermerkt das Licht seiner Augen, seines Lebens Freude, sie ward seine ... Es ist hohe Zeit, meine Leser und Leserinnen davon zu benachrichtigen, wie es mit Cornet Karl stand. Er war — verliebt!!

Das hätte wol nie Jemand errathen. Er selbst glaubte es weder, noch ahnte, noch errieth er es vor dem

dritten Sonnenblicke,

als er eines Abends beim Untergang der Sonne am Ufer des spiegelstillen Sees ging. Herminia ging an seinem Arme. Sie war still und blaß — blaß von jener Blässe, welche zeigt, daß das Herz freudenlos ist, daß man sich ergeben hat, daß aber das Herz leidet.

Ein für ihre weiche Seele tief erschütternder Auftritt hatte eben zwischen ihren Eltern stattgefunden. Cornet Karl hatte sie fast mit Gewalt von ihnen weggeführt und suchte jetzt, aber ohne Erfolg, ihr niedergeschlagenes Gemüth zu zerstreuen und zu ermuntern. Nachdem sie eine Zeitlang gegangen waren, setzten sie sich unter den Birken neben einer moosbewachsenen Felsenwand und betrachteten schweigend den erlöschenden Purpur, der sich auf dem Spiegel des Wassers und auf den waldbewachsenen Höhen des jenseitigen Ufers malte.

Da erst wandte Herminia ein thränenfeuchtrs Auge zum Cornet und sagte: „Du bist sehr gut, mein Bruder! ......" Sie wollte mehr sagen, aber ihre Stimme zitterte; sie schwieg, schien mit ihrer Bewegung zu kämpfen und fuhr, indem sie ihr Gesicht halb von ihm abwandte, fort: „Du verweilst hier meinetwegen, aus Güte für mich, und Du hast meinetwegen viele unangenehme und drückende Stunden ... und Du könntest dennoch so glücklich sein. Du hast ja einen Vater, eine Mutter, die so gut, so vortrefflich sind .... Geschwister, die Du so lieb hast; — sie müssen Dich vermissen .... kehre zu ihnen

zurück — und bleibe bei ihnen, ... sei glücklich .. komm nicht hierher zurück!"

Der Cornet saß stumm da und blickte auf den See, und wie in einen Spiegel der Seele blickte er zugleich in sein Herz hinein.

„Warum solltest Du fernerhin hierher kommen?" begann Herminia wieder mit einem überredenden Ausdruck in der weichen lieblichen Stimme. „Du machst Dir selbst viele Mühe, viel Leid, und kannst doch mein Schicksal nicht ändern. Mein Vater hat heute bittere, drohende Worte zu Dir gesprochen .... Ach, verlasse uns! Weshalb solltest Du bleiben? Sei nicht unruhig meinetwegen, Karl! .... Gott wird mir schon helfen und Stärke verleihen."

„Herminia!" sagte Cornet Karl; „ich kann Dich nicht verlassen, ... aber es ist ebenso sehr meinetwegen wie Deinetwegen ......"

Herminia wandte mit einem fragenden Blick ihr Gesicht auf ihn, während einige große Thränen langsam über ihre Wangen herabflossen.

„Weil ..... weil," fuhr der Cornet tief aufgeregt fort — „Herminia ... weil ich Dich über alle Beschreibung liebe, — weil ich keine Freude in der Welt habe, wenn ich nicht Dich sehen, nicht mit Dir sein kann ...."

Herminia's Engelsantlitz strahlte von Ueberraschung und inniger Freude.

„Es gibt also Jemand, der mich liebt .... und das bist Du, mein Bruder! Wie gut ist Gott gegen mich!" Und sie reichte dem Cornet die Hand.

„Hast Du auch mich lieb?" fragte er mit heimlichem Beben, die kleine weiße Hand zwischen seinen Händen haltend.

„Wie sollte ich anders können?" antwortete Herminia. „Ich bin ja erst, seitdem ich Dich kennen lernte, glücklich gewesen. Du bist so vortrefflich, so gut. Du bist der Erste, der mich geliebt hat."

„Und der Erste, den Herminia geliebt hat?“ fragte der Cornet etwas hasenherzig.

„Ja freilich, außer meiner Mutter.“*)

Ein inniges Gefühl der Glückseligkeit bemächtigte sich der beiden jungen Liebenden, und als hätte Amor selbst aus Rosenwolken sich zu ihnen herabgesenkt, umfloß sie in diesem Augenblicke ein Duft, so süß, so entzückend (gewiß hatte der Olymp kein schöneres Ambrosia), daß Cornet Karl mitten in seiner Seelenwonne aufsprang und ausrief: „Das ist Linnaea! meine Lebensblume ist gefunden!“ Sie wuchs wirklich in langen laubigen Ranken längs des moosbewachsenen Felsens. Bald ward eine Krone für Herminia geflochten. Wer kann die Scene reiner und inniger Glückseligkeit, unschuldiger Freude, die jetzt folgte, beschreiben?

Herminia war nicht mehr bleich ..... keine Frage wurde mehr aufgeworfen, ob Cornet Karl zu den Seinigen zurückkehren würde. Sie war ja sein, er war der Ihre. Sie verstanden einander, sie waren glücklich: Alles würde gut werden — sie würden immer beisammen sein. Nichts konnte sie mehr trennen, — sie gehörten einander an, auf der Erde — im Himmel.

---

*) Ich fühle recht wohl, welche Haufen von Romanengold ich in diesem Augenblicke von mir zurückweise. Ich sehe klar ein, wie Alles in diesem kleinen Roman=Krumen hätte besser, interessanter eingeleitet, lebhafter ausgeführt sein können; wie sowol Ein= als Ausgang dieses Stückes meinem Buche einen doppelten Absatz hätte bereiten können. Aber dies würde mehr Worte, ergo mehr Zeilen, ergo mehr Papier erfordert haben, und mein Verleger ist so sehr besorgt, daß mein Buch zu dick und nicht für einen Thaler Banco verkauft werden könnte, daß ich mich gezwungen sehe, meine Seele wie mein Concept zusammenzudrängen, um mein Buch in den Buchhandel innerhalb des festgesetzten Preises einzwängen zu können. Mein Verleger glaubt, daß das schwedische Publikum grade nicht viel auf solche Alltagsgeschichten verwenden mag. Ich glaube, daß er recht hat, daß das Publikum recht hat und daß ich recht thue, mich darnach zu richten.

Die Natur schien mit den jungen Glücklichen zu sympathisiren; mild und voll Liebe schloß sie dieselben wie eine zärtliche Mutter in ihre liebkosenden Arme.

Wer gäbe nicht gern zehn herbstschwere Jahre hin für einen Augenblick Frühling und Liebe!

Vierter Sonnenblick.

— scheint über des Cornets Zorn
so grimmiglich.

An einem warmen Junitage langte der Cornet bei der Waldbehausung an, erhitzt, ermüdet, voll drängender Sehnsucht und dürstend nach einem Blicke seiner Geliebten, nach einem erquickenden Trunk aus ihrer Hand. Schon vor dem Hause hörte er ihre Harfe klingen. Er lief hinauf und gewahrte Herminia, schöner und geschmackvoller als jemals gekleidet, die Harfe in den lilienweißen Armen, dasitzend, und neben ihr, o Entsetzen .... o Blitz und Donner und Tod! Werk der Hölle! neben ihr saß — — nicht Cerberus, das dreiköpfige Ungethüm; nein, schlimmer! — nicht Polyphem mit dem einen Auge; nein, weit schlimmer! — nicht der Böse — nein, weit, weit schlimmer! Ach, es war nicht „la Bête,“ welche neben „la Belle“ saß, nein, es war ein bildschöner junger Mann, ein zweiter Prinz Azor.

Der schöne, stolze, ruhige, kühle, feine und zierliche Genserich G. betrachtete mit Erstaunen den erhitzten, bestäubten und über Das, was er sah, höchst betroffenen Cornet H. Bald jedoch erhob er seine Apollogestalt, ging mit anmuthvoller Artigkeit dem Neuangekommenen entgegen, reichte ihm mit freundlicher Herablassung die Hand, freute sich, ihn auf dem Lande zu sehen, und erinnerte ihn an das letzte Mal, wo sie sich in Stockholm getroffen hatten. Der Cornet schien sich gar nicht zu freuen, äußerte auch kein einziges Wort darüber. Genserich

ging wieder zu Herminia und ersuchte sie, zu singen. Der Cornet suchte unter irgend einem Vorwande an ihr vorüberzugehen und flüsterte ihr dann zu: „Singe nicht!“

Mit gebieterischem Ton und Blick forderte die Baronin ihre Tochter auf, zu singen. Herminia sang, aber mit zitternder Stimme. Der Cornet setzte sich an ein Fenster und wischte mit seinem Tuche sich den Schweiß von der Stirne. Er sprach während der ganzen Zeit, wo Genserich zugegen war, kaum drei Worte, theils deshalb, weil Niemand ihn anredete, theils, weil der junge G. selbst unaufhörlich sprach. Und er sprach so wohl, hatte in seiner Rede so ausgesuchte und artige Wendungen, erzählte mit so vielem Interesse; — er hatte so viele Kenntnisse und Einsicht, daß es eine rechte Lust war, (lies: Aerger für den Cornet). Außerdem hatte er ein Bewußtsein seines eignen Werths, welches diesen in den Gedanken Anderer noch mehr erhob.

„Ich bin — ich habe — ich thue — ich billige — ich denke — ich will — ich werde — ich habe es gesagt,“ war das Thema, um welches das Rondo seiner Gedanken und Worte immer spielte und worauf es stets zurückkam. Summa: dies Ich ward allmälig so groß, so bedeutend, schwoll so stark an, daß Cornet Karl sein Ich gleichsam dahinschmelzen oder verdrängt werden sah. Er fühlte sich in der drückenden Atmosphäre dem Ersticken nahe und mußte im Freien Luft schöpfen. Unter verzweifelten Gedanken ging er im Garten auf und ab.

„Welcher Höllenwind, sicherlich aus der Sandwüste Sahara, hat den jungen Fideicommissarius, den fatalen Genserich G. hergeblasen? Die Baronin machte ja ordentlich Umstände und Complimente mit ihm. Was bedeutet dies? Er ist reich, er ist schön, er ist gebildet, er ist Fideicommissarius, er ist .... ach, Herr Gott! was ist er nicht Alles! Er zeigte der schönen Herminia sichtlich seine Bewunderung, besonders ..... (man kann rasend werden) als sie sang.“

„Und Herminia! .... weshalb mußte sie singen, als ich sie bat, es nicht zu thun? Weshalb ließ sie sich von einem fremden Manne ... (und zumal einem Fideicommissarius) ... Artigkeiten sagen? Weshalb gab sie ihrem einzigen Freunde kaum einen freundlichen Blick; weshalb that sie nicht einen Schritt, um ihm nur ....so viel wie ein Glas Wasser ... zu schaffen? Aber sie ließ ihn dastehen, dürstend, schmachtend, an Leib und Seele Qualen leidend!"

Niemand antwortete auf die Fragen des unglücklichen Geliebten. Der Himmel trübte sich über seinem Haupte und seine Füße verstrickten sich in den zertretenen Pflanzen des Erbsenbeetes. Plötzlich ließ sich das Stampfen von Pferdehufen vernehmen. Sie tönten dem Cornet wie Freudepauken; Genserich ritt seiner Wege und der Cornet kehrte hastig in das Haus zurück, um Aufklärung und Genugthuung zu erhalten. Nichts von Beidem erhielt er. Die Baronin begegnete ihm kalt und abstoßend. Ihr strenges und wachsames Auge ruhte auf Herminia, welche, ohne aufzusehen, dasaß und nähte. Es war in diesem Augenblicke gegenseitiger Spannung und Unzufriedenheit, daß der Cornet von dem Besuche seiner Familie überrascht ward. Wie es da herging, weiß der Leser.

Eine Zeit des Grams folgte nun für den Cornet. Er konnte nicht mehr zum Hause seiner Geliebten kommen, ohne Genserich G. vor sich dort zu finden. Sein Nebenbuhler war von Baron H. und der Baronin offenbar begünstigt. Der Cornet wurde von ihnen immer gleichgültiger behandelt. Herminia allein war sanft und freundlich, aber niedergeschlagen, still, zurückhaltend und wich seinen Fragen aus.

Um die Vorgänge in der Waldfamilie besser bewachen zu können, beschloß der Cornet eine sogenannte Fußreise anzutreten, welche darin bestand, daß er sich in einem Heuschoppen einquartierte, der möglichst nahe an Herminia's Aufenthaltsorte gelegen war; in diesem lag er die

Nächte über, während er bei Tage um Herminia's Behausung schwärmte, wie eine Biene um die Blume.

Man kann in einem Schoppen glücklich sein, — ja auf Stroh oder Heu liegend im Himmel zu sein vermeinen. Stechen aber die Dornen des Grams und des Misvergnügens das Herz, dann ist gewiß, daß die Scheune und ihr Distellager die Pein nur noch vermehren. Diese Erfahrung machte der Cornet.

Eine große Veränderung trat allmälig im Waldhäuschen ein. Es herrschte dort — Ueberfluß an Speisewaaren, Weinen und mehreren Luxusartikeln; es wurden dort mehrere Diener angenommen. Baron H. gerieth in eine brillant gute Laune. Die Baronin ward immer majestätischer und stolzer..... der Cornet immer mehr überflüssig und übersehen. Genserich G. wuchs ihm über den Kopf. Die größte Antipathie fing an zwischen den beiden jungen Männern obzuwalten; aber der Cornet, geärgert, bitter und beißend, zeigte sich neben dem feinen, immer kalt artigen und ruhigen Genserich meistentheils von einer nachtheiligen Seite. Er fühlte es und las es in allen Gesichtern und ward dadurch noch mehr verstimmt. Er spielte im Grunde eine, wie man zu sagen pflegt, „etwas erbärmliche Rolle," und um die Leser nicht länger damit zu ermüden, wollen wir uns umsehen in

dem fünften Sonnenblicke.

Unzufriedener als gewöhnlich mit Herminia, ihrer trübseligen Freundlichkeit, ihrem zurückhaltenden Wesen, mit sich selbst, mit der ganzen Welt, ging Cornet Karl eines Abends gedankenvoll in dem stillen, säuselnden Tannenwalde. Da kam er zu der Quelle, wo er zuerst Herminia gesehen hatte, und mit traurigem Gefühle stand er da und betrachtete in dem klaren Spiegel sein sonnenverbranntes, misvergnügt blickendes, wenig schönes Antlitz und verglich es in Gedanken mit dem hübschen, klaren

und klugen Aussehen Genserich's. Plötzlich gewahrte er in der Quelle ein Antlitz neben dem seinigen hervorblicken. Es war schön wie das eines Engels, — es war das Herminia's. Ein Freudeschauer durchbebte den Cornet, ward aber schnell von einem bitteren Gefühle erstickt.

„Herminia," sagte er, „es war gewiß Genserich, den Du zu finden glaubtest."

Herminia schwieg einen Augenblick still, legte dann sanft ihre Hand auf seinen Arm und sagte nur: „Karl! haben wir aufgehört einander zu verstehen?"

Er sah sie an, und ihr sanfter, liebender, aber thränenvoller Blick begegnete dem seinigen.

Liebende, wenn eure Liebe, eures Glückes Seiden-Strähne in Verwirrung gerathen ist und ihr sie wieder entwirren wollt, — so redet nicht. Sehet einander an!

Dem Cornet war es plötzlich, als ob ein Schleier von seinen Augen fiele, — der Nebel verschwand aus seiner Seele. Es ward ihm auf ein Mal Alles klar, und so himmlisch klar. Lange standen die jungen Liebenden schweigend da und tranken Licht und Friede und Seligkeit aus ihren einander klar entgegen strahlenden Blicken.

Als fast kein Funken von Unruhe mehr in ihren Seelen übrig war, begannen die Liebenden Erklärungen und Versicherungen zu tauschen.

„Bist Du es nicht," sagte unter Anderm Herminia, „bist Du es nicht, der mich zuerst geliebt hat, der mich hat fühlen lassen, daß es ein Genuß sein könne, zu lieben? Und hättest Du es auch nicht gethan — wie kannst Du glauben, daß ich einen kalten Egoisten wie G. Dir gleichstellen könnte?"

„Aber er ist rasend schön!" .... sagte der Cornet lachend, aber doch halb verlegen.

„Ist er's? Das habe ich nicht gemerkt. Mir gefällt er nicht. Einen weiß ich, der mir gefällt — Einen, dessen Anblick mir wohl thut, — Einen, den ich schön finde .... Willst Du sein Bild sehen?"

Sie führte ihn zur Quelle. Der Cornet betrachtete dort mit Wohlbehagen sein sonnenverbranntes, von Freude strahlendes Gesicht.

„Aber Deine Eltern begünstigen Genserich...."

„Und ich begünstige Dich."

„Er liebt Dich."

„Und ich liebe Dich.

„Herminia!"

„Karl!"

Wenn der Mensch dies irdische Leben verlassen hat, um zu einem bessern im Himmel überzugehen, so sagt man voll Zuversicht: „Friede sei mit ihm!" Und dann wendet man sich, um an etwas Anderes zu denken.

Ebenso kann man, wenn zwei Liebende aus dem Trauerthale ihrer Zweifel ins klare Himmelreich der Wiederversöhnung eingegangen sind, sagen: „Friede sei mit ihnen!" und dann an andere Gegenstände denken.

Doch wollen wir zu einem letzten „Gottes Frieden" darüber noch einen

sechsten Sonnenblick

werfen. Dieser lächelt über der Wonne, welche während einiger glücklicher Tage über Cornet Karl strömte. Sein Vertrauen auf Herminia war fest, und ihr Schweigen, ihre Zurückhaltung, ihre Höflichkeit gegen Genserich, dessen häufige Besuche, dessen Ich, dessen Liebhaber-Artigkeit... Baron H.'s und seiner Gattin Kaltsinn gegen ihn (den Cornet), — nichts beunruhigte ihn mehr. Die Scheune gewährte ihm ein Himmelslager. Der Frühling in der Natur spiegelte den Frühling in seiner Seele ab. Der Wald, die Blumen, die Wogen, die Winde, die Vögel, Alles sang in ihm und für ihn „Freude! Freude!" — Freude? — Ach, Rinaldo, Rinaldo, höre! Der Klang der Drommeten ruft Dich von Armida und der Freude mußt Du entsagen.

Die Trompeten ertönen! Nicht von den Feldern Palästinas, nicht von dem gelobten Lande — sondern von dem Ladugårdsfelde — und dem Ladugårdslande*). Gleich viel! Neuer Rinaldo, Cornet Karl, Du mußt Die verlassen, die tugendhafter, bescheidener und deshalb schöner als Armida ist. Von ihrem Zauberpalast (dem grauen Häuschen) mußt Du Dich losreißen. So will es der unbewegliche General en Chef aller Leibregimenter, das Schicksal, welches auf die Forderungen des Herzens so wenig Rücksicht nimmt.

Die Trompeten ertönen, die Pflicht ruft — zum Lager, zum Lager! Und der

siebente Sonnenblick

erlischt in den Abschiedsthränen der Liebenden.

Um noch unsere eignen zu sparen, gebieten wir unsern Gedanken: Rechts um kehrt euch, marsch! nach Thorsborg zurück. Dort werden wir mit alten Bekannten neuen Begebnissen entgegengehen.

---

*) Ladugårdslandet ist ein ansehnlicher Stadtheil Stockholms, worin die Kasernen, Artilleriegebäude u. s. w. belegen sind; das außerhalb desselben liegende große Ladugårdsfeld dient zu den Uebungen der Truppen.

Anmerk des Uebers.

Die Erde durchgraben.

Eines Abends, als wir Alle um das Krankenlager der Blinden versammelt waren, las Professor L... aus einer Uebersetzung von Herder's Ideen laut vor. Der Gegenstand war: die Ausbildung des Menschen in einer andern Welt, die aufklärenden Winke in Betreff seiner Verwandlung, welche uns auf Erden durch jene Verwandlungen gegeben worden, die wir in den niedrigeren Reichen der Natur bemerken, und welche sämmtlich Vervollkommnungen sind.

Professor L. schloß mit dieser Betrachtung über Vorhergehendes: „Die Blume erscheint unserem Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor. Aehnliche Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe folgende Raupe; ihre Stunde kommt und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmet sich an, sie spinnt sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, sowie zum Theil die Organe ihres neuen Daseins schon in sich. Nun arbeiten die Ringe, nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht zuerst die Verwandlung und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmälig bilden sich diese und treten in Ordnung, das

Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist; nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten, und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch eben unter der Todtenhülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanz der Strahlen begabt, der unter dieser Sonne nur zu finden. — — Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, für die dieser vorher gebildet war, genießt er jetzt Nektarthau vom goldnen Kelch der Blumen. — Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? wer würde in beiden ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt; wie schöne Entwickelungen müssen im Schooß der Natur ruhen, wo ihr organischer Zirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als eine Welt umfassen! Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht; der Preis ist Dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab, was unmenschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, so kannst Du Dein Ziel nicht verfehlen."

„Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogien werdender, d. i. in einen neuen Zustand übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Es ist die wohlthätige Betäubung, die ein Wesen umhüllt, in dem jetzt die organischen Kräfte nach einer neuen Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem geringern oder höhern Grade von Bewußtsein ist nicht stark genug, ihren Kampf zu übersehen und zu regieren; es entschlummert also und erwacht erst, wenn es ausgebildet da ist. Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche, milde Schonung; er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammelt und der entschlummerte Kranke geneset."

Hier schwieg L. Eine tiefe, sanfte Rührung hatte

sich unser Aller bemächtigt. Schweigend saßen wir da, die Blicke auf unsere arme Kranke geheftet, über deren Wangen große Thränen sachte herabflossen, während schwache, klagende Laute sich über ihre Lippen drängten. Die gnädige Frau liebkoste sie mit Zärtlichkeit; der Oberst legte wie segnend die Hand auf ihr Haupt. Ein tiefes, lautes, anhaltendes Schnarchen zog in diesem Augenblicke unser Aller Aufmerksamkeit auf Lieutenant Arwid, der gemächlich in einer Ecke des Sopha's lag und mit offenem Munde und in die Luft emporgehobener Nase eingeschlafen war. Dieser Trompetenton ward ein Signal zum Aufbruch für Julie, welche mit glühenden Wangen aus dem Zimmer eilte. Nach einem Augenblicke ging ich, um sie aufzusuchen; ich fand sie auf der Treppe vor dem Hause stehen, indem sie sich mit übereinandergeschlagenen Armen über das eiserne Geländer hinauslehnte und den Blick auf den hellen Abendhimmel heftete, wo blasse Sterne sich zu zeigen anfingen. „Julie!“ sagte ich, indem ich meinen Arm um sie schlang.

„Ach, Beate!“ seufzte Julie, „ich bin unglücklich — muß ich es für meine ganze Lebenszeit bleiben?“

Ehe ich antworten konnte, kam Lieutenant Arwid auf die Treppe heraus und rief gähnend: „Was der Tausend machst Du hier, Julie? Du stehst da und erkältest Dich — bekommst Schnupfen und Brustschmerzen. Komm wieder herein, Liebe. Ich glaube auch, man hat schon angefangen, den Tisch zu decken. Komm denn!

„Arwid!“ sagte Julie, „komm Du einen Augenblick her zu mir;“ und sie ergriff freundlich seine Hand und sprach mit Lebhaftigkeit: „Siehst Du, wie schön Alles heute Abend ist; laß uns in den Park hinabgehen — dort, wo wir, wie Du weißt, einst übereinkamen...... Ich will dort mit Dir reden, Dich um etwas bitten....“

„Wir können ja ebenso gut im Zimmer mit einander reden......“

„Ja..... es ist aber so schön heute Abend. Sieh

Dich doch um! Hörst Du den kleinen Vogel, wie lieblich er zwitschert, — hörst Du das Waldhorn dort in der Ferne? Sieh doch dorthin, wo die Sonne untergegangen ist.. ..welch sanfte Röthe..... ach, es ist ein schöner Abend!"

„Charmant, mein Engel....." antwortete Lieutenant Arwid mit einem erstickten Gähnen; „aber — ich bin rasend hungrig und roch einen göttlichen Duft von Kalops, als ich an der Küche vorbeiging; ich sehne mich danach, ihn im Saale wiederzufinden. Außerdem steigt ja ein verdammter Nebel auf. Komm, mein Engel!"

„Arwid!" sagte Julie, indem sie ihm ihre Hand entzog; „ich sehe, unsere Neigungen sind so ungleich, unser Geschmack so verschieden....."

„Bist Du keine Freundin von Kalops?"

„Gott segne Dich mit Deinem Kalops — ich rede nicht von ihm, sondern von unsern Neigungen, unsern Gefühlen, — die stimmen nicht überein."

„Ja — dafür kann ich nicht."

„Nein..... aber ich fürchte, daß wir nicht für einander passen..... daß wir unglücklich werden.....?"

„Ach, Julchen, das gibt sich wol. Man soll sich im Voraus keine Sorge machen. Das raubt den Appetit. Komm, lasse uns unsere Abendmahlzeit in Ruhe verzehren. Komm, meine kleine Frau....."

„Aber ich will nicht..... und ich bin nicht Deine Frau," sagte Julie, indem sie sich von ihm abwandte; „und," fügte sie etwas leiser hinzu, „ich will Deine Braut nicht mehr sein....."

„Willst nicht?" sagte Arwid ruhig. „Ja, aber siehst Du, es hat seine Schwierigkeiten, die Sache rückgängig zu machen. Ich habe Deinen Ring, und Du hast den meinen..... Außerdem ist mir grade nicht bange..... Mädchen haben ihre Launen. Na, na, das gibt sich wol bis Morgen. Adieu, Julie! Ich gehe, um Kalops zu

essen; verschlucke Du Deine Launen!" Und er verschwand in der Hausflur.

Julie nahm meinen Arm und ging in den Garten hinab, während sie heftig weinte. Ich ging schweigend neben ihr und erwartete, daß sie ihrem Herzen durch einige Klagen über ihren Bräutigam Luft machen würde. Aber sie schwieg, drückte oft meine Hand und fuhr fort zu weinen.

Als wir in eine Seiten-Allée eintraten, kam eine in einen Mantel gehüllte Gestalt uns langsam entgegen. Professor L.'s Stimme ließ sich vernehmen und redete Julie mit freundlichem Scherz über ihren romanesken Geschmack für Abend-Spaziergänge an. Indem er sich näherte, erblickte er ihre verweinten Augen und ward plötzlich stumm und ernsthaft.

„Professor L.," sagte Julie halb lustig halb noch mit dem Weinen im Halse, „sagen Sie mir, was man thun soll, wenn man einsieht, daß man eine große Thorheit begangen hat und sie nicht mehr gut machen kann...."

„Dann," sagte Professor L., „muß die Weisheit die Folgen der Thorheit tragen."

„Und man soll dann für die ganze Lebenszeit unglücklich werden?"

„Unglücklich soll man nicht werden — aber besser und klüger, und soll den begangenen Fehler als eine Treppenstufe benutzen, auf welche man steigt, um der Vollkommenheit näher zu kommen."

„Das klingt schön und besonders sehr erbaulich — indessen wird man der Weisheit, der Vollkommenheit, des ganzen Lebens überdrüssig werden können, — und jeden Tag unerträglich finden."

„Nur ein ganz schwaches Wesen," sagte Professor L. sanft, „wird so zum Lebensüberdrusse und zur Unlust hinabsinken können. Die trübste und freudeloseste Lage im Leben hat ihre Lichtpunkte, wenn man sie nur sehen

will. Ja, in uns selbst werden wir bei aller Sorge und Trübsal am sichersten die Quellen des Trostes finden. Wenn unsere Umgebungen uns stören oder plagen, so laßt uns in uns selbst eine Freistätte und ein inneres reiches Leben suchen. Dann werden wir mit Hamlet sagen: ‚O ich könnte mich in eine Nußschale einsperren lassen, und glauben, daß ich Herr über eine unermeßliche Welt wäre!‘ Diese Welt, die in uns lebt, kennen zu lernen, sie zu ordnen, sie zur Klarheit und fortschreitender Ausbildung zu bringen, ist ein Genuß, den keine Stellung im Leben uns rauben kann; ein Genuß, den man bald für hinreicheud erkennen wird, um uns auch das kühlste Erdenleben lieben zu lassen. Denken lernen heißt leben und genießen lernen."

„Aber," seufzte Julie, „wie soll man denken lernen mit einem‥‥‥"

„Mit einem Mann, der nur an Kalops denkt?" vollendete ich im Geiste.

„Gute Bücher," fuhr L. fort, „sind gute Tröster, Führer und Freunde. Mit ihrer Hülfe wird man, wenn man ernstlich will, unfehlbar sein Inneres in Gleichgewicht bringen." Er schwieg einen Augenblick und fügte mit Wärme und Rührung hinzu: „Meine Bücher, wie viel habe ich euch nicht zu danken!"

„Sie sind unglücklich gewesen?" sagte Julie mit inniger Theilnahme.

„Alles, was ich am zärtlichsten auf der Erde liebte, habe ich verloren, und zwar nicht blos durch den Tod. Seit meinen Kinderjahren hat diese Prüfung mich verfolgt. Alles, woran ich mein Herz innig gehängt habe, ist mir entrissen worden. Manche bittere Stunde ist vorübergegangen, ehe ich im Stande war, mich ergeben vor dem Willen des ewig Guten zu beugen, und noch‥‥"

„O wer Sie trösten könnte!" rief Julie mit kindlich inniger Hingebung aus.

„Ich habe," fuhr L. fort, „mein Herz abzuhärten ge=

sucht, um es nicht so bitter leiden zu lassen, ich habe lange gegen die Aufwallung desselben gekämpft, — ich bin nicht jung mehr — und dennoch (dies sagte er traurig lächelnd) muß ich vielleicht bald zu meinen Büchern zurückkehren, um Trost zu suchen."

„Ich möchte ein Buch sein," sagte Julie mit Thränen in den Augen.

Professor L. blickte sie mit väterlicher..... nein, nicht grade väterlicher, aber doch unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

„Gutes, liebenswürdiges Mädchen!" sagte er mit seiner schönen, harmonischen Stimme; nach einem Augenblick fuhr er ruhiger fort: „Es ist Schwäche, zu klagen; Stärke zum Ertragen finden wir im Gebet und in der Ausübung unserer Pflichten. Aus diesen Quellen wollen wir Kraft schöpfen."

Er reichte Julien die Hand, welche ihm weinend die ihrige gab.

In diesem Augenblicke kamen wir in ein Barreau, wo zwei schwarze Figuren, die aus der Erde aufzusteigen schienen, unseren erstaunten Blicken begegneten. Und kaum weniger erstaunt wurden wir, als wir die kleinen Dicken und einen ihrer Gespielen erkannten, die mit halbem Körper in einer Grube standen und in tiefes Nachsinnen versunken waren. Auf unsere wiederholten Fragen über ihr Vorhaben folgte von ihrer Seite erst Schweigen, dann einige verworrene Töne, zuletzt die Entdeckung und die etwas undeutliche Erklärung ihres großen Geheimnisses. Sie hatten sich nämlich vorgenommen, die Erde zu durchgraben und ihrer Familie, besonders dem Obersten, damit eine Ueberraschung zu bereiten.

Was sie jetzt aufhielt, war gewiß nicht die Schwierigkeit des Unternehmens, bah! puh! sondern ein erhabener Gedanke, der in dem Gehirn des kleinen Claes entsprungen war: daß, wenn sie die Erde ganz durchgegraben hätten, sie dann möglicherweise in demselben Augenblicke selbst hindurchfallen könnten, und wo sie dann Halt machen

würden .... . das ..... das möchte ihnen Professor L. so gut sein und ihnen sagen.

Wir mußten Alle lachen.

Der Professor schob die Erklärung bis auf den morgenden Tag auf und schickte freundlich scherzend die Pygmäen mit den Riesenplänen nach Hause. Es ward zu gleicher Zeit nach ihnen und nach uns geschickt, um uns zu benachrichtigen, daß wir zum Abendtisch erwartet würden. Das kleine Triumvirat sprengte in kurzem Galopp davon. Wir folgten langsamer nach; aber jetzt überraschte uns Lieutenant Arwid's verdammter Nebel, welcher gleich einer Mauer zwischen dem Garten und dem Burghofe stand. Jetzt erst merkten wir, daß Julie ohne Shawl war. Ich war nicht viel besser versehen. L. nahm seinen Mantel ab und wollte ihn um Julie hüllen. Sie wollte es durchaus nicht zugeben, da L.'s Gesundheit grade nicht zu den stärksten gehörte. Sie würden noch lange streitend und protestirend dagestanden haben, wenn ich nicht mit einem Vergleichungsprojecte dazwischen getreten wäre und ihnen vorgeschlagen hätte, sie möchten sich Beide des sehr weiten Mantels bedienen. Es ward angenommen und Juliens zarte, zephyrgleiche Gestalt verschwand unter einem Zipfel des Mantels, in den sie sich lachend hüllte. Und vorwärts ging der Zug in Nacht und Nebel.

„Das war doch etwas zu toll angelegt!" dachte ich nachher. „Die selige Madame Genlis und noch weniger Herr Lafontaine würden in ihrer Romanwelt wol nie zwei Liebende unter einen Mantel haben kommen lassen, ohne eine so vortreffliche Gelegenheit zu benutzen und eine Liebeserklärung sich hervorwinden zu lassen, und es sollte mich auch wundern, wenn Mutter Natur nicht auch diesmal etwas zu Wege bringen und ..... irgend einen Seufzer ..... ein Wort ......"

Ich horchte aufmerksam, während ich den Inwohnern des Mantels nachging; aber — sie schwiegen, — kein Wort, kein Ton! Ja jetzt! ..... Was war das? Ju-

lie nieste. Nun, L. sagt wol „Gott helfe!" und dies kann ihnen zu etwas Anderm helfen; aber nein..... er sagte nichts.

Wir sind aus dem Garten, wir gehen über den Hof. Wird denn Niemand reden? Jetzt..... nein! Wir steigen die Treppen hinauf, wir treten in die Hausthüre; jetzt vielleicht..... nein! Der Mantel fiel von Juliens Schultern herunter, welche sich bedankte und verneigte; L. verbeugte sich.

Als wir in den Saal hinaufkamen, saß Lieutenant Arwid da und aß Kalops. Man hatte lange auf uns gewartet. Zu unserer Entschuldigung erzählte ich den Mantelstreit.

Während der ganzen Abendmahlzeit schüttelte die gnädige Frau jedes Mal, wenn sie Julie ansah, den Kopf, um ihr eine so unerhörte Unvorsichtigkeit, so spät ohne Shawl auszugehen, vorzuwerfen.

Als Lieutenant Arwid Juliens verweinte Augen gewahrte, schien er ganz betroffen zu werden; vermuthlich aber dachte er: „Das gibt sich wol, wenn sie gegessen und geschlafen hat;" denn er übereilte sich nicht mit seiner Abendmahlzeit, suchte nach derselben keine Gelegenheit zu einer Unterredung mit seiner Braut und ritt zur gewöhnlichen Zeit und mit gewöhnlicher Ruhe davon.

Aber Juliens Misvergnügen gab sich nicht. Es schien im Gegentheil zuzunehmen. Vergebens forderte Arwid sie auf, ein Schläfchen zu machen und ihn als ein „Kissen" zu betrachten; sie schien auf diesem keine Ruhe mehr zu finden. Vergebens kam sein Vater, der alte General P., mit seinem prächtigen Gespann und bot seiner zukünftigen Schwiegertochter an, „mit den Schwänen spazieren zu fahren;" nichts wollte helfen. Täglich fielen zwischen den Verlobten kleine Zwistigkeiten vor, welche trotz Arwid's beispiellosem Phlegma einen immer bedenklicheren Charakter annahmen. Die gnädige Frau, die jetzt darauf aufmerksam ward, begann recht unruhig zu werden und hielt sich

immer bereit, mit einem gutmüthigen Scherze, einem versöhnenden Worte den zerrissenen Einigkeitsfaden wieder zusammenzuknüpfen. Es glückte ihr zwar noch, aber — mit jedem Tage bekam der Faden mehr Knoten.

So ging es eine Zeitlang fort. Cornet Karl reiste nach beendigtem Lager nach Roslagen. Von daher schrieb er ganz verzweifelte Briefe nach Hause, über Staub und Hitze, von Ueberdruß und Langeweile u. s. w. Von Botanik erwähnte er kein Wort.

Den Sommer hindurch verblieb Elisabeth's Zustand sich gleich, und die gnädige Frau fuhr fort, die Milchkur für meine Brust und meine Schwermuth als nothwendig anzusehen.

Die Parze spann die Lebensfäden der übrigen Familie von ordinärem Flachs, mit etwas Werg, aber doch noch mehr mit Seide gemischt; gegen Ende des August aber — da hob sie die Scheere. Laßt uns sehen.

Weshalb!

Nach einem drückenden, schwülen Tage zogen sich gegen Abend eine Masse Gewitterwolken zusammen und bedeckten bei Sonnenuntergang den ganzen Himmel. Eine Art Todesschweigen breitete sich über die Gegend aus. Man hörte keinen Laut von den eilig heimziehenden Heerden, kein Vogel zwitscherte, das Laub der Espen rührte sich nicht, selbst die Mückenschwärme wagten nicht wie gewöhnlich beim Untergang des Lichts zu jubeln; die ganze Natur stand wie in einer qualvollen Erwartung irgend eines schauerlichen und ungewöhnlichen Auftritts.

Später am Abend begann das furchtbar schöne Schauspiel.

Bleiche Blitze erhellten alle zwei Minuten die ganze Gegend, welche dazwischen in ein fast nächtliches Dunkel gehüllt ward, und beim Scheine derselben sah man, wie die Wolkenmassen immer düstere Farben annahmen und in drohenden Gestalten sich über dem Schlosse zusammenhäuften. Dann und wann pfiff ein plötzlicher Windstoß durch die Luft, worauf wieder eine todte Ruhe folgte. Mit dumpfem, aber an Stärke zunehmendem Getöse hörte man von mehreren Seiten die Donnerwagen einherrollen.

Die gnädige Frau lief von Splint zu Splint, von Fenster zu Fenster, um nachzusehen, ob alle wohl zugemacht wären. Julie und Helene standen mit ihrem Va-

ter in einem Fenster und schlossen sich bei jedem neuen Blitze, jedem neuen Donnerknalle immer näher an ihn.

Ich ging zu der Blinden hinein. Sie saß auf ihrem Bette in einer zusammengefallenen Stellung, worin die höchste Lebensmüdigkeit sich ausdrückte, und sang mit leiser und düsterer Stimme:

„Es ist Nacht, es ist Nacht!
Mein Aug' ist dunkel, mein Herz schlägt sacht,
Es sehnt sich nach Ruhe.

Gib mir Ruh', sei gewährt
Mir Raum in dem Haus, das den Würmern gehört,
O Engel des Todes!

Ruhigen Schlaf gib mir,
Bin so müde der Sorgen, der Mühen hier,
So müde des Lebens!"

Hier ließ die Arme, Lebensmüde ihr Haupt auf die Kissen niedersinken. Einen Augenblick schwieg sie still; ich sah sie schmerzlich lächeln, und sie begann wieder, aber mit klarerer Stimme und in einem heiteren Tone zu singen:

„Wenn der Morgen einst graut
Und tönt der Gesang, der zur Auferstehung laut
Mich weckt aus dem Grabe,

Darf ich schauen Dein Licht,
O strahlender Herr, und aus irdischem Schutt
Die Stirne erheben!"

Hier begannen ihre Thränen zu fließen, und mit verändertem Tone sang sie weinend und in abgebrochenen Strophen:

„O Mutter, o Mutter;
In schützende Arme
Schließe die schuldige,
Reuige Tochter!

Lehre sie beten,
Lehre sie hoffen
. . . . .
Gib ihr Zärtlichkeit,
Gib ihr auch Ruhe.

O Mutter, o Mutter!
Deinen Schooß mir öffne,
Ans Herz mich drücke,
Das zärtliche, warme!
Lasse mich fühlen,
Wie in Liebe
Herz an dem Herzen
Himmlisch kann klopfen!

Ach, niemals ich fühlte
Es hier auf der Erde.
. . . .
Einsam ich wallte,
Einsam ich liebte,
Einsam ich duldet',
Bitter, o bitter!
. . . .
Und noch im Tode,
Einsam ich liebe.

O Mutter, o Mutter!
Nimm mich, o nimm mich
Hinweg von der Erde
Hinweg von der Plage!
. . . .
Weck' aus dem Schutte
Den glimmenden Funken,
Aus dem Dunkel mich hebe,
Heb' mich zum Lichte!"

— — — — — — —

Ein heftiger Donnerschlag, welcher durchs ganze Haus wiederhallte, unterbrach ihren Gesang; auf jenen folgten andere immer häufiger, immer heftiger; ein wilder Sturm begann zu gleicher Zeit zu wüthen.

„Ist Jemand hier?“ fragte die Blinde. Ich ging zu ihr hin. Sie sagte: „Ich höre eine Musik, die mir wohlthut. Führe mich ans Fenster.“

Als sie dahin kam, kreuzte sie die Arme über der Brust und wandte das Gesicht zum Himmel empor. Die Flammen der Blitze fuhren über das schöne, blasse Antlitz, während schreckliche Donnerschläge das Wesen, das mit einer Art trotzender Freude den Geistern der Verwüstung eine ruhige Stirne entgegenstellte, mit Untergang bedrohen zu wollen schienen.

Allmälig schienen heftige Gefühle in Elisabeth aufsteigen zu wollen und der Kampf in der Natur Wiederhall in ihrer Seele zu finden. Sie rief plötzlich aus: „Ich sehe etwas! Eine Feuerhand fuhr mit glühenden Fingern über meine Augen.“

Nun stand sie eine Zeitlang wie in einer gespannten Erwartung da und sagte dann mit einer Art stillen Entzückens: „Wie herrlich, wie herrlich es dort oben unter den Wolken singt! Schwesterharmonien nennt euch mein Herz! Hier in meiner Brust ist die erste Stimme; — — dort tönt jetzt die zweite. Jetzt ist Einheit, — jetzt wird Leben und Freude. Feuer des Himmels! Mutterschooß! schließe mich in Deine brennenden Arme! Mutter, ist es Deine Stimme, die ich höre — Deine Hand, die ich sah?..... die ich sehe..... die ich immer wieder sehe? Winkst Du mir? Rufst Du mich? — Luft!“ rief sie jetzt wild und gebieterisch; „führe mich in die freie Luft hinaus! Ich will die Stimme meiner Mutter hören, — ich will an ihre Brust fliegen und wieder warm werden. Es sind Feuerschwingen draußen, sie sollen mich tragen. Ein Wagen ist dort.... höre, wie er rollt! er soll mich führen. Fort, fort! siehst Du die Hand nicht? sie winkt. Höre die Stimme! Sie ruft! ha! hörst Du?“

Ich umfaßte sie mit Zärtlichkeit und bat sie, still zu sein. Sie unterbrach mich, indem sie feierlich sagte: „Gott wird Deine letzte Bitte nicht erhören, wenn Du

mir die meine verweigerst. Er wird Dich segnen, wenn Du mir willfährst. Führe mich hinaus ins Freie! Es wird das letzte Mal sein, daß ich etwas von Dir begehre. Du weißt nicht, wie all mein Wohl und Weh auf dieser Stunde beruht. Führe mich hinaus in mein Reich — in das Reich des Orkans..... dort, nur dort werde ich Ruhe bekommen können. Beate, gute Beate! sieh, ich bin still und gefaßt, ich bin nicht toll. Höre mich..... erhöre meine Bitte! Ich bin in Fesseln gelegen mein ganzes Leben lang..... lasse mich nur einen Augenblick frei werden..... und alle meine vielen blutenden Wunden werden geheilt werden!"

Ich hatte den Muth nicht, dieser Stimme, diesen Worten zu widerstehen. Ich führte sie auf die Terrasse hinab, welche auf der Felsenwand selbst, ein Stückchen außerhalb des Schlosses, angelegt war. Das junge Mädchen, das Elisabeth's Wärterin war, hatte aus Furcht vor dem Gewitter nicht mitkommen wollen.

Bald bereute ich meine Nachgiebigkeit. Kaum waren wir in die wild aufgeregte Natur hinausgekommen, als Elisabeth sich von mir losriß, einige Schritte vorwärts lief und dann stehen blieb, indem sie laute Ausrufungen voll trotziger, wahnsinniger Freude ausstieß.

Es war ein furchtbar schöner Auftritt. Die Blitze durchkreuzten mit rothen Zungen die ganze Gegend; der Sturm tobte um uns her, und bald donnernde, bald zischende Gewitterschläge kreisten über unsern Häuptern. Wie der Geist des Orkans, stand die Blinde auf dem Felsen mit wilden, Grauen erregenden Geberden. Bald lachte sie und schlug die Hände in wahnsinniger Freude zusammen, bald wandte sie sich mit ausgestreckten Armen rund umher, indem sie mit starker und klarer Stimme sang:

„Blitze und Gluten,
Flammende Fluten
Vom wogenden Weltbrand,

Stürme, ihr wüthenden
Donner — und alle
Kräfte — ihr gebietenden
Kräft' in dem Weltalle,
In mir, dem Weibe, verehrt
Eure Herrin und höret
Auf meiner Stimme Ruf!

Flammend bringet
Jubel dar und singet
Heil der Freiheit Tag!
. . . .
Siegesgesänge erklingen,
Das Leben erhält Schwingen!
. . . .
Die Freie bin ich!"

Wiederum lachte sie wild und rief aus: „Wie herrlich, wie herrlich! wie prächtig! Wie ich froh bin! Jetzt ist mein Herrschertag gekommen! ... Eine Krone..... eine Krone von Feuer wird aus dunklen Wolken herabsteigen und auf mein Haupt gesetzt werden. Mein Tag ist da, meine Stunde ist gekommen!"

In diesem Augenblicke stand, zu meinem unbeschreiblichen Troste, der Oberst neben der Unglücklichen.

„Du mußt in Deine Stube zurückkehren," sagte er.

Mit einer heftigen Bewegung machte Elisabeth ihre Hand aus der seinigen los, und anstatt wie früher seinem Wunsche demüthig zu gehorchen, stand sie jetzt stolz und trotzig da, mit der Miene einer Medea, und wiederholte: „Meine Stunde ist gekommen! Ich bin frei! Muß? Wer wagt dies Wort zu mir, hier auf dieser Stelle zu sagen? Stehe ich nicht in meinem Reiche? Hält nicht meine Mutter mich in ihrem Schooße? Siehst Du nicht, wie ihre Feuerarme mich umfassen und Dich wegstoßen?"

Der Oberst, welcher einen zunehmenden Ausbruch ihres Wahnsinns fürchtete, wollte sie in seine Arme nehmen, um sie ins Schloß zurückzutragen; da schlang Elisabeth plötzlich mit unendlicher Zärtlichkeit ihre Arme um seinen

Hals, indem sie sagte: „So, wenn ich Dich in meine Arme schließe, und Du mich in die Deinen schließest, so wird meine Mutter uns Beide in ihren Feuerschoeß aufnehmen. Welch klare, himmlische Glückseligkeit! Heute ist mein Tag, — meine Stunde ist da! Ich bin frei, und Du bist gefangen. Ich trotze Dir, — ich trotze Dir; Du wirst nie wieder frei werden!"

War es das Wort „Trotze", was den Trotz des Mannes erweckte, oder war es irgend ein anderes Gefühl; aber der Oberst machte sich hastig von Elisabeth los und blieb einige Schritte von ihr entfernt stehen.

„Ja, ich trotze..... ich trotze Dir!" fuhr sie fort. „Du hast meine Glieder gefesselt, Du hast meine Zunge gebunden, und dennoch stehe ich jetzt vor Dir, mächtig und stark, und will wie bleiche Blitze die erschreckenden Worte Dir entgegenschleudern: ‚Ich liebe Dich!' Du kannst sie mir nicht mehr verbieten, Dein Zorn ist ohnmächtig. Der Sturm ist mit mir — das Gewitter ist mit mir. Bald bin ich für immer mit ihnen dort oben. Wie eine Wolke an Deinem Himmel, werde ich Dir durch Dein ganzes Leben folgen; wie ein blasses Gespenst werde ich über Deinem Haupte schweben; und wenn alles Andere um Dich schweigt, wirst Du noch meine Stimme rufen hören: ‚Ich liebe Dich! ich liebe Dich!'"

Eine seltsame, tiefe Bewegung schien sich des Obersten bemächtigt zu haben; unbeweglich, mit gekreuzten Armen stand er da; aber dunkle Flammen glühten in seinen Augen.

Mit einer stilleren Hinreißung fuhr Elisabeth fort: „O, wie hoch habe ich Dich nicht geliebt! So hoch, so warm hat noch kein Sterblicher geliebt! Himmel, der über meinem Haupte tobt..... Erde, die bald mein Grab öffnet, — euch nehme ich zu meinen Zeugen! Hört meine Worte! Vernimm Du sie, du meines Lebens geliebte Plage, edler, hoher Gegenstand aller meiner Gedanken, — meiner Liebe — meines Hasses, — — ja meines

Hasses . . . . hier, wie er spricht: — Ich liebe Dich! Mit dem innigsten, heiligsten Leben meines ganzen Wesens habe ich Dich geliebt — tief wie das Meer, aber rein wie der Himmel war mein Gefühl. Du hast es nicht verstanden, . . . Niemand auf der Erde wird es verstehen . . . meine Mutter weiß es . . . und Er, der über uns Allen ist. Hätten wir in einer Welt gelebt, wo das Wort und die That unschuldig sein können, wie das Gefühl und der Gedanke . . . o, da hätte ich wie eine klare, warme Flamme Dein Wesen umschlossen und umstrahlt . . hätte Dich mit Seligkeit durchdrungen, . . . hätte als eine reine Opferflamme nur für Dich gebrannt. So war meine Liebe. Aber Du verstandst mich nicht . . . Du liebtest mich nicht, . . . Du hast mich fortgestoßen, mich verachtet, . . . und ich ward eine Verbrecherin . . . aber liebte dennoch . . . und liebe noch jetzt . . . und immer . . . und ewig . . . und — einsam!"

„Einsam?!" rief der Oberst aus, indem ein gewaltsames Gefühl ihn außer sich zu bringen schien.

„Ja einsam!" . . . begann die Blinde wieder, betroffen und zitternd; „war es je anders? Ich habe zuweilen geahnt . . . . . . aber . . . O mein Gott, mein Gott! wäre es möglich? O sprich, ist es möglich? Bei der ewigen Seligkeit, die Du verdienst — und die niemals mein werden kann, — bei dem Lichte, welches Du siehst und das ich niemals schauen werde, — beschwöre ich Dich, — sage es, sage es: hast Du mich geliebt?"

Ein augenblickliches tiefes Schweigen herrschte in der Natur. Sie schien der Antwort lauschen zu wollen, welche auch ich mit zitternder Angst erwartete. Nur bleiche, langsame Blitze zuckten um uns her.

Feierlich, mit einem starken, fast gewaltsamen Ausdrucke in seiner Stimme sagte der Oberst:

„Ja!"

Die Blinde wandte ihr Antlitz nach Oben; es strahlte

von einer überirdischen Seligkeit, während der Oberst mit heftiger tiefer Bewegung fortfuhr:

„Ja, ich habe Dich geliebt, Elisabeth, Dich mit der ganzen Kraft meines Herzens geliebt.... aber Gottes Kraft in meiner Seele war mächtiger und bewahrte mich vor dem Falle. — Nur meine Strenge hat Dich und mich gerettet. Meine Liebe war nicht rein wie die Deinige. Nicht das Gift, das Deine Hand mir bereitete, ist es, was meine Gesundheit zerstört hat; es ist der Kampf mit der Leidenschaft, der Begierde,...... es ist die Trauer über Dich. Elisabeth! Elisabeth! Du bist mir unendlich theuer gewesen... Du bist es noch... Elisabeth..."

Elisabeth hörte ihn nicht mehr; sie sank zusammen, wie unter der Last der Glückseligkeit, welche sich auf sie herabsenkte, und in dem Augenblicke, wo ich zu ihr hinlief, fiel sie einer Sterbenden gleich zu Boden, indem ihre Lippen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glückseligkeit flüsterten: „Er hat mich geliebt!"

Der Oberst und ich vermochten sie kaum auf ihre Stube zurückzutragen. Ich zitterte — seine Kraft war wie gelähmt. Des Angstschweißes Tropfen trieften von seiner Stirn.

Elisabeth erhielt lange Zeit ihre Besinnung nicht wieder ... als sie aber die Augenlider wieder öffnete, und des Lebens Strom sich wieder in die Adern ergoß, flüsterte sie blos: „Er hat mich nicht verachtet!... er hat mich geliebt!" und blieb still und ruhig, als hätte sie ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen, als wäre ihr nichts mehr zu wünschen übrig.

Während des übrigen Theils der Nacht wüthete das Gewitter entsetzlich; aber die Blitze beleuchteten jetzt das von inniger Seligkeit strahlende Antlitz der Blinden.

Von dieser Stunde an und während der wenigen Tage, die sie noch lebte, war Alles an ihr verändert. Alles war Ruhe und Milde. Sie sprach selten, drückte aber freundlich und dankbar die Hände Derer, die sich

dem Bette näherten, in welchem sie fast unbeweglich lag. Man hörte sie oft leise sagen: „Er hat mich geliebt!“

Eines Tages stand die gnädige Frau neben Elisabeth, die ihre Gegenwart nicht zu ahnen schien, und wiederholte mit unbeschreiblicher Wonne die ihr so theuren Worte. Ich sah einen Ausdruck von Schmerz in dem sanften, gütevollen Antlitz der gnädigen Frau — sah ihre Lippen zittern und einige Thränen ihre Wangen herabrinnen. Hastig wandte sie sich ab und ging hinaus. Ich folgte ihr, denn sie hatte ihren Schlüsselbund vergessen. Wir gingen durch das Vorgemach. Der Oberst saß dort, den Kopf in die Hand geneigt, und schien zu lesen. Er saß uns mit dem Rücken zugekehrt. Die gnädige Frau schlich sich sachte hinter ihn, küßte seine Stirne und erstickte, indem sie in die Schlafstube hineinging, ein hervorbrechendes Schluchzen. Der Oberst sah ihr erstaunt nach, blickte sodann auf seine Hand, die von den Thränen seiner Frau naß war, und verfiel wieder in seine gedankenvolle Stellung. Nach einem Augenblicke ging ich der gnädigen Frau in ihre Schlafstube nach, aber sie war nicht mehr dort; ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Sopha. Die Blätter trugen die Spuren von Thränen. Endlich fand ich sie, nachdem ich durch alle Stuben gegangen war, in der Küche, wo sie der Köchin einen Verweis gab, weil sie vergessen hatte, die Cotelettes von der Lammsbrust, die über dem Feuer prasselte, zu trennen; dieses Versehen war in der That unverzeihlich, da ich schon zwei Mal gesagt hatte, daß wir die Lammsbrust zum Mittage, die Cotelettes zu Abend haben sollten.

„Man kann sich nie auf Jemand Anderes als auf sich selbst verlassen,“ sagte die gnädige Frau mit einer leisen Anspielung auf mich, als ich ihr den Schlüsselbund übergab.

Ich verließ jetzt Elisabeth weder Tag noch Nacht.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit schien jetzt ihr irdisches Dasein seiner Auflösung entgegen zu eilen. Es schien, als wäre

das erste Wort der Liebe, das sie vernommen, eine Losung zur Befreiung ihrer geplagten Seele gewesen.

So geht es mit vielen Erdenkindern. Sie kämpfen gegen das scharfe Schwert der Leiden viele, viele Jahre an, — leben, leiden und kämpfen. Das Schwert wird gebrochen — und sie sinken kraftlos nieder. Die Glückseligkeit reicht ihnen ihren Becher, sie setzen die Lippen an den Purpurrand — — und sterben!

Nebst Helene und mir war Professor L. fast beständig um Elisabeth. Theils las er ihr laut vor, theis unterhielt er sich mit uns auf eine Weise, die ihre schlummernde Gottesfurcht beleben und ihren Glauben an die theuren Wahrheiten befestigen mußte, die gleich lichten Engeln an den Lagerstätten der Sterbenden stehen.

Ein Mal richtete er einige Fragen über ihren innern Zustand an sie. Sie antwortete: „Ich habe jetzt nicht die Kraft, klar zu denken, — ich habe nicht die Kraft, mich zu prüfen. Aber ich fühle ... ich habe eine Hoffnung .. .. ich ahne eine Klarheit! ....“

„Der Herr lasse Dir sein Angesicht leuchten!“ sagte mit stiller Würde und Zuversicht Professor L.

Am folgenden Tage bat Elisabeth, daß die ganze Familie sich bei ihr versammeln möchte. Als wir Alle nebst Professor L. unter einem schauerlichen Schweigen in ihrer Stube versammelt waren, nannte Elisabeth Jeden bei Namen, damit er an ihr Bett herantrete — ergriff dessen Hand und küßte sie, indem sie demüthig bittend das Wort „Verzeihe!“ aussprach. So ging sie Alle durch. Niemand vermochte zu reden, und das traurige „Verzeihe! verzeihe!“ war der einzige Laut, der das qualvolle Murmeln der Seufzer unterbrach.

Der Oberst und seine Gattin standen noch allein da. Da schwieg Elisabeth einen Augenblick und athmete schwer und beklommen. Zuletzt sagte sie: „Will mein Oheim zu mir kommen?“

Der Oberst ging hin, — sie streckte ihre Arme zu

ihm empor, er beugte sich zu ihr herab — sie küßten sich. O welcher Kuß! Der erste und der letzte — der Kuß der Liebe und des Todes!

Man hörte kein Wort. Bleich wie ein Sterbender und wankenden Schrittes entfernte sich der Oberst. Mit zitternder Stimme sagte Elisabeth: „Hebt mich aus meinem Bette und führt mich zu meiner Tante."

Wir gehorchten. Sie bewies eine ungewöhnliche Stärke und ging von zwei Personen gestützt nach dem andern Ende des Zimmers, wo die gnädige Frau, die ihre Absicht nicht zu ahnen schien, weinend saß.

„Helft mir," sagte Elisabeth, „daß ich niederknie!"

Die gnädige Frau erhob sich schnell, um sie daran zu verhindern, aber noch schneller lag Elisabeth vor ihren Füßen und küßte sie, während sie mit convulsivischen Seufzern hervorstammelte: „Verzeihe! verzeihe!"

Fast leblos trug man sie wieder in ihr Bett.

Von diesem Augenblicke verließ sie der Oberst nicht mehr.

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, und am Tage darauf lag sie still da, schien aber physische Schmerzen zu leiden. Gegen Abend, als Professor L., der Oberst und ich schweigend an ihrem Bette saßen, erwachte sie aus einem stillen Schlummer und sagte laut mit einer klaren Stimme: „Er hat mich geliebt! Erde, ich danke dir!"

Hierauf sank sie wieder in eine Art von Schlummer oder Betäubung, welche ungefähr eine Stunde dauerte. Das Athmen, welches während dieser Zeit sehr hastig gewesen war, begann da allmälig matter zu werden. Eine lange Pause, — dann ein Seufzer; ... noch eine längere Pause und dann wieder ein Seufzer. Auf ein Mal schien der Athem ganz aufzuhören. Es war ein schrecklicher Moment ... ein leichter Krampf zuckte durch alle Gliedmaßen, ... noch ein heftiger Seufzer, von einem

schauerlich klagenden Tone begleitet, · · und Alles war stille.

„Sie hat geendet!" sagte mit erstickter Stimme der Oberst und preßte seine Lippen an die todesblasse Stirne.

„Sie sieht jetzt!" rief Professor L. aus und erhob einen strahlenden Blick zum Himmel.

Die wollustreichen Lüfte des Sommerabends spielten durch das geöffnete Fenster herein, und die Vögel sangen fröhlich draußen in der Caprifolium-Hecke. Ein milder Rosenschimmer, ein Widerschein der soeben untergegangenen Sonne, ergoß sich ins Zimmer und breitete über die Entschlafene einen verklärenden Glanz.

So still, so schmerzenlos lag sie jetzt da, sie, die so lange gekämpft und verzweifelt hatte · · · · · so ruhig — so still jetzt! Ueber die weißen Kissen floß ihr reiches braunes Haar zum Boden herab. Auf dem Munde schwebte ein sonderbares Lächeln, voll von dem Ausdrucke eines höheren Wissens. Ich habe dies Lächeln auf den Lippen mehrerer Entschlafenen gesehen · · · der Engel der Ewigkeit hat ihnen einen Kuß aufgedrückt.

Friedvoller Augenblick, wo ein lange von Unruhe und Schmerz klopfendes Herz ausruhen darf! Friedvolle Stunde, welche jeden Feind mit uns aussöhnt, jeden Freund uns nähert; welche Vergessenheit über unsere Fehler, die Strahlen der Glorie über unsere Tugenden breitet; welche die Augen der Blinden öffnet und die Bande der Seele löst · · · schöne, friedvolle Stunde · · · obgleich von den Schwingen eines nächtlichen Engels getragen, lächelst du mir wie eine Morgenröthe entgegen, und wenn ich dich für Andere habe aufgehen sehen, so habe ich mich manchmal danach gesehnt, daß du auch für mich kommen möchtest.

Achtes Capitel.

Elisabeth war nicht mehr. Wie eine düstere Gewitterwolke war sie erschienen und hatte den klaren Himmel der Wesen verdunkelt, die sie zunächst umgaben. Als sie verschwunden war, empfanden Alle ein Gefühl von Frieden und Sicherheit. Manche Thräne ward ihrem traurigen Andenken geweiht; aber kein Herz rief sie zurück. Beklagenswerthe Elisabeth, erst da gewährtest Du Frieden, als Dein eignes Herz ihn im Grabe genoß.

Wir sehen es alle Tage, der unbedeutendste, der beschränkteste Mensch, der aber gut und friedvoll war, geht mehr geliebt, mehr betrauert aus der Welt als der Ausgezeichnete, der reich begabte, der aber sein Pfund gemisbraucht, der mit aller seiner Schönheit, seinem Geiste, seines Herzens Wärme nicht ein einziges Wesen glücklich gemacht hat.

Der Oberst allein behielt lange eine düstere Gemüthsstimmung und war verschlossener als gewöhnlich gegen seine Gattin und seine Kinder.

Ihre Zärtlichkeit, ihre Aufmerksamkeiten sowie die wohlthätige Einwirkung der Zeit begannen jedoch allmälig diese Düsterkeit zu verscheuchen, als Ereignisse seinen häuslichen Kreis trafen, welche aufs Neue seine Ruhe erschütterten und seine von Natur gewaltsamen Gefühle aufregten.

Eines Tages stürzte Arwid's Vater, General P., in voller Wuth in das Zimmer des Obersten. Zuerst machte er seinem Herzen durch eine Ladung von Flüchen Luft, und als der Oberst kalt fragte, was dies zu bedeuten habe, stammelte er ganz außer sich: „Was das bedeutet!.... was es bedeutet?....tausend T——l! es bedeutet, daß Dein — Dein — Dein — Mädchen ein sakerm...."

„General P.!" sagte der Oberst mit einer Stimme, welche den Erzürnten schnell zur Fassung brachte; etwas ruhiger fuhr dieser fort: „Er...es. .es bedeutet... daß Deine Tochter mit Treu und Glauben spielt, daß sie ein falsch'es Spiel treibt! hol mich sieben tausend.... daß sie mit meinem Arwid brechen will...ihm den Verlobungsring wieder geben will, ..hol mich sieben...daß Arwid außer sich ist...daß er sich erschießt..so heftig und wild ist er...und daß ich ein unglücklicher kinderloser Greis werde!" Hier rannen ein paar Thränen über die Wangen des Alten, indem er mit einer Stimme fortfuhr, in welcher Zorn und Schmerz stritten: „Sie treibt ihr Spiel mit der Ruhe meines Sohnes...mit meinen grauen Haaren!...Ich hatte sie so lieb...wie ein Vater...ich hatte alle Hoffnung auf die Freude meines Alters in sie gesetzt;...es wird mein Tod sein. Sie sagt meinem Arwid grade ins Gesicht, daß sie ihn nicht haben wolle...meinem Sohn grade ins Gesicht...hol mich sieben tausend...! Er wird das Gespötte der ganzen Gegend...er erschießt sich, er erschießt sich,...und ich werde ein kinderloser, unglücklicher Greis," u. s. w.

Der Oberst, welcher alles Dies mit vollkommenem Schweigen mit angehört hatte, klingelte jetzt heftig. Ich ging ins anstoßende Zimmer, um ein wenig zu recognosciren und Julie...auf Das, was sie erwartete, vorbereiten zu können.

Die Miene des Obersten verrieth Zorn und Strenge. Er bat mich, Julien zu sagen, daß sie zu ihm herunterkommen möchte.

Ich fand Julie in der größten Angst, aber durch den Besuch des Generals bei ihrem Vater auf Das, was ihr bevorstand, vorbereitet.

„Ich weiß, . . . ich weiß, . . ." sagte sie bei meiner Botschaft erblassend, „es muß dahin kommen, es läßt sich nicht ändern. . . ."

„Aber hast Du wirklich," fragte ich, „mit Deinem Bräutigam gebrochen?"

„Ich habe . . ich habe ungefähr," . . . antwortete sie bedrückt und ängstlich, „ich kann jetzt nicht Alles sagen . . . gestern Abend entfuhr mir ein Wort gegen Arwid . . . er war so kalt und höhnisch . . . ich ward heftig, er ward böse und ritt im Zorn davon . . ."

Von Neuem hörte man die Glocke des Obersten.

„Mein Gott!" sagte Julie und drückte ihre Hände an ihr Herz; „jetzt muß ich gehen und Muth fassen. Ach, wäre nur nicht dieser verachtende Blick . . . Sprich, Beate, — sah der Vater sehr ernsthaft aus? . . ."

Ich konnte nicht Nein sagen, bat sie, sich nicht zu übereilen, — und ihr eignes, einmal feierlich gegebenes Versprechen, sowie die strengen Grundsätze des Obersten hinsichtlich der Heiligkeit solcher Versprechen wohl zu bedenken.

„Ach, ich kann nicht . . . ich kann nicht!" — war Alles, was Julie zu sagen im Stande war, während sie zitternd und bleich die Treppe, die zu dem Zimmer des Obersten führte, hinabging. Zur Thüre gekommen, blieb sie stehen, schien einen Vorsatz zu fassen, sagte dann: „Ich muß!" und ging hinein.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam Julie in Helenens Stube herein, wo auch ich mich befand, und sah ganz trostlos aus. Sie warf sich aufs Sopha, legte ihren Kopf auf Helenens Knie und fing laut und heftig zu schluchzen an. Die gute Helene saß still da, aber theilnehmende Thränen strömten aus ihren Augen und fielen wie Perlen auf Juliens goldene Haar-

flechten. Als sich endlich Juliens Schmerz etwas gelegt zu haben schien, sagte Helene zärtlich, indem sie ihre Finger zwischen die reichen Locken der Schwester brachte: „Ich habe Dein Haar heute noch nicht in Ordnung gebracht, liebe Julie. Setze Dich einen Augenblick auf und es wird bald gethan sein."

„Ach, schneide mir das Haar ab! — Ich will Nonne werden!" erwiderte Julie, richtete sich aber dennoch auf, trocknete ihre Augen, ließ ihr Haar ordnen, half Helenen mit dem ihrigen und ward dabei ruhiger.

So gewiß ist es, daß die kleinen Beschäftigungen des Alltagslebens eine oft wunderbare Macht besitzen, die Sorge zu zerstreuen.

Auf unsere Fragen, was eigentlich vorgefallen sei, erwiderte Julie: „Das ist vorgefallen, daß ich verurtheilt worden bin, während meines ganzen übrigen Lebens für die Unbedachtsamkeit eines Augenblicks zu büßen und ein unglückliches Geschöpf zu werden . . . das heißt — wenn ich mich dem Urtheil unterwerfe; — aber das thue ich nicht, . . . lieber des Vaters Misfallen . . . lieber . . ."

„Ach, Julie, Julie!" unterbrach sie Helene, „bedenke wohl, was Du sprichst!"

„Helene, Du weißt nicht, wie ich gelitten, wie ich eine lange Zeit mit mir selbst gekämpft habe. Du weißt nicht, wie klar ich das Klägliche und Elende meines Looses einsehe, wenn ich Arwid's Gattin werden müßte! Ach! ich ging früher wie im Schlaf, und schlafend reichte ich ihm meine Hand; — jetzt bin ich wach geworden — und sollte sie nicht zurückziehen dürfen, wenn ich einsehe, daß ich sie einem . . . ."

„Arwid ist ein guter Mensch, Julie!"

„Wen nennst Du gut, Helene? Den, der nur nicht böse ist? Arwid (ich habe es versucht, ich habe es geprüft) scheint gut, weil er nicht schlecht zu sein vermag; ruhig und gefaßt — weil er sich um nichts als um seine Gemächlichkeit kümmert, . . . verständig, — weil er nicht

weiter sieht, als seine Nase reicht, ... und er ist aus lauter Negationen zusammengesetzt, ... weshalb sollte man sich scheuen, diese seine Sammlung zu vermehren, — und ihm noch ein Nein zu schenken? Glaube nicht, daß es ihn lange betrüben wird, — er liebt nicht, ... er kann mich nicht lieben, er hat keine Gefühle! Ach! er ist ein Stück feuchtes Holz, welches mein kleines Feuer vergeblich zu entzünden streben würde, — die Flamme würde nur allmälig in Rauch verwandelt werden und zuletzt ganz erlöschen!"

„Liebe Julie, wenn auch Arwid nicht der Mann ist, denn Du verdienst, und der Dich als seine Gattin glücklich machen kann, — weshalb sollte Dein Feuer nicht dennoch hell brennen? Arwid ist ja nicht schlecht, er wird nie ein Plagegeist für Dich werden. Wie viele Frauen gibt es nicht, welche, obschon mit Männern vereinigt, die ohne allen Vergleich weit unter ihm stehen, sich dennoch zu edlen und vortrefflichen Wesen ausbilden, Glück und Gemächlichkeit um sich schaffen und selbst durch das schöne Bewußtsein der Erfüllung ihrer Pflichten Glückseligkeit genießen. Sieh unsere Cousine, Madame M., wie achtungswerth und liebenswürdig ist sie nicht? Und welchen Mann hat sie! Sieh Emma S. und Hedda R. ..."

„Ja, und sieh Penelope und Schwestern und Compagnie ... Ach! Helene, diese Frauen haben meine tiefe Achtung, meine Ehrerbietung, meine Bewunderung, — ich möchte ihnen gleichen — aber eins weiß ich klar — daß ich es nicht kann. Diese Unabhängigkeit in Meinung und Urtheil, diese Ruhe, diese Klarheit, diese Sicherheit und Bestimmtheit der Grundsätze, welche so nothwendig ist, wenn man in der Ehe der leitende Theil sein soll, — die habe ich nicht ... durchaus nicht! Grade ich bedarf geleitet zu werden — ich bin eine Weinrebe und bedarf der Eiche zur Stütze. In diesem Augenblicke entwickeln sich meine Begriffe — ich fühle ein besseres Wesen

in mir entstehen, eine neue Welt öffnet sich mir! Würde ich sie an der Hand eines Gatten durchwandern können, den ich lieben und achten kann; der mit seinem Herzen das geläuterte Feuer in dem meinigen erwiderte; der mit dem klaren Lichte seines Verstandes die Dämmerung in meiner Seele erhellte; ... („Aha! Professor L." dachte ich.), o, da könnte ich noch ein besseres Wesen werden — und ein Ziel erreichen, welches ich noch mehr ahne als sehe.... Aber mit Arwid, Helene, mit Arwid ... wird meine Welt wie eine Vorrathskammer, — ich selbst wie ein schimmelndes Stück Käse."

„Welch ein Vergleich, beste Julie!"

„Es ist wahrer als Du glaubst. Ach, es ist eine traurige Sache mit der Ehe. Manchem schon ist es darin ergangen, wie es jetzt mir ergehen kann, ... sie haben das Ehestands-Segel in thörichtem Wahne aufgezogen — haben geglaubt, die Insel der Glückseligkeit erreichen zu können — und sind gestrandet und für die ganze Lebenszeit auf einer Sandbank sitzen geblieben; ... wie die Auster in ihrer Schale sind sie umhergekrochen und haben ein wenig Sonnenschein gesucht.... bis eine barmherzige Welle kam...."

„Julie! Julie!"

„Helene! Helene! Es ist eine Skizze aus dem Alltagsleben, — jeder Tag bekräftigt ihre Wahrheit. Wie manche edlere Natur ist auf diese Weise nicht untergegangen? Und so wird es auch mir ergehen, wenn ich nicht noch bei Zeiten werde an der Sandbank vorbei segeln können."

„Julie! Ich fürchte, daß dies nicht geschehen kann, des Vaters Grundsätze sind unerschütterlich. Und unter diesen steht strenges Worthalten obenan. Auch glaube ich, daß er vollkommen recht hat. Was übrigens das Aufheben einer Verlobung, das Zurücknehmen eines gegebenen Eheversprechens betrifft, so liegt darin etwas das weibliche Zartgefühl so tief Verletzendes, daß ich glaube . ."

„Zartgefühl hin, Zartgefühl her; ich halte es für ganz unzart und besonders für ganz ungereimt, des bloßen Zartgefühls wegen die Glückseligkeit des ganzen Lebens aufzuopfern.“

„Würdest Du glücklich werden können, Julie, wenn Du Deines Vaters, der Deinigen Zuneigung — die Achtung der Welt verlörest?.....“

„Die Achtung der Welt, darauf gebe ich nicht viel ..... aber die Achtung Derer, die ich liebe..... ach! Helene, Beate! — ist es wol möglich, daß ich sie werde verlieren können? Dann wäre es gewiß besser, daß ich mich verurtheilte, unglücklich zu werden.....“

„Du wirst nicht unglücklich werden, Julie,“ sagte Helene, indem sie mit thränenvollen Augen die Schwester in ihre Arme schloß, — „Du wirst.....“

„Davon weißt Du nichts, Helene,“ unterbrach sie Julie mit empfindlicher Ungeduld; „ich weiß, daß ich es werde. Es ist noch etwas Anderes, als Arwid's Unwürdigkeit, was macht, daß ich es werde, — es ist die Gewißheit, meine Bestimmung verfehlt zu haben, — die Gewißheit, daß ich ein edles, ein glückliches Loos hätte haben können, — daß ich auf der Erde für die Glückseligkeit eines erhabenen, vortrefflichen Wesens hätte leben können. Ach, ich fühle es. Ich hätte wie eine Lerche mich in Freiheit, Licht und Gesang zur Höhe emporschwingen können — — und jetzt, jetzt werde ich — wie ich gefürchtet, — auf der Sandbank des Lebens umherkriechen wie eine Auster, mein Gefängniß mit mir schleppend!“

Bei Wiederholung dieses schrecklichen Gleichnisses bemächtigte sich Juliens ein neuer, heftiger Gram; sie warf sich wieder aufs Sopha nieder und blieb dort den ganzen Tag ohne essen oder auf einen Trost hören zu wollen. Die gnädige Frau lief theils selbst, theils schickte sie mich unaufhörlich Treppen auf und ab mit Tropfen und Riechwasser.

Julie ward wirklich, obgleich nicht bedeutend, unwohl

und blieb drei Tage auf ihrer Stube, während welcher sie ihren Vater nicht sah. Weder Lieutenant Arwid noch der General ließen zum großen Troste für Julie während dieser Tage etwas von sich hören.

Die gnädige Frau hatte immer ihre eigene Tactik oder innere Politik im Hause gehabt, wenn manchmal Streitigkeiten zwischen ihrem Manne und ihren Kindern vorfielen. Wenn sie nämlich mit Ersterem sprach, stand sie ihren Worten nach immer auf der Seite der Letzteren; und bei Diesen behauptete und bewies sie, daß der Erstere recht haben mußte. Ihr Herz war jedoch, glaube ich, oft ein Ueberläufer zur Partei der Schwächeren; denn wenn in gewissen Fällen Alles dem Eisenwillen des Obersten weichen mußte, so liebkoste die gnädige Frau immer ihre Kinder mit verdoppelter Zärtlichkeit. Auch jetzt hatte sie mit ihrem Manne für Julie und für die Auflösung ihrer Verlobung gesprochen, hatte ihn aber unbeweglich gefunden, und als sie jetzt Julie so unglücklich sah, ward sie unvermerkt gegen ihn — nicht unfreundlich — Gott behüte! .... aber doch etwas weniger freundlich; dem Anscheine nach (ich verbürge mich dafür, daß es in der That nicht so war) etwas weniger besorgt um seine Gemächlichkeit und Annehmlichkeit in einer Menge Kleinigkeiten. Eine gewisse Unbehaglichkeit, bisher etwas ganz Fremdes in dieser Familie, herrschte einige Tage im Hause.

„Der Berg will nicht zu Mahomed kommen — Mahomed muß sich daher wol zu dem Berge verfügen!" sagte eines Morgens der Oberst zu mir mit gutmüthigem Lächeln, indem er sich anschickte, die Treppe, die zu Juliens Zimmer führte, hinaufzugehen.

In demselben Augenblick hielt eine Reisekutsche auf dem Hofe, und Cornet Karl, erhitzt, mit beinahe verwirrten Gesichtszügen, sprang heraus und die Treppen hinauf, umarmte mit stummer Heftigkeit seine Eltern und Geschwister und bat gleich darauf um eine kurze Unterredung mit seinem Vater.

Eine Stunde verstrich, ehe der Cornet, mit blassem und verstörtem Aussehen, allein aus seines Vaters Stube kam. Wie ohne Bewußtsein ging er durch das Gesellschaftszimmer und den Saal, kam in das Cabinet der gnädigen Frau, und ohne daß er sie oder mich gewahr zu werden schien, setzte er sich schweigend hin, den Elbogen auf einen Tisch gestützt, und bedeckte seine Augen mit der Hand, als fiele ihnen das Tageslicht beschwerlich.

Mit Mutterangst betrachtete ihn die gnädige Frau, endlich stand sie auf und strich seine Wange liebkosend mit der Hand, indem sie sagte: „Mein guter Junge, was hast Du?“

„Nichts!“ erwiderte leise und mit erstickter Stimme der Cornet.

„Nichts?“ wiederholte die gnädige Frau; „Karl, Du machst mich ängstlich..... Du bist so bleich..... Du bist unglücklich?“

„Ja!“ erwiderte der Cornet mit derselben leisen Stimme.

„Mein Kind.... mein Sohn! Was fehlt Dir?“

„Alles!“

„Karl!.... und Du hast eine Mutter, die ihr Leben für Dein Glück hingeben möchte!“

„Meine gute Mutter!“ rief der Cornet aus und schloß sie in seine Arme. „Vergib mir!“

„Mein bestes Kind! sage mir, was ich für Dich thun kann ... sage mir, was Dir fehlt, — sage mir Alles! Es muß irgend einen Ausweg geben.... ich werde nicht leben, wenn ich Dich unglücklich sehe.“

„Ich muß unglücklich werden, wenn ich nicht heut die Summe oder die Bürgschaft für die Summe von zehntausend Thalern erhalten kann. Bekomme ich sie nicht, — so ist Herminia — meine Herminia in wenigen Tagen die Gattin eines Andern! Guter Gott! Das Glück meines ganzen Lebens und das eines andern Wesens würde ich mit diesem Lumpengeld erkaufen können....

und es wird mir verweigert! Ich habe mit meinem Vater gesprochen, habe ihm mein Herz geöffnet — ihm Alles gesagt. Er hat diese Summe..... ich wußte es..... und er....."

„Und er hat sie Dir verweigert?"

„Bestimmt, entschieden. Er sagt, daß sie das Erbtheil der Unglücklichen, der Bedürftigen sei.... und wegen dieser fremden Nothleidenden macht er seinen Sohn unglücklich!"

Hier stand der Cornet heftig auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er ausrief: „Welch niedriges Geschöpf hat meine Herminia bei meinem Vater anzuschwärzen gewagt..... diesen heiligen Engel Gottes? Sie sollte mich täuschen? Sie... sie den verhaßten G. lieben! Er allein oder seine Abgesandten konnten....."

Hier zerschmetterte der Cornet einen Wagen mit den dazu gehörigen Pferden (die Equipage der kleinen Dicken), und die gnädige Frau rettete erschrocken aus ihres Sohnes Nähe eine Urne mit Blumen, während sie mit Aufmerksamkeit auf seine Klagen ängstlich fragte:

„Aber warum?..... aber wie?....."

„Frage mich jetzt nicht!" rief der Cornet ungeduldig. „Nur das kann ich jetzt sagen: meines Lebens Wohl und Weh beruht darauf, daß ich heute die erwähnte Summe erhalte. Ich kann das glücklichste Wesen auf der Erde werden — oder das unglücklichste — und nicht ich allein....."

„Karl!" sagte die gnädige Frau feierlich, „sieh mich an!..... Gott segne Deine ehrlichen Augen, mein Sohn! Ja — ich kenne Dich — Du würdest mich nicht einen Schritt thun lassen, dessen Folgen ich würde bereuen können?"

„Meine Mutter!.... würdest Du es bereuen, meines Lebens Glück bewirkt zu haben?"

„Es ist genug, mein Kind. Ich gehe jetzt, um mit Deinem Vater zu reden. Erwarte mich hier."

In einer heftig aufgeregten Gemüthsstimmung wartete der Cornet auf die Rückkehr seiner Mutter. Ich sah, daß er sich in einem Augenblick jenes jugendlichen Uebermuths befand, welcher es unerhört finden läßt, in seinen Wünschen, in seinem Willen von Jemandem Widerstand erfahren zu können. In solchen Momenten kann man das Wort „Unmöglichkeit" nicht fassen. Man wähnt, selbst der Sonne gebieten zu können, wähnt, die Wurzeln der Berge aufreißen zu können oder, was dasselbe ist, eingewurzelte Grundsätze in festen Menschenseelen.

Es dauerte lange, ehe die gnädige Frau zurückkam. Julie und Helene folgten ihr. Sie war bleich. Thränen glänzten an ihren Augenlidern und ihre Stimme zitterte, indem sie sprach: „Dein Vater will nicht······ er hat seine Gründe; er glaubt, das Rechte zu thun···· und thut es auch ganz gewiß. Aber — mein gutes Kind, Dir kann geholfen werden. Nimm diese Perlen und Juwelen····· sie sind mein····· ich kann über sie disponiren···· nimm sie. In Stockholm wirst Du für sie sogleich eine ansehnliche Summe erhalten können······"

„Und hier····· und hier, bester Karl!" sagten Julie und Helene, indem sie mit der einen Hand ihre Kostbarkeiten darreichten und die andere liebkosend um seinen Hals legten, „nimm auch dieses····· Karl, wir bitten Dich ····· nimm es — verkaufe Alles, — und mache Dich glücklich!"

Eine dunkle Röthe bedeckte das Antlitz des jungen Mannes und Thränen stürzten über seine Wangen herab. In demselben Augenblick trat der Oberst herein, blieb in der Thüre stehen und heftete einen scharfen Blick auf die Gruppe im Hintergrunde des Zimmers. Ein Ausdruck von Zorn, mit einem Anflug von Verachtung, loderte in seinem Gesichte auf. „Karl!" rief er mit starker Stimme, „wenn Du unwürdig genug bist, die Schwachheit Deiner Mutter und Deiner Schwestern Dir zu Nutze zu machen, — um Deine blinden Leidenschaften zu befriedigen, so hast

Du meine Verachtung, ich erkenne Dich nicht als meinen Sohn!"

Tief unglücklich, und jetzt so tief verkannt, ergoß der bitterste Unwille seine Galle in das Herz des jungen Mannes. Er ward todtenbleich; krampfhaft preßte er seine Lippen zusammen, stampfte heftig und war wie ein Blitz aus der Thüre. Wenige Minuten darauf saß er zu Pferde und sprengte über den Burghof davon.

Der Cornet. Der Cornet. Der Cornet.

„Halloh, es schallt durch den Wald!“

Halloh! es schallt. Der Gejagte flieht und die Jagenden folgen. Was ist das Wildpret? — ein unglücklicher Mensch. Und wer sind die Jäger? Die Furien des Grolls, der Verzweiflung und der Raserei. Wie sie treiben! Eine beispiellose Jagd! Der Gejagte flieht, aber die Jagenden folgen. Sie verloren die Spur nicht — sie folgen ihm durch den dichtesten Wald, über Berg und Thal .... Halloh! ......

Vorwärts! vorwärts! spornte der Verfolgte sein schnaubendes Roß an, das schäumend über Hecken und Zäune flog. Wilder Ungestüm raste in seiner Seele. In eine Staubwolke eingehüllt, sprengte er über die Landstraße durch düstere, waldbewachsene Gegenden dahin, während er jedes Gefühl, jeden Gedanken in seiner Seele zu betäuben suchte und nur dem mahnenden Vorwärts! vorwärts! gehorchte, welches in jedem Schlage seiner fieberwilden Pulse erklang.

Die friedlichen Bewohner der Hütten, an denen er gleich einem Sturmwinde vorbeisauste, liefen erstaunt in ihre Thüren und fragten verwundert: „wessen Pferd da wol durchgegangen sei?“ Und eine von ihnen (Stina Anderstochter in Rarum) versicherte, sie habe einen Hund und einen Hasen hervorkommen sehen, den einen aus der

Hütte, den andern vom Walde, welche, einander grade gegenübersitzend, mit stieren Augen den wilden Reiter betrachtet hätten, worauf sie ganz verwirrt und verzagt an einander vorüber gelaufen wären, der Hase zur Hütte, der Hund in den Wald.

Der wilde Reiter, Cornet Karl, machte nicht eher Halt als vor der Pforte des uns schon bekannten Waldhauses, warf sich vom Pferde und sprang die Treppen hinauf. Alle Thüren im obern Stockwerk waren verschlossen, Alles war still. Er sprang die Treppen wieder hinab. Alle Thüren im untern Stockwerk waren verschlossen, Alles war still und todt. Er lief über den Hof, in ein kleines Seitengebäude, und riß eine Thüre auf. Einen Psalm vor sich her brummend und Flachs auf pfeifendem Spinnrocken spinnend, saß in dem Stübchen ein altes, eingeschrumpftes Weibchen.

„Wo ist die Herrschaft? Wo ist Fräulein Herminia?" rief der erhitzte und fast athemlose Cornet.

„Hä?" antwortete das Flachs spinnende Mütterchen.

„Wo ist die Herrschaft?" rief der Cornet mit vernichtendem Ton und Blick.

„He, was?" antwortete die Alte, indem sie behaglich ihre Nase in eine kleine Schnupftabaksschachtel steckte.

Der Cornet stampfte mit dem Fuße. (Eine gezinkte Tasse fiel von ihrem Fache herab, drei lahme Gläser klangen zusammen.) „Seid Ihr stocktaub?" schrie er fortissimo; „ich frage, welchen Weg die Herrschaft hier vom Hause genommen hat?"

„Den Weg! — Der Herr meint wol nach Thorsborg? — ja der geht übers Feld, und....."

„Ich frage," schrie der Cornet mit der ganzen Stärke der Verzweiflung, „ob die Herrschaft hier fortgereist ist?"

„Nach Wreista? Ja so, ja so, der geht....."

„Es ist zu toll!" rief der Cornet verzweifelt, „man kann das Gallenfieber kriegen!"

„Ja, ja, ja so!" seufzte das Mütterchen verlegen und

erschrocken, als sie den Zorn des Cornet gewahrte, und ging still, die Stücke der zerbrochenen Tasse aufzulesen.

Ein Sechzehnschillingstück flog ihr dabei an die Nase, und der Fremde war verschwunden.

„Gott bewahre mich! .... Gott behüte mich! ....." stammelte die erschrockene und erfreute Alte.

Eine andere Thüre in derselben Hausflur sprang jetzt vor einem gewaltigen Griffe von der Hand des Cornet auf.

An ihrem Feuerherde saß in der Stube die dicke Frau Gevatterin, die ihren kleinen borsthaarigen Buben mit Brei fütterte.

Der Cornet wiederholte hier mit Heftigkeit seine Frage und erhielt zur Antwort:

„Ja — ja, sie sind verreist."

„Aber wohin? sag, wann — sag, wohin? Ward kein Auftrag, kein Brief an mich dagelassen?"

„Brief? Ja, da hab' ich einen bekommen, um ihn an Cornet H. abzugeben, und hatt' ich grade im Sinn, damit nach Thorsborg zu gehen, sobald ich nur das Löffelchen Brei in den Jungen hineinbekommen habe....... das arme Würmchen...... iß, Junge!"

„Gebt um Gottes willen den Brief sogleich her, eilt, geht im Augenblick danach, sage ich, geht....."

„Ja, ja..... ich gehe, wenn ich nur das Bischen Brei in den Jungen hineinbekommen habe. Er ist hungrig, das arme Würmchen. Iß, Junge!"

„Ich werde den Jungen füttern, gebt mir den Löffel .... geht nur, holt den Brief sogleich her!...."

Endlich geht das Weib zu ihrer Kiste hin. Der Cornet steht am Herde, nimmt mit dem Löffel Brei aus dem Topfe, bläst darauf mit angstvoller Miene und steckt ihn in den offenen Mund des Bübchens. Die Alte wühlt in ihrer Kiste herum, sucht und sucht. Schnupftabaksschachtel und Butterfaß, Strümpfe und Unterröcke, Gebet=

buch und Brot kommen nach einander herauf und werden rund umher auf den Fußboden gelegt — der Brief kommt nicht.

Der Cornet tritt und stampft mit den Füßen in peinlicher Ungeduld.

„Eilt doch! Wird 'mal was daraus? Ach!"

„Gleich, gleich! Wartet nur noch ein wenig, wartet — hier, nein, hier, — nein, wartet ein wenig — wartet nur."

Warten! Man kann sich vorstellen, ob der Cornet geneigt war, jetzt ein wenig zu warten.

Aber der Brief kommt nicht. Das Weib murmelt leise vor sich hin und brummt zwischen den Zähnen: „Er ist fort — er findet sich nicht!"

„Er findet sich nicht?" ruft der Cornet aus und gießt in dem Schrecken einen Löffel heißen Brei in die Halsgrube des Buben, der ein gelles Jammergeschrei ausstößt.

Der Brief war nicht zu finden. „Der Junge muß ihn gewiß in seine Hände bekommen, ihn entzwei gekaut oder verbrannt haben." Und Frau Mutter, welche um die Noth ihres Jungen besorgter ist als um die Noth des Cornet, sagt zornig zu dem Letztern: „Geht nach Löfstaholm, dort bekommt Ihr Bescheid. Die Herrschaft fuhr dahin, und Fräulein Agnes war dieser Tage bei Fräulein Herminia."

Der Cornet läßt einen Thaler da, als Pflaster für den rothen Hals, flucht halblaut über Gans und Gänschen, und schwingt sich wieder auf Blanca hinauf, die mittlerweile das herbstgelbe Gras abgeweidet hatte, das hie und da im Hofe wuchs.

Jetzt nach Löfstaholm! Eine Meile war ungefähr zu reiten. Blanca fühlt die Sporen und sprengt in vollem Galopp davon. Ein Fluß schneidet den Weg ab. Die Brücke ist abgerissen und wird eben wieder hergestellt. Es gibt noch einen andern Weg, — aber der macht eine Viertelmeile Umweg. Bald schnaubt Blanca muthig auf

den Wogen, die ihm den Schaum von Hals und Schnauze spülen und die Füße des im Sattel sitzenden Reiters bespülen.

Zwei Wanderer sehen aus einiger Entfernung den Aufzug mit an.

„Weißt Du, Alte," sagte der Eine mit bedenklicher Miene, „ich glaub', es ist der Neck selbst, der auf einer schwarzen Mähre in den Strom hinabreitet."

„Weißt Du, Alter," sagte die Andere, „ich glaub', es ist ein Bräutigam, der zu seiner Liebsten reitet."

„Glaub' mir, mein Mütterchen!"

„Glaub' mir, mein Alterchen!"

Und glaub' mir, mein Leser, da steht schon der Reiter am jenseitigen Ufer, und vorwärts, vorwärts jagt er wieder durch Wald und Feld.

Arme Blanca! als Löfstaholms weiße Mauern zwischen den grüngelben Bäumen hervorschimmern, bist du nicht weit davon, zu Boden zu stürzen; aber bei ihrem Anblicke läßt der Reiter etwas von seinem Ungestüm ab, und auf den Hof gekommen, darf Blanca sich ausruhen und Luft schöpfen an der Seite dreier anderer Reitpferde, welche beweisen, daß Löfstaholm in diesem Augenblick Gäste hat.

Herr Gutsbesitzer und Ritter D. saß in seinem Zimmer und betrachtete mit der Miene eines befriedigten Kenners einen Kopf in schwarzer Kreide, ausgeführt von der viel versprechenden Tochter Eleonore; und die Frau Gutsbesitzerin Emerentia D., geborene J., stand daneben und las mit wonnevoller Aufmerksamkeit ein Poëm über die Reize des Landlebens und die Einfalt, verfaßt von ihrem sehr hoffnungsvollen Sohne Lars Anders (der in der Familie der kleine Lord Byron genannt ward), als Cornet Karl hastig ins Zimmer trat und nach einer leichten Entschuldigung und ohne sich darum zu kümmern, was man von ihm, seiner Gemüthsbewegung und seinen Fragen denken mochte, bat, daß man ihm mittheilen möchte, was

man von Baron K. und der schnellen Abreise seiner Familie wüßte.

„Nichts Besonderes weiter," sagte Herr D. und runzelte die Stirne, „als daß sie gestern Nachmittag hier vorbeifuhren und daß Baron K. so gütig war, heraufzukommen und mir Grobheiten zu sagen und mir ungefähr den vierten Theil der Summe wieder zu bezahlen, die ich ihm aus purer Güte vor ewigen Zeiten geliehen hatte...... Eine Dido — Cornet H. — von meiner Eleonore...."

Madame D. nahm das Wort: „Die Baronin, oder wie man sie nennen soll (denn ich habe die Idee, daß sie weniger Baronin ist als ich) geruhte nicht einmal, mich gestern vom Wagen aus zu grüßen. Ja, ja, man hat schönen Dank dafür, daß man den Leuten Artigkeiten erweist! Nein, sie saß grade und steif wie eine Prinzessin in ihrem Wagen...., ihrem Wagen, sage ich? — ja, danke schön.... des jungen G. Equipage war es; er selbst saß darin, wie ein gefangener Vogel im Käfich.... und dies vielleicht machte sie so stolz....."

„G.'s Wagen? G. bei ihnen?" schrie der Cornet; „und Herminia?"

„Saß da und guckte vor sich hin wie ein Truthahn. Ja, in dem Mädchen bin ich recht getäuscht worden. Ich dachte, es wäre Schade um sie, und erlaubte meinen Töchtern, etwas soin um sie zu nehmen und ihre musikalischen Anlagen zu encouragiren. Therese besonders hatte sich in sie richtig engouvirt. Aber ich fand bald, daß ich ein imprudence begangen hatte, und daß sie ebenso wol wie ihre ganze Familie durchaus keine passende Gesellschaft für meine Töchter war. Allerlei sonderbare Gerüchte sind von der vornehmen Herrschaft in Umlauf, — sie haben sich auf eine Weise aufgeführt....."

Ein Bedienter kam jetzt mit Tabakspfeifen herein, die er in einer Ecke des Zimmers ordnete. Herr D. fand es nun für gut, das Gespräch auf Französisch weiter zu führen.

„Oui, c'est une vrai scandale," sagte er, „une forgerie de tromperie! Un vrai frippon est la fille, — je sais ça, — et le plus extrêmement mauvais sujet est sa père."

„Son père," berichtigte Madame D., „et la pire de toute chose c'est son mère. Un conduite, oh! Ecoute, cher Cornèt; dans Italie le mère et le fille et la père....."

Jetzt entstand in dem anstoßenden Zimmer auf ein Mal ein furchtbarer Lärm, ein Schreien, ein Lachen, ein Toben und Jubiliren sonder Gleichen. Geigen wurden gestrichen, mit Schaufeln und Feuergabeln ward gerasselt, es ward gesungen, es ward gepfiffen, und aus diesem Getöse vernahm man unter Ausrufungen aller Art nur folgende mit einiger Deutlichkeit:

„Papa! Papa! Jetzt wissen wir das Stück! Jetzt ist das Schauspiel in Ordnung! Hurrah! hurrah!"

Die jubelnde Schar stürzte jetzt wie ein brausender Strom ins Zimmer herein; als aber die wilde Jugend Cornet Karl erblickte, ward die Freude ganz unmäßig. Ein allgemeiner Ruf entstand:

„Iphigenie, Iphigenie! Hurrah, hurrah! Cornet H., Cornet Karl wird unsere Iphigenie! Hurrah, es lebe Iphigenie die zweite, es lebe Cornet Iphigenie! Es lebe...."

„Tod und Hölle!" dachte der Cornet, während die wilde Schar ihn ordentlich anfiel und ihn mit sich fortzureißen suchte, indem sie rief: „Komm, Iphigenie! Komm, Cornet Karl, geschwind, geschwind! Wir wollen gleich eine Probe machen! Der Cornet darf seine Rolle in der Hand halten..... komm, komm nur!"

„Hocus Pocus über Cornet Karl! Fall auf die Knie und stehe auf als Iphigenie!"

Dies Letzte ward von der kleinen, reizenden Agnes D. ausposaunt, die sich auf die Fußspitzen stellte, um Cornet Karl's Kopf einen Schleier umzuhängen, aber doch nicht übers Gesicht heraufreichen konnte. Lieutenant Ruttelin

kam ihr zu Hülfe. Eleonore D. und Minna P. hatten schon einen großen Shawl um seine Schultern gehüllt, und drei junge Herren suchten ein Laken um ihn zu befestigen, das einen Frauenrock vorstellen sollte. Unter den Secundanten der Fräulein D. bemerkte man auch Lieutenant Arwid.

Der Cornet widersetzte sich, es war vergebens; er erhob die Stimme, schrie sogar — vergebens, — er konnte unter dem Lärmen sich kaum Gehör verschaffen, geschweige denn daß man ihn verstanden hätte.

Eine wirkliche Verzweiflung vor lauter Aerger bemächtigte sich seiner und brachte ihn zu einem desperaten Entschlusse. Seine Stärke grade nicht auf die höflichste Art anwendend, stieß er mit beiden Armen die Leute rechts und links von sich, riß sich das Laken vom Leibe und — lief davon. Lief durch eine offene Thüre, die er vor sich sah, gerieth in eine lange Reihe von Zimmern, sah weder rechts noch links um sich, sondern lief, lief, lief nur! Lief eine Magd, drei Stühle und zwei Tische über den Haufen und kam zuletzt von Zimmer zu Zimmer in einen großen Speisesaal hinaus. Auf der andern Seite desselben war der Vorsaal.

Dies wußte der Cornet, und ist im Begriff, dahin zu eilen, als er mit Schrecken die jubelnde Schar unter dem hochlauten Rufe: „Iphigenie! Iphigenie!" durch den Vorsaal ihm entgegenkommen hört. In höchster Seelenangst und im Begriff, umzukehren, gewahrt der Cornet in der Nähe eine halboffene Thüre, die zu einer kleinen Spiraltreppe führt.

Wie ein Pfeil schoß er sie hinab. Sie war finster und lang, — wandte sich rechts, wandte sich links. Schon ging es in dem Kopfe des Cornet rund herum, als endlich seine Füße auf festen Boden trafen. Er stand in einem kleinen finstern Vorsaal. Von einer angelehnten Eisenthüre blinkte ein Lichtstreifen hervor. Der Cornet ging auch durch diese Thüre. Durch ein grade gegenüber liegendes Fenster, das durch dicke Eisenstäbe verwahrt war,

glänzte eine matte untergehende Herbstsonne herein und schien auf die weißgrauen, kahlen Steinmauern des kleinen Gewölbes. Der Cornet befand sich — in einem Gefängnisse? — nein, in einer Vorrathskammer.

Der Cornet suchte nach einem Ausgange. Es befand sich zwar in dem kleinen Vorsaale eine Thüre, der des Gewölbes grade gegenüber, aber die mußte mit einem Schlüssel geöffnet werden, und kein Schlüssel war da. Der Cornet suchte und suchte, — vergebens. Er setzte sich auf einen Brotkasten im Gewölbe, befreite sich von Shawl und Schleier und hörte mit Freude, wie die wilde Jagd dort oben über ihm vorüberrauschte und in entlegenen Gegenden umhertrieb, um seine Spur zu suchen; dennoch wurde sie immer nahe genug vernommen, um den Cornet am Heraufgehen zu verhindern. Unglücklich, unwillig, ermüdet, auf die ganze Welt grollend, stierte er fast gedankenlos grade vor sich hin. Eine Schüssel mit Backwerken, Ueberbleibsel einer Pastete, von Kalbsbraten und Johannisbeer-Crême, die im Sonnenscheine auf einem Tische standen, boten sich seinen Blicken freundlich und einladend dar.

Den Cornet erfaßte eine seltsame Bewegung; mitten in seiner Verzweiflung und obschon von tausend qualvollen Gedanken gemartert, empfand er — — Hunger!

Arme menschliche Natur! O Mensch, Krone der Schöpfung! Staub-König des Staubes! Mag der Himmel oder die Hölle sich in Deiner Brust umherwälzen — essen mußt Du doch! In der einen Minute Engel, in der andern Thier! Arme, menschliche Natur!

Und wiederum:

Glückliche, menschliche Natur! Glückliche Zweiheit, welche allein die Einheit des Wesens erhält. Das Thier tröstet den Geist, der Geist das Thier, und so allein kann der Mensch leben.

Der Cornet lebte, — war hungrig — sah Speisen und zauderte auch nicht lange, damit seinen Hunger zu stillen. Die Pastete mußte ihre Farce herhalten.

Verzeiht! Verzeiht, junge Leserinnen! ich weiß ..... ein Liebhaber, ein Romanheld besonders, sollte nicht so prosaisch, so irdisch sein ..... und unser Held ist vielleicht in Gefahr, alle Eure gütige Theilnahme zu verlieren. Aber bedenkt, bedenkt, Ihr lieblichen Geschöpfe, die Ihr von Rosenduft und Gefühlen lebt, er war ein Mann — und was noch schlimmer ist, er war ein Cornet; er hatte einen langen Ritt gemacht und den ganzen Tag keinen Bissen zu sich genommen. Bedenkt dies!

„Aber paßt es sich, auf diese Weise aus anderer Leute Vorrathskammer zu essen?"

„Ach, meine gnädigste Oberceremonienmeisterin! wenn man recht unglücklich und erbittert ist, der Welt so recht überdrüssig, — dann glaubt man, daß Alles sich passe, was einigermaßen uns selbst paßt und gegen nichts Anderes als die Convenienzen anstößt. Man hat dann eine wahrhafte Lust, diese mit Füßen zu treten, wie anderes Unkraut, und man bekommt oft in einer solchen Gemüthsstimmung einen schönen kosmopolitischen Geist, welcher macht, daß man sich fähig fühlt, der ganzen Welt zu sagen: „Gehe aus dem Wege!"

Cornet Karl hatte nun grade die Pastete aus dem Wege geräumt, als ein an Stärke zunehmendes Getöse, erneuerte gelle Rufe nach der unseligen „Iphigenie!" sammt Gerassel und Lärmen oben auf der Treppe ihm zu erkennen gaben, daß die Jägerschar ihm auf der Spur war. Ganz außer sich, sprang er ans Fenster und packte mit seiner ganzen Kraft einen der Eisenstäbe, um ihn loszureißen und, es koste, was es wolle, hinauszukommen. Der Stab wankte, stand aber fest auf seiner Stelle. Immer näher kam der lärmende Trupp. In diesem schrecklichen Augenblicke blinkte im Lichte der Sonnenstrahlen ein Schlüssel hervor, der weithin in der Fensterecke lag.

O rettender Strahl! Der Cornet ergreift den Schlüssel, — — er paßt ins Schlüsselloch, — die Thüre geht auf

— und wie von Furien gejagt (der Cornet dachte sich in diesem Augenblicke der Verwirrung die hübschen, anmuthigen Fräulein D. sämmtlich mit Medusenköpfen), flog er durch einen langen Gang in den Vorsaal hinaus, die Treppe hinab, über den Hof und auf Blanca's Rücken hinauf. Kaum saß er im Sattel, als gleich einem Bienenschwarm, der aus dem Munde des Bienenkorbes hervorströmt, die tobende Schar aus der Pforte hervorbrach, im Chore singend, oder vielmehr schreiend:

„Iphigenie! Iphigenie!
Sag', was kommt Dir in den Sinn,
Schöne Maid, wo willst Du hin?
Kehr' zurück und bleibe hie!"

Der Cornet trabte drauf los und verschwand bald hinter den Bäumen aus den Blicken der Chorsänger. Drei junge Herren, die in ihrer Herzenslust nicht anders glaubten, als man habe mit alle Diesem einen ungemein lustigen Spaß vor, saßen in einem Nu zu Pferde und verfolgten den Fliehenden.

Als der Cornet sich aufs Neue verfolgt sah, ritt er plötzlich langsamer zum großen Erstaunen des jagenden Triumvirats, das ihn bald erreichte und ihn unter gellem Gelächter und Rufen umringte:

„Aha, aha! jetzt haben wir den Cornet fest, jetzt ist keine Hülfe mehr! Gebe Er sich gefangen, Cornet H., und kehr' Er sogleich mit uns um!" — und einer von ihnen griff in den Zügel des Pferdes.

Aber sein Arm ward unsanft zurückgestoßen, und seine Verfolger starr und stolz anblickend, sagte der Cornet mit Hitze:

„Wenn die Herren den geringsten Verstand gehabt hätten, so würden sie sogleich gesehen haben, daß ich nichts weniger als bei Laune bin, um zu scherzen oder mit mir scherzen zu lassen. Sie würden jetzt auch sehen, daß alle ihre Possenstreiche mir im Grunde zuwider sind; .... ich wünsche sie zum Henker und Sie mit! .... Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Potz tausend, das war recht grob gesprochen!" sagte einer von dem Triumvirate und ließ sein Pferd denselben Schritt mit dem des Cornets halten, während die beiden andern Herren betroffen Halt machten und nach kurzem Bedenken unter schallendem Gelächter zurücktrabten.

Der Cornet ritt langsam und sah mit einem scharfen, zornigen und fragenden Blicke auf seinen ungebetenen Begleiter, der aus einem Paare großer, klarer hellblauer Augen ihn mit einer Art ironischer Ruhe betrachtete.

Die beiden stummen Reiter kamen bald an einen Kreuzweg. Da wandte sich der Cornet stolz an seinen Begleiter und sagte:

„Ich vermuthe, daß wir uns hier trennen; gute Nacht, mein Herr!"

„Nein," erwiderte dieser sorglos und spöttisch; „ich habe mit Ihnen noch ein paar Worte zu reden."

„Wenn und wo Sie belieben!" sagte der Cornet aufbrausend.

„Oho! oho!" entgegnete der Andere ironisch, „nehmen Sie die Sache so ernst? ‚Wenn und wo Sie belieben' sind ja Worte, die man zu einer Art Herausforderung braucht, um einander, wenn und wo man beliebt, das Leben zu nehmen. Nun meinethalben, es kann gern geschehen, wenn und wo Sie belieben. Aber dieses Mal meinte ich es grade nicht so ernstlich. Ich will Ihnen nur folgen, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, um zu sehen, ob ich Sie nicht ein wenig ermuntern, ein wenig aufregen kann..... um mit Ihnen zu plaudern......"

„Mit gewissen Leuten," sagte der Cornet, „plaudere ich am liebsten mit dem Degen in der Hand,...... das hält in Entfernung......"

„Degen?" sagte sorglos sein Gegner; „warum grade Degen, warum nicht lieber mit Pistolen, die reden lauter und dienen auch dazu, Leute in Entfernung zu halten, — ich schlage mich nicht gern auf Degen"

„Vielleicht am liebsten auf Stecknadeln?" fragte der Cornet verächtlich.

„Ja, Stecknadeln; — — oder auch Haarnadeln," erwiderte sein Gegner lächelnd, indem er den Hut abnahm und aus den reichsten Flechten, die jemals einen Mädchenkopf geschmückt haben, eine lange Haarnadel zog, an welche er (oder vielmehr sie) ein kleines Billet heftete, das sie dem Cornet überreichte, indem sie in einem ganz veränderten Tone folgende Worte sprach:

„Wenn Sie das schmerzlicher finden als einen Degenstich, so verzeihen Sie es Derjenigen, die es Ihnen wider Willen beibringen muß!"

Und die blauäugige Reiterin Therese D. warf dem Cornet einen freundlich mitleidigen Blick zu, grüßte leicht, schwenkte ihr Pferd um und entschwand bald aus seinen verwunderten Blicken.

In diesen malte sich bald ein anderes Gefühl, denn sie erkannten an der Aufschrift des Briefchens Herminia's Hand. Mit Empfindungen, die man sich leicht vorstellen wird, öffnete der Cornet das Briefchen und las Folgendes:

„Mein einziger Freund auf Erden! Lebe wohl! lebe wohl! Wenn Du kommst, ist es zu spät. Ich habe den verzweifelten Bitten meiner Mutter nachgeben müssen. Heute reise ich nach Stockholm. Morgen bin ich Genserich's Gattin ..... wenn ich noch lebe. Bruder, mein Freund, mein Alles ..... ach vergib mir! Lebe wohl!

Herminia."

Der Brief war vom vorhergehenden Tage datirt.

„Jetzt nach Stockholm!" sagte der Cornet mit dem verzweifelten, festen Vorsatze, sie zu gewinnen — oder zu sterben. „Ewiger Himmel! habe Dank, noch ist es Zeit!"

Der Abend begann stürmisch und finster zu werden. Der Cornet empfand es nicht und achtete auf nichts um sich her, sondern ritt spornstreichs bis zum Gasthofe hin.

„Den Augenblick ein flinkes, rasches Reitpferd!" rief mit donnernder Stimme der Cornet; „ich bezahle, was Ihr wollt!"

Ein schnaubender Hengst wieherte bald munter unter dem wilden Reiter, der mit Stimme und Sporen seinen Muth noch mehr antrieb und mit der Wuth einer blinden Ungeduld vorwärts jagte, vorwärts über.... Doch laßt uns einen Augenblick Athem schöpfen.

Hu! Hu!

Leicheneule.

Es war Nacht. Die Silberflut des Mondes strömte still auf Thorsborgs Schloß herab, wo Alles zu ruhen schien; denn kein Licht schimmerte aus den tiefen Fenstern und that Kunde von einem wachenden Menschenauge, von einem Herzen, das keine Ruhe fand. Ach — und dennoch! ..... In das Zimmer des Obersten strahlte die klare Lampe der Nacht herein und erhellte, eins nach dem andern, die in goldene Rahmen gefaßten Familienbilder, deren Gestalten bei dem Scheine der blassen bläulichen Strahlen wieder Leben zu erhalten schienen aus der Nacht der Vorzeit, in deren Schatten ihre Freuden und Schmerzen, ihr Haß, ihre Liebe, ihre Gebete und Blicke schon längst erloschen sind, jetzt mit stillem, träumerischem Lächeln auf ihres lebenden Nachkommen Kampf mit den finstern Mächten des Lebens herabschauen und ihm zuzuflüstern scheinen:

„Du wirst vergessen und vergessen werden;
Den Kampf des Tages wird die Nacht verhüllen;
Ruhe folgt auf Deinen Streit hienieden:
Seele — denk' daran und habe Frieden!"

Frieden? Stille Geister! Ihr wollt trösten, aber es gibt Augenblicke, wo der Gedanke an dies Wort des

Grabes und des Himmels uns bittere Thränen vergießen läßt.

Der Oberst stand an seinem Fenster und sah in die mondhelle Nacht hinaus. Seine hohe Stirne war blässer als gewöhnlich und dunkle Flammen blitzten aus den tief liegenden Augen hervor.

Ein Sturmwind rasselte hin und wieder über den Burghof und führte Haufen vergilbten Laubes mit sich, welches vor dem alten, bergfesten Gebäude Reihentänze aufführte und an Hofleute erinnerte, die ihren finster blickenden Fürsten zu ergötzen suchen. Die Thurmfahnen drehten sich knarrend, und ein unruhig ängstliches Pfeifen, so wie man es bei Stürmen in großen Gebäuden zu hören bekommt, zog klagend hin und her durch das Schloß. Diese Töne verdienen die Vorboten des Unglücks zu sein, sie flößen trübe Ahnungen ein.

Am Himmel jagten weiße Wolken in seltsamen, phantastischen Gestalten vorüber; sie glichen Heerscharen, die mit zerfetzten Fahnen fliehend dahineilten.

Sturmschleier hüllten sie über die Königin der Nacht, welche sie jedoch bald mit siegreichen Strahlen durchbrach, und sammelten sich zuletzt in dunkelgrauen Massen weiter hinab am Horizonte.

Mit unruhigen, düsteren Gefühlen betrachtete der Oberst den wilden Kampf in der Natur. Bitter empfand er es, wie der Geist des Unfriedens mit seinem giftigen Athem auch den Frieden in seiner früher so glücklichen und einigen Familie gestört hatte. Er, der die Seinigen so innig liebte, der von ihnen so zärtlich wiedergeliebt war, er war ihnen auf ein Mal gleichsam fremd geworden.

Gattin, Kinder entfernten sich von ihm, — wandten ihre Blicke von ihm ab, — und es war seine Schuld; er hatte ihre Bitten abgeschlagen — sie waren durch ihn unglücklich, — und in diesem Augenblick, wo sein Gewissen ihm das Zeugniß gab, daß er fest bei seinen Grundsätzen von Dem, was recht sei, beharrt und ohne zu

schwanken der strengen aber hohen Idee desselben gemäß gehandelt hätte, — in diesem Augenblick erhoben sich schmerzliche Gefühle in seinem Herzen, die ihn anzuklagen schienen, er habe sich in der Anwendung derselben geirrt und dadurch Leiden verschuldet, denen er hätte vorbeugen können; — er habe die Tage der Wesen verbittert, die er zu beglücken und zu segnen berufen war. Ein physischer Schmerz, an dem er zuweilen zu leiden pflegte, und der sich zumeist dann einfand, wenn seine Seele schmerzlich aufgeregt war — ein Brustkrampf, der das Athmen erschwerte, machte sich bei diesen düsteren Gedanken mit ungewöhnlicher Stärke fühlbar. Er fand sich einsam..... Niemand empfand in diesem Augenblicke Zärtlichkeit für ihn, ... Niemandes Gedanken umschwebten ihn mit den friedebringenden Taubenschwingen des Gebets, — er war einsam! Eine Thräne drängte sich in sein männliches Auge, und er sah empor zur Höhe mit dem dunklen Wunsche, bald eine Erde verlassen zu dürfen, wo die Qualen herrschen.

Eine weiße Wolke, welche die Gestalt eines menschlichen Wesens mit ausgestreckten Armen hatte, schwebte einsam unter dem Sternengewölbe einher, — schien sich immer tiefer herabzusenken, und die ausgestreckten nebelhaften Arme schienen sich dem Obersten zu nähern.

Er dachte an Elisabeth, — an ihre Liebe, — an ihr Versprechen, ihn noch nach dem Tode zu umgeben. War es nicht, als ob ihr Geist ihn jetzt umarmen wollte, jetzt, wo alle Anderen ihn verlassen hatten? — War es nicht ihr Geist, welcher jetzt, wo alle Liebesstimmen um ihn schwiegen, herabstieg, um einsam durch die Nacht ihm zuzurufen: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich?"

Immer näher kam die geisterähnliche Wolke; mit wehmuthvoller Sehnsucht folgte ihr der Blick des Obersten und fast bewußtlos hob er seine Arme zu ihr empor. Da ward sie plötzlich von dem Sturmwind ergriffen, — die ausgestreckten Arme wurden vom Nebelkörper gerissen

und in ungeordneten wilden Flammen zog gleich einem schauerlichen Phantasiebilde die weiße Wolke über die Thurmspitzen dahin. Oede war der Raum. Der Oberst legte die Hand auf seine Brust — öde war es auch dort. Einige tiefe Seufzer arbeiteten sich aus derselben hervor. — In diesem bittern Augenblicke nahte sich ihm Jemand mit leisen Schritten, — ein Arm schmiegt sich unter seine Hand, und er fühlte einen Kopf sich sanft an seine Schultern lehnen. Er sah sich nicht um, er fragte nicht — er wußte, daß sie ihm nahe war, die so viele Jahre hindurch Freud' und Leid mit ihm getheilt hatte; nur sie konnte seinen verborgenen Schmerz ahnen, nur sie in der stillen Nacht mit Trost und Liebe zu ihm kommen. Schweigend legte er seinen Arm um die Gefährtin seines Lebens und hielt sie an seine Brust gedrückt, wo bald äußerer wie innerer Schmerz beschwichtigt wurde. So standen die beiden Gatten lange da und sahen den Sturm über die Erde hinfahren und in den Wolken jagen. Sie sprachen kein Wort der Erklärung über Das, was vorgefallen war, kein Wort der Entschuldigung. Wozu bedurfte es dessen auch? Versöhnung schloß sie in himmlische Arme. Herz an Herz klopfend, standen sie da; sie waren eins.

Der Sturm, der mit jedem Augenblicke zunahm, schlug mit brausenden Flügeln an die Thurmuhr, die soeben zwölf geschlagen hatte. Dumpfe Glockenschläge ließen sich vernehmen. Fester drückte der Oberst seine Frau an sich, welche in diesem Augenblicke eine unwillkürliche Bewegung durchbebte. Sie sah zu ihrem Manne empor. Sein Blick war unbeweglich auf einen Punkt geheftet, und der ihrige, indem er derselben Richtung folgte, verblieb bald unverwandt wie der seinige.

Auf der Landstraße, die man von dieser Seite fast grade vor sich auf eine ansehnliche Entfernung von dem Gebäude sah, bewegte sich ein schwarzer Körper, welcher, während er zum Schlosse hinschritt, mit jedem Augenblicke

einen größeren Umfang und eine seltsamere Gestalt annahm. Bald konnte man bei den Strahlen des Mondes unterscheiden, daß er aus mehreren Personen bestand, die auf eine sonderbare Weise zusammengedrängt und gleichsam zusammengefügt, sich sehr langsam, aber gemeinschaftlich vorwärts bewegten. Jetzt ward er von den Bäumen in der Allee verdeckt — jetzt erschien er wieder und in größerer Nähe. Mehrere Männer schienen mit Sorgfalt etwas sehr Schweres zu tragen.

„Es ist ein Leichenzug!“ flüsterte die gnädige Frau. „Unmöglich um diese Zeit,“ erwiderte der Oberst. Immer näher kam die düstere Masse. Jetzt kam sie auf den Schloßhof herein. Der Wind sauste wild und riß mehrere Hüte von den Köpfen der Träger: aber keiner von ihnen entfernte sich, um sie aufzusuchen. Der Zug ging grade aufs Hauptgebäude los; jetzt stieg er die Treppen herauf····· so leise, so behutsam;····· Schläge donnerten an die Pforte, — Alles verblieb einen Augenblick ruhig und still, die Thüre ging auf, und der Zug schritt ins Haus herein. Ohne ein Wort zu sagen, verließ der Oberst seine Gattin, ging schnell aus dem Zimmer, dessen Thüre er verschloß, und sprang die Treppen hinab. Die Träger hatten ihre Bürde zwischen den Pfeilern im Vorsaal niedergesetzt. Es war eine Bahre. Ein dunkler Mantel bedeckte sie. Mit ungewissen, niedergeschlagenen Mienen standen die Träger rund herum. „Wen habt Ihr hier?“ fragte der Oberst mit einer Stimme, die er, wie es schien, mit Gewalt nicht zittern lassen wollte. Niemand antwortete. Der Oberst trat näher und hob die Decke auf. Der Mond strahlte durch die hohen gothischen Fenster auf die Bahre herab. Eine blutige Leiche lag darauf. Der Oberst erkannte seinen Sohn. O Vaterschmerz! Bedeckt mit den Flügeln, o Engel des Himmels, euer lächelndes Antlitz, blickt nicht herab auf den Schmerz eines Vaters! Erlöscht, ihr strahlenden Lichter der Feste! Komm, finstere Nacht, und verbirg mit deinem heiligen

Schleier vor allen Blicken diesen Kummer, der keine Thränen, keine Worte hat. O möchte nie ein menschliches Auge mit einem neugierigen Blicke eines Vaters Schmerz entheiligen!

Edler, unglücklicher Vater! als wir deine Augen sich auf deinen Sohn heften sahen, wandten wir die unsrigen ab, aber dir galten unsere glühenden Gebete.

Alle Hausleute waren wie ich bei der Ankunft der Unglücksbotschaft in Bewegung gerathen; stumm standen wir Alle um die Bahre herum. Auf einen Wink des Obersten und die Worte: „Ein Wundarzt!" kam Alles in Thätigkeit. Ein Bote ging sogleich nach der Stadt ab, um einen geschickten, in der Familie bekannten Chirurgen zu holen, und der leblose Körper ward von der Bahre gehoben und in ein Zimmer getragen. Die Thränen der Träger fielen auf ihren geliebten jungen Herrn herab. Der Oberst und ich folgten dem langsamen, traurigen Zuge. Ich wagte nicht, zu ihm emporzusehen, hörte aber die tiefen, röchelnden Seufzer, in denen er mit größter Schwierigkeit athmete. Als der Körper auf ein Bett niedergelegt worden, begann man, obgleich ohne Hoffnung, eifrig alle Mittel anzuwenden, die zur Wiederbelebung von Ohnmächtigen oder Scheintodten gebräuchlich sind. Die Füße wurden gebürstet, Brust, Schläfe und Hände mit Spirituosen gerieben. Blut rann noch langsam aus einer Wunde am Kopfe; sie ward verbunden. Mit den Füßen beschäftigt, wagte ich einen angstvoll fragenden Blick auf den Obersten, — wandte ihn aber schnell wieder mit Schauder ab. Seine Farbe war die des Todes, — ein Krampf hatte seine Gesichtszüge zusammengezogen und entstellt, die Lippen waren hart zusammengepreßt, die Augen stier.

Auf ein Mal war es mir, als fühlte ich ein leichtes Beben die erstarrten Glieder durchfahren, welche meine Hände berührten; — ich athmete kaum, — es wiederholte sich, — ich sah wieder zum Obersten empor.

Die eine Hand hielt er fest an seine Brust gedrückt,

die andere führte er an den Mund seines Sohnes. Er ergriff meine Hand und führte sie dahin, — man fühlte einen schwachen Dampf daraus hervorgehen. Leichte Pulsschläge bewegten sich an den Schläfen; ein Seufzer — des wiedererwachten Lebens erster Gruß — hob die Brust und eine matte Lebensfarbe verbreitete sich über das Gesicht. Der Oberst blickte zum Himmel auf. O mit welchem Ausdrucke! O Vaterfreude! Du bist es werth, mit dem Schmerz erkauft zu werden!

Schaut, o Engel des Himmels, mit strahlenden Blicken in sein seliges Vaterherz herab! Es ist ein Anblick für euch!

Jetzt öffneten sich die Augen des Schlummernden und spiegelten sich in dem väterlichen Blicke, der mit dem höchsten Ausdruck einer angstvollen Freude auf ihm ruhte; einen Augenblick blieben sie so, dann schlossen sie sich sachte wieder. Erschrocken brachte der Oberst seine Hand wieder an den Mund seines Sohnes, um zu erfahren, ob das Athemholen schwächer würde; da bewegten sich die blassen Lippen zu einem Kusse auf die väterliche Hand, und ein Ausdruck voll Frieden und Versöhnung breitete sich über das Antlitz des Jünglings aus. Er fuhr fort, unbeweglich mit geschlossenen Augen wie ein Schlummernder dazuliegen. Der Athem war schwach, aber leicht, und er machte keinen Versuch zu reden.

Als die kluge und zärtliche Helene nebst mir an dem Lager ihres Bruders saß, verließ der Oberst dasselbe, um seine Frau aufzusuchen; er winkte mir, ihm zu folgen, und ich sprang die Treppen hinauf, während ich mir in die Backen kniff, um nicht wie ein Todesbote auszusehen. Die gnädige Frau saß unbeweglich, mit gefalteten Händen da; — beim Scheine des Mondes nicht unähnlich einer der bleichen Gestalten von ehemals, die um sich her in stillem Familienkreise vor sich hinblickten. Als wir zu ihr kamen, sagte sie mit stiller Angst: „Etwas ist geschehen Was ist geschehen? Sagt..... sagt mir Alles!“ Mit

bewundernswerther Ruhe, mit inniger Zärtlichkeit bereitete der Oberst seine Frau auf den Anblick vor, der sie erwartete, und suchte ihr zu gleicher Zeit einen Trost, eine Hoffnung einzuflößeu, die gewiß größer waren, als er sie selbst hatte. Darauf führte er sie ins Krankenzimmer hinab; ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne eine Thräne zu vergießen, ging die unglückliche Mutter zu ihrem Sohne, der mir jetzt dem Tode näher schien, als vorher. Der Oberst stand am Fuße des Bettes und behielt noch seine männliche, kräftige Haltung bei; als er aber sah, wie seine Frau ihr Haupt auf das blutige Kissen ihres Sohnes niederlegte und mit dem ganzen unbeschreiblichen Ausdrucke der Mutterliebe und des Mutterschmerzes seine blassen Lippen küßte, und die ungewöhnliche Aehnlichkeit dieser beiden Gesichter noch treffender wurde, unter dem traurigen Todesschatten, der fast auf beiden gleich ruhte, da beugte er sein Haupt, barg sein Antlitz in seinen Händen und weinte wie ein Kind. Ach, wir weinten Alle bitter. Es schien uns, als würde der Funke von Hoffnung, der erst aufgelodert war, wieder erlöschen — und es fiel Niemand ein, daß die Mutter den Sohn überleben werde.

Und dennoch — ihr irdischen Sorgen, zehrender Schmerz, scharfe Schwerter, die ihr der Seele Innerstes durchdringt, — ihr tödtet nicht! Des Lebens wunderbarer Keim kann selbst aus der Trauer Nahrung ziehen, — kann, dem Polypen gleich, zerstückelt werden und wieder zusammenwachsen und fortdauern — und leiden. Trauernde Mütter, Gatten, Bräute, Töchter, Schwestern, — weibliche Herzen, welche die Sorge immer am tiefsten trifft und bricht, — ihr bezeugt es. Ihr habt eure Lieblinge sterben sehen —— glaubtet, mit ihnen zu sterben — und lebet doch, — und könnet nicht sterben. Aber was sage ich? — wenn ihr lebt, wenn ihr Ergebung haben könnt, zu leben, — ist es nicht darum, weil ein Hauch aus höheren Regionen in eure Seelen Trost und Kraft ge-

gossen? Kann ich daran zweifeln und an Dich denken, edle Thilda R... trauernde Braut des edelsten Mannes! Du hattest seinen letzten Seufzer empfangen, — mit ihm hattest Du Alles auf der Erde verloren — Deine Zukunft war finster und freudenleer — und dennoch warst Du so ergeben, so mild, so freundlich, so gut! Du weintest — sagtest aber tröstend zu theilnehmenden Freunden: „Glaubt mir — es ist nicht so schwer!" O da ward man inne, daß es einen Trost gibt, den die Erde nicht gewährt. Und als Du, um Deinen Schmerz zu zerstreuen, sagtest: „Ich will durch meinen Gram ihn nicht beunruhigen," wer konnte da daran zweifeln, daß er, um dessen Glückseligkeit jenseits des Grabes Du noch besorgt warst, Dir nahe war, Dich noch mit seiner Liebe umgab und Dich stärkte und tröstete:

„Und es erschien ihr ein Engel vom Himmel und stärkte sie."

Geduldige Leidende! Heil euch! Ihr offenbart Gottes Reich auf Erden und zeigt uns den Weg zum Himmel. Aus dem Dornenkranze auf euern Häuptern sehen wir ewige Rosen hervorsprießen.

Aber ich kehre zu der trostlosen Mutter zurück, die der erste unerwartete Schlag des Unglücks überwältigte. Sie erholte sich — um eine lange Prüfungszeit zu durchwandern, — denn lange schwankte ihr Liebling zwischen Leben und Tod. Ihr selbst fehlten Stärke und Entschlossenheit, um ihn recht zu pflegen. Wäre nicht Helene gewesen; — wäre nicht der Oberst gewesen, und wäre (ich schäme mich fast es zu sagen) ich nicht gewesen, so — aber jetzt waren wir Alle da und dadurch (und durch Gottes Gnade) blieb der Cornet am Leben.

In Zeiten der Trauer und der Sorgen vereinigen sich die Seelen. Wenn äußere Widerwärtigkeiten auf uns hereinstürmen, — dann schließen wir uns aneinander, und die schönsten Blumen der Freundschaft und Ergebenheit wachsen meist von den Thränen des Schmerzes begossen

auf. Innerhalb der Familie vertilgt mehrentheils ein gemeinschaftliches Unglück alle kleinen Streitigkeiten und Mishelligkeiten, um alle Gemüther, alle Interessen in einen Punkt zu vereinigen. Besonders wenn der Tod ein geliebtes Mitglied bedroht, da schweigen alle Mistöne im Familienkreise, da bewegen blos harmonische wenn auch traurige Gefühle alle Herzen, stimmen alle Gedanken und bilden einen Mohnkranz des Friedens, in dessen Schooß der geliebte Kranke ruht.

Nach dem Ereigniß mit dem Cornet Karl und während der Dauer seiner Krankheit war alles Unbehagen, alle Spannung in der Familie H. verschwunden; alle Sorgfalt, alle Gefühle, alle Gedanken vereinigten sich um ihn; und als sein Leben außer Gefahr war, als er zu genesen begann — o wie lebhaft empfand man da nicht, wie sehr man einander liebte — und fühlte nun ein so unbeschreibliches Bedürfniß, einander glücklich zu machen, — wie fürchtete man nicht, auf irgend eine Art den klar werdenden Himmel zu trüben.

Es war innig rührend, zu sehen.... Aber ich begreife nicht, was mich heute anwandelt, daß ich so grundrührend sein, — und meine Leser zum Weinen bringen will, sowol über meine Sorgen wie über meine Freuden, — als fielen nicht der unnöthigen Thränen genug in die Urnen der Emfindsamkeit, — oder als wäre ich selbst bei der Familie G. grundängstlich geworden. Laßt uns daher eine eilige Visite bei der Familie D. machen und sehen, ob wir es dort nicht etwas munterer haben können. Vermöge meines Zauberstabs (der elendesten Gänsefeder auf Erden) versetze ich uns jetzt, nämlich meine Leser und mich, auf einen Augenblick nach

Löfstaholm.

Es war Frühstücksstunde. Der Tisch war mit Leuten vollbesetzt. Auf dem Tische standen Bowlen und es wurden Gesundheiten vorgeschlagen.

„Hol mich der Tausend!" sagte eine Stimme (welche der Leser vielleicht wieder erkennt), „habe ich nicht Lust, noch einmal bis zum Grund auf Fräulein Elenorens Gesundheit zu trinken!"

Seine hocherröthende Nachbarin sagte freundlich warnend: „Was wird Julie H. dazu sagen?"

„Julie H.? Ich kehre mich, hol mich der Tausend, wenig an Das, was Julie H. sagt ... Fräulein Julie mag zusehen, wie sie mit ihren Launen zurechte kommt. Es könnte mir einfallen, hol mich der Tausend, ihr eines Tages den Verlobungsring zurückzuschicken, ... ja .. ja! ..."

„Skål *) — Arwid!" schrie Lieutenant Ruttelin, „Skål für selbständige Männer!"

„Und für ihre Anerkenner!" schrie der kleine Lord Byron. „Ich meinte Anerkennerinnen," flüsterte er Eleonoren zu, „aber es paßte nicht — des Reimes halber — verstehst Du?"

---

*) Skål ist die beim Gesundheittrinken in Schweden gebräuchliche Formel. Anmerk. des Uebers.

„Ei, das kümmert mich wenig," antwortete sie.

„Lieutenant Arwid! Lieutenant P. Ich habe die Ehre, Ihre Gesundheit zu trinken!" rief der Gutsbesitzer Herr D.

„Und ich, und ich, und ich!" wiederholten mehrere Stimmen.

„Schenke das Glas Deines Nachbars voll, Eleonore!"

„Meine Herren und Damen! Ich proponire eine Gesundheit auf Lieutenant Arwid's Braut, ... daß sie sich besinnen — und ihn wieder zu Gnaden annehmen möge ..."

Chor. Ja, daß J. sie ....

Eine Stimme. Meine Herren und Damen! ... hol mich der Tausend ... meine Herren und Damen — das ist Etwas, wonach ich, hol mich der Tausend, wenig frage. Ich habe große Lust, sie nicht wieder zu Gnaden anzunehmen — ich ... sondern ... sondern ... ihr den Verlobungsring zurückzuschicken ... hol mich der Tausend!

Chor. Skål für selbständige Männer! Skål für Lieutenant Arwid!

„Und Skål für Mädchen ohne Launen! Skål für meine Eleonore und ihre Schwestern!" rief Herr D.

Chor. Skål! Skål!

„Wohl! Wohl! ..." fügte mit einer Grimasse der kleine Lord Byron hinzu.

Thee und Souper.

Ich hatte soeben die Ehre, meine Leser bei einem kleinen Dejeuner zu sehen; ich werde mir jetzt die Ehre ausbitten, sie mit einem kleinen Souper bewirthen zu dürfen. Na, na, erschreckt nur nicht! Es wird nicht groß, nicht prunkend, nicht wie eine Aufwartung bei Seiner Excellenz Ennui und wird Euch nicht bis über Mitternacht in wachender Pein erhalten.

Ich decke einen kleinen Tisch in dem blauen Cabinete auf Thorsborg. Mitten auf den Tisch hat Helene einen großen Korb mit Weintrauben gestellt und ihn mit Astern, Levkojen und mehreren Blumen umkränzt, die sich noch unter den blassen Strahlen der Herbstsonne färben. Um die glänzende Bacchuskrone sind jene einfachen Gerichte ausgebreitet, die man in der Sage von Philemon und Baucis finden kann, sowie in allen Idyllen, wo die Rede aufs Soupiren kommt. Ich vergeude daher kein Papier mit Aufzählung von Milch und Rahm und andern Schäfergerichten*). Die gnädige Frau würde es

*) „Aj! Gott sei mir gnädig!" Fällt mir jetzt eben ein, daß Baucis, als sie unerwartete Gäste bekam, lief, um zu deren Bewirthung ihre einzige Gans zu opfern! Und ich — die ich eine Menge Souper-Gäste eingeladen habe — ich kann ihnen weder mit Gans, noch mit Kalb noch Truthahn aufwarten! — Ich schäme mir die Augen aus dem Kopf!

vielleicht nicht vergeben, daß ich eine Schüssel mit Honigkuchen, aus denen ein aromatischer Saft strömte, so ganz mit Stillschweigen übergehe, sowie eine große Torte mit Pflaumenfüllung (bei deren Zubereitung sie selbst mit Hand angelegt hatte) — leichter und leckerer und delicater, als man.... der Oberst behauptete zwar, daß, nachdem er ein Stückchen gegessen, es ihn etwas schwer im Magen drückte, — aber (wie die gnädige Frau auch etwas unwillig sagte) „man weiß nicht, was die Leute zuweilen drückt. Die Männer haben recht curiose Ideen."

In dem Augenblick, für den ich mir die Aufmerksamkeit der geneigten Leser ausbitte, hörte die gnädige Frau grade auf, zum fünften Male von dem Stöpsel einer Wasserflasche einen Fleck abreiben zu wollen, der sich zuletzt als eine Eigenheit im Glase selbst, und daher leider als unentfernbar auswies. In dem durch eine Lampe erhellten Zimmer versammelten sich allmälig Julie (ohne Verlobungsring), Professor L., der Magister mit den Zöglingen, und zuletzt trat in der Mitte zwischen seinem Vater und Helenen Cornet Karl herein, der seit seinem Sturz vom Pferde zum ersten Male sich dem Familienkreise während der Abendstunden anschloß. Die gnädige Frau ging ihm mit Thränen in den Augen entgegen, küßte ihn und gewährte sich keine Ruhe, als bis sie ihn ins Sopha niedergesetzt hatte zwischen den Obersten und sich, bequem gegen weiche Kissen angelehnt, die sie auch um seinen Kopf auf eine Weise aufstellen wollte, wie sie nur mit Hülfe von geflügelten Cherubs hätten stehen können. Auch betrachtete der Oberst mit heimlicher Schadenfreude und einigen lakonischen: „Aj, aj!" wie die Kissen rechts und links herunterrasselten. Die gnädige Frau versicherte, daß der Oberst darauf blase. Als sie es einigermaßen, wie sie es wollte, bekommen hatte, saß sie schweigend da und betrachtete mit einem zärtlichen, wehmüthigen Lächeln das blasse Antlitz ihres Sohnes, während Thränen, die sie selbst nicht merkte, langsam über ihre Wangen herabschli-

chen. Der Oberst sah sie mit einem mild ernsten Blicke so lange an, daß sie von dem Ausdruck desselben zur Aufmerksamkeit auf sich selbst geweckt ward, und sie überwand sogleich ihre Rührung, um nicht die Ruhe ihres kranken Lieblings zu stören.

Es war angenehm zu sehen, wie die kleinen Dicken mit offenem Munde und lüsternen Blicken dem kranken Bruder von den guten Sachen hintrugen, die Helene bei Tische vorlegte, und wie es ihnen so unbeschreiblich schwer ward, den Teller von sich zu lassen. Julie lag auf den Knien neben ihrem Bruder und wählte von einer Schüssel, die sie aufs Sopha gestellt hatte, die größten und schönsten Trauben aus, um sie ihm zu reichen.

Ich hätte wol Lust gehabt, den Professor L. zu fragen, welches Buch er so andächtig und aufmerksam lese. Er hätte entweder geantwortet: „Julie", oder er wäre etwas verlegen geworden und hätte das Titelblatt des Buches aufgeschlagen; welches recht verdächtig ausgesehen hätte, nämlich — was das Lesen im Buche betraf.

In den Blicken des größten Theils der kleinen Gesellschaft lag diesen Abend etwas ganz Ungewöhnliches, — eine Spannung, eine Lebendigkeit, mit einem Worte etwas gleich Dem, was in den Augen der Kinder funkelt, wenn sie am Weihnachtsabend auf die Ankunft des Weihnachtsbockes warten.

Cornet Karl allein war niedergeschlagen und still; der gleichgültige, matte Ausdruck seiner Augen zeugte von einem freudeleeren Herzen, und obgleich er freundlich und mild alle die Zärtlichkeitsbezeigungen erwiderte, womit er überhäuft wurde, lag doch etwas so Trauriges selbst in seinem Lächeln, daß es neue Thränen in die Augen der gnädigen Frau herorlockte.

Unterdessen ging der Magister und fischte nach Jemandem, der Schach mit ihm spielen wollte. Er hatte mehr als ein Mal alle Schachfiguren auf dem Bret aufgestellt und umgestellt, und wenigstens sieben Mal gehustet, um

eine Art Signal zu geben, daß streitlustige Gegner sich jetzt anmelden könnten: als aber kein Streitlustiger sich blicken ließ, zog er selbst auf einen Kreuzzug aus, um sie aufzusuchen und herauszufordern. Professor L., der sich zuerst mit einer Herausforderung bedroht sah, steckte die Nase so tief ins Buch hinein, daß der Magister den Muth verlor, hier einen Versuch zu wagen, und sich an Julie wandte, — die nach dem andern Ende des Zimmers hinflog.

Darauf wollte er sich an Helene wenden, — aber sie war mit dem Serviren so beschäftigt; — jetzt kam er mit entschlossener Miene grade auf mich zu.

„Ich muß," sagte ich, „einmal nachsehen, ob wir heute Abend Mondschein haben." (Wir hatten den letzten Tag im abnehmenden Monde.)

Der arme Magister warf zuletzt mit einem tiefen Seufzer den Blick auf die kleinen Dicken, welche grade mit der Torte beschäftigt waren, und ermahnte sie, sich zu beeilen, weil er ihnen den Gang der Schachfiguren zu zeigen beabsichtige.

Der Oberst, der seinen Thee blies und lächelnd die Bewegungen in der kleinen Gesellschaft betrachtete, erhob jetzt seine Stimme und sagte, indem er jedem Worte eine ungewöhnliche Betonung gab.

„Ich habe heute erzählen hören, daß unser Nachbar, Lieutenant Arwid P., bei Fräulein Eleonore D. Trost für die Unbeständigkeit eines andern jungen Fräuleins suchen (und auch finden) soll."

O, wie Julie erröthete! Professor L. ließ sein Buch zu Boden fallen.

„Ich glaube," fuhr der Oberst fort, „daß dies sehr gut werden kann. Eleonore D. ist, glaube ich, ein verständiges Mädchen, das mit sich im Klaren ist und Andere aufs beste zu behandeln versteht. Arwid P. ist eine gute Partie für sie, und sie eine gute Partie für Arwid. Ich wünsche ihnen alles mögliche Glück!"

„Ich auch!“ sagte Julie halblaut und schmiegte sich an ihren Vater, entzückt darüber, in seinen Worten eine Billigung der Auflösung ihrer Verlobung zu finden. Sie sah ihn eine Zeitlang mit einem Ausdrucke an, in welchem Hoffnung, Freude, Zärtlichkeit und Zweifel wechselten; als aber sein Blick voll väterlicher Milde ihr entgegenlächelte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und gab ihm mehr Küsse, als ich zählen konnte.

Professor L. schlug die Arme um sich selbst (vermuthlich im Bedürfniß, Jemanden zu umarmen) und betrachtete die schöne Gruppe mit einem Blicke . . . o, wie beredt ist zuweilen ein Blick!

„Gib mir ein Glas Wein, Beate!“ rief der Oberst, „— ich will eine fröhliche und freudebringende Gesundheit trinken. Ein Glas schwedischen Wein, das versteht sich!“ (Freundlicher Leser! er meinte Beerenwein — von mir bereitet. Verzeihe diese kleine Prahlerei.)

Ich schenkte dem Obersten ein.

„Deine Gesundheit, mein Sohn Karl!“ rief er mit strahlendem Blick.

In demselben Augenblick erklang ein schöner Harfenaccord harmonisch aus dem anstoßenden Zimmer. Ein elektrischer Stoß schien durch alle in unserem Zimmer befindliche Personen zu fahren, und eine Art Illumination entzündete sich in Aller Augen. Der Cornet wollte aufspringen, ward aber von seinem Vater, der seinen Arm um ihn gelegt hatte, zurückgehalten, während die gnädige Frau in Angst über seine sichtlich heftige Gemüthsbewegung mehr Eau de Cologne über ihn ausgoß, als billig und angenehm war. Auf diesen Harfenaccord folgte ein anderer, und wieder ein anderer. So ergoß sich allmälig, gleich den Wohlgerüchen an einem Frühlingsmorgen, ein entzückender Strom schöner und reiner Melodien, welcher bald stieg bald sich senkte mit unendlicher Lieblichkeit und so wohlthuend bis zum Innersten des Herzens drang, daß man hätte sagen können, die Finger eines Engels

berührten alle Saiten desselben. Mit diesen Tönen vereinigte sich bald ein noch mehr bezaubernder. Eine junge weibliche Stimme, rein, klar und lieblich, die im Anfang zitterte, aber nach und nach immer mehr Sicherheit und immer mehr hinreißenden Ausdruck gewann, sang:

„Als einst Dein Herz ein andres fand,
Denkst Du der Stunde noch?
Des Lebens Feld beglänzend, brannt'
Die Liebesflamme hoch.

Es ist so süß, es ist so licht,
Die Welt sie ist so schön!
Jedwed'r Gedanke glühend spricht
Des Dankes brünstig Flehn.

Kam dann und riß die bittre Stund'
Das Herz vom Herzen fort,
Und schmerzlich flog von Mund zu Mund
Ein bebend Abschiedswort:

Leb wohl, leb wohl, o Erdenfreud!
Leb wohl, o Glückes Muth!
Doch jetzt laß fahren Sorg' und Leid,
Sieh, jetzt ist Alles gut!

Sieh, die Geliebte ist Dir nah,
Sie, selig mit entzücktem Sinn,
Harret Deiner und flüstert da:
Auf ewig bin ich Dein!"

Was that der Cornet unterdessen? In seinen Augen blitzte ein Feuerwerk der Freude und des Entzückens. Seine Füße bewegten sich, er streckte seine Arme aus; aber von dem Arme seines Vaters, von seinen Bitten und Blicken zurückgehalten, konnte er von dem Sopha nicht aufkommen. Auch beruhigte sich seine Seele während des Gesanges; Gefühle stiller Seligkeit schienen sich derselben zu bemächtigen, und er sah zur Decke empor mit einem Blicke, der den Himmel offen zu schauen schien.

Die gnädige Frau, die mittlerweile hinausgegangen war, kam beim Aufhören des Gesanges wieder herein und führte

an der Hand die bezaubernde Sängerin — — die engelschöne — — Herminia.

Der Oberst stand auf und ging ihnen entgegen. Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit umarmte er das reizende Wesen und stellte sie feierlich der Gesellschaft als seine vierte, geliebte Tochter vor.

Möge Niemand es dem Cornet verdenken, daß er nicht sogleich aufsprang und sich vor seiner Geliebten auf die Knie warf. Er konnte es wirklich nicht. Das Gefühl hinreißender Seligkeit war zu stark für seine ermatteten Kräfte, — und eine augenblickliche Ohnmacht befiel ihn in dem Augenblicke, wo er an der Hand seiner Mutter das geliebte Wesen eintreten sah, das er auf immer für sich verloren geglaubt hatte. Die gnädige Frau leerte nun ihre ganze Eau de Cologne-Flasche rein über ihn aus.

Als er die Augen wieder aufschlug, begegneten sie denen Herminia's, die voller Zärtlichkeit und Thränen auf ihm ruhten. Der Oberst nahm die Hände der jungen Liebenden und vereinigte sie. Die ganze Famile schloß einen Kreis um die beiden Glückseligen. Worte wurden nicht gesprochen, aber diese Blicke, dies Lächeln voll Liebe und Glückseligkeit — o wie viel besser sind sie nicht als Worte!

Vermuthlicher Chor von meinen Lesern.

„Aber wie! Aber was? Aber warum? Aber wann? Aber wie kam es, wie ging es zu?"

Ich werde die Ehre haben, methodisch und der Ordnung gemäß, wie es einer Hausräthin geziemt, darüber meine

Erklärung

abzugeben. — Wenn ein Gelée in der Zubereitung beinahe fertig ist, so schlägt man Eiweiß hinein, um es (wie es in der Kunstsprache heißt), zu „klären". So auch, wenn ein Roman, eine kleine Erzählung oder ein anderes literarisches Gemisch der Vollendung nahe ist; dann schlägt man eine Auseinandersetzung oder Erklärung hinzu, um den trüben Bodensatz klar zu machen; und diese hat gewöhnlich viel von den Eigenschaften des Eiweißes, nämlich daß sie zäh und zusammenhaltend, klar und klarmachend und ziemlich geschmacklos ist.

Ich sehe schon, welche Gesichter hier über mein Eiweiß-Capitel geschnitten werden, und bin selbst etwas unruhig und ängstlich über dasselbe, wie über alles Zähe; ich glaube daher, ich thue am besten, anstatt meiner eignen gedrechselten Worte, meinen Lesern eine Unterhaltung mitzutheilen, die an einem schönen November-Nachmittage

zwischen Madame D. und Madame Mellander stattfand, welche ihr sowie der ganzen Gegend Neuigkeits- und Anzeige-Blatt war. Um jedoch zu verhindern, daß meine Leser von den Irrthümern und Fehlschlüssen der beiden Damen verleitet werden, will ich (ihnen Beiden unbewußt) einen Souffleur auf die Bühne bringen, das heißt einen Hauch vom Geiste der Wahrheit, welcher, er möge nun über das Feld der Weltgeschichte oder durch die kleinste Thürspalte des häuslichen Lebens einherziehen, immer ein wichtiges, nie zu theuer erkauftes Hülfsmittel ist. Mein Souffleur ist übrigens darin demjenigen unähnlich, der beim königlichen Theater angestellt ist, daß er nicht die Schauspieler, sondern das Auditorium auf die rechte Spur bringt. Aber zur Sache!

Die Scene ist auf Lövstaholm in Madame D's Cabinet.

(Madame D. sitzt bei ihrem Nachmittagskaffee, Madame Mellander tritt ein.)

Madame D. Nun meine liebe Madame Mellander, na endlich willkommen!... Ich habe wenigstens eine halbe Stunde gewartet. Der Kaffee ist beinahe kalt... ich muß ihn gewiß aufwärmen lassen....

Madame M. Gott behüte! meine gnädige Frau... kalt oder warm, ist mir ganz gleich.

Madame D. (während sie einschenkt). Nun, Madame Mellander, nun ... was gibt's Neues?

Madame M. Ja, meine gnädige Frau, jetzt bin ich Gott sei gelobt, mit Allem im Klaren... Noch ein Stückchen Zucker, wenn ich bitten darf....

Madame D. Nun, so erzählen Sie, erzählen Sie! Ich habe sagen hören, daß das kleine Waldschnäbelchen

dort, — Herminia, als eignes Kind in der H.schen Familie aufgenommen worden sei ..... daß sie und der Cornet verlobt seien, und daß es bald Hochzeit geben wird.

Der Souffleur. „Erst in drei Jahren," sagt Oberst H. Der Cornet soll erst reisen und sich in der Welt umsehen; und Herminia (sagt die gnädige Frau) muß erst die schwedische Landwirthschaft lernen, und dazu hat sie wol drei Jahre nöthig.

Madame M. Es war mir, als ob Jemand hier in der Nähe etwas sagte — sind wir allein?

Madame D. Keine Christenseele kann uns hören.

Madame M. Nun, da werde ich Ihnen, meine gnädige Frau, eine schreckliche Geschichte erzählen, ... aber sehen Sie, ... ich will nicht, daß es heißen soll, ich hätte es gesagt....

Madame D. Keine Christenseele soll es erfahren.

(Der Souffleur zischt).

Madame M. Nun wohlan! Es verhält sich so. Die jetzige Baronin K. war anfangs im Auslande mit einem schwedischen Edelmanne verheirathet, der etwas auf Stern ... hieß — und hatte mit ihm eine Tochter — grade das hübsche Ding da — die Herminia, um welche sich weder Vater noch Mutter viel bekümmerten, — denn sehn Sie! sie hatten einen Sohn haben wollen, und das Mädchen soll schlechte Tage zu Hause gehabt haben. Nu ... indessen kommt Baron K. dorthin ... nach Taljen .. .. oder wie das Land heißt, und bekommt die schöne Frau — Herminia's Mutter — zu sehen, wird ganz rasend verliebt in sie, und sie ward sterbensverliebt in ihn. Das merkt der Mann ... es wird ein schrecklicher Lärm im Hause, und zwischen den beiden Herren kommt's zur Schlägerei.

Der Souffleur. Duell!

Madame M. Das Ende davon war, daß der Baron das Land verlassen mußte. Jetzt kam er nach Schwe-

den zurück und führte dort eine Zeitlang ein gottloses Leben, spielte und schwelgte so, daß seine Vermögensumstände in Unordnung geriethen. Da erfährt er eines Tages, daß der Mann der schönen Frau dort im Auslande gestorben sei, — und auf der Stelle reist er ab und denkt eine hübsche Frau zu bekommen und mit der hübschen Frau Geld, um seine Schulden zu bezahlen. Nun — er hält um die Witwe an — sie gibt ihm ihr Jawort — verheirathet sich mit ihm im Geheimen, denkt nachher dafür Verzeihung von ihrem alten Vater zu erhalten, — aber er (ein reicher und vornehmer Patron) wird darüber ganz wüthend und enterbt sie. Ja — die Neuvermählten hatten nun nicht das Mindeste zu leben, dort in der Fremde. Na — da kommen sie denn hübsch hierher — und in demselben Momang macht ein Handelshaus bankerott, in dem Baron K. den ganzen Rest seines Vermögens gehabt haben soll, — und jetzt überliefen ihn die Creditoren von allen Seiten, — und er mußte sich förmlich vor ihnen verstecken, und deshalb wohnte er in dem Waldhäuschen dort und wollte weder Hund noch Katze sehen, — und kamen zufällig Leute dahin, so war er wie ein toller Stier so arg, — und war auf seine Frau böse, von der er glaubte, daß sie die Leute hingelockt hätte. Ja — es soll da ein unglückseliges und elendes Leben gewesen sein.

Madame D. Aber wie kam denn der junge H. dahin?

Madame M. Ja, das mag Gott wissen! ... ich habe nicht dahinter kommen können, ... aber hin kam er — und die beiden jungen Menschen verliebten sich in einander. Fast zu derselben Zeit kommt auch der schöne, reiche Fideicommissarius G. dahin und verliebt sich in die kleine Herminia.

Madame D. Das ist ganz unbegreiflich! Das Mädchen ist ja gar nicht schön ... keine fraicheur, kein Colorit. ...

Madame M. Ach! was ist sie neben den süßen Fräuleins D.? — wie ein Radischen neben rothen Rüben.

Madame D. (beleidigt). Madame M., Sie meinen vermuthlich Rosen?

Der Souffleur. Gichtrosen.

Madame M. Ja, — ganz so meine ich … es versteht sich. Wo war ich eben? Ah, ich hab's. Nun .. der junge H. verreiste mittlerweile und blieb den ganzen Sommer fort, und der Fideicommissarius ging beständig zu H's. und machte sich bei. Eines Tages, da freit er — und was meint man wol? Herminia will ihn nicht haben und gibt ihm gradezu einen Korb. Nu, da soll's einen Lärm im Hause gegeben haben.

Madame D. Das Mädchen kam mir immer wie eine romaneske Närrin vor.

Madame M. Auf den Herbst drängen alle Creditoren Baron K.s und wollen Geld haben oder ihn ins Gefängniß stecken. Sehn Sie, meine gnädige Frau, die Sache ist die: er soll sich den Sommer über heimlich in Stockholm aufgehalten, gespielt und gewonnen und damit theils den Haushalt bestritten, theils die Gläubiger eine Zeitlang aufgehalten haben. Aber auf ein Mal wandte sich das Glück, und er kam schrecklich ins Gedränge. Da schwur er einen theuern Eid und sagte zu dem jungen G.: „Bezahlen Sie für mich sogleich zehntausend Thaler — und Sie erhalten Herminia zur Frau." Und er antwortete: „Sobald sie meine Frau wird, bezahle ich die Summe augenblicklich." Erst wollte nun der Baron Herminia einschüchtern, damit sie ihr Jawort gebe. Aber es gelang nicht. Da warf er sich vor ihr auf die Knie und bat, und die Baronin that dasselbe — und das Mädchen weinte und sagte nur: „Gebt mir noch drei Tage Bedenkzeit." Die Eltern wollten nicht, mußten aber nachgeben; und während dieser Zeit schrieb sie an Cornet H., daß er Hals über Kopf nach Hause kommen möchte …..

Der Souffleur. Nicht so ganz wortgetreu.

Madame M. .... daß er die Geldsumme bezahlen möchte und sie dann zur Frau erhalten würde.

Der Souffleur. So schrieb' sie nicht.

Madame D. Ein intrigantes Stück!

Madame M. Ja freilich! Nun .... der Cornet kömmt ganz außer sich nach Hause, will von seinem Vater Geld haben, der aber ... Nein sagt ...

Madame D. Ja, ja! der Alte soll geizig sein. Das Uebrige weiß ich. Es kam zum Wortwechsel zwischen Vater und Sohn. Die Oberstin kam dazu und sie sagten einander Sottisen.

Der Souffleur. Falsch!

Madame D. Ja, es gab ein gehöriges Familien-Krakeel. Der Cornet ritt desperat von dannen, kam zum Waldplätzchen, fand die K.s verreist, ward wie unsinnig, ritt den ganzen Tag hin und her und traf zuletzt einen Bekannten, den er herausforderte.

Der Souffleur. Falsch!

Madame D. Ja ... und ward in der Nacht als todt zu seinen Eltern heimgetragen. — Aber wohin hatten K.s sich begeben?

Madame M. Das verhält sich so. Es kamen Leute, die Baron K. positiv festnehmen wollten. Da bestürmten er und die Baronin Herminia mit Bitten, — so daß sie in ihrer Herzensangst zu Allem Ja sagte. Der Fideicommissarius sprach mit den Gläubigern und versprach sie in einigen Tagen zu bezahlen. Und so führt er Herminia nach Stockholm, um sich dort am folgenden Sonntag ein für alle Mal aufbieten und bald darauf trauen zu lassen; Alles sollte im Stillen und in Eile vor sich gehen; denn Allen, besonders dem Fideicommissarius, war vor dem jungen H. bange.

Madame D. Aber wie kam es, daß aus der Hochzeit nichts ward?

Madame M. Ja, weil Herminia krank und beinahe halb verrückt ward, wie die Clementina in Grand-

son — (ein Roman, wie Sie wissen, gnädige Frau) — und sie war auf dem Wege, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Der Souffleur. Falsch!

Madame D. Wie gottlos!

Madame M. Da ward ihre Mutter ängstlich und ließ den Obersten H. kommen, mit dem sie früher sehr bekannt gewesen sein soll.

Der Souffleur. Falsch! falsch! falsch!

Da der Souffleur von den drei Redenden Derjenige zu sein scheint, welcher den Gang des Stückes am besten kennt (vermuthlich weil er das Manuscript in der Hand hält), so mag er allein auf die Bühne vortreten und die Sache auseinandersetzen.

Der Souffleur. Meine Herrschaften! die Sache ist die: Herminia's Seelenleiden, unter welchem sie lange gekämpft hatte, brachte wirklich während der entscheidenden Tage eine stilles Irrsein bei ihr hervor, welches Alle, die sie umgaben, erschreckte. Genserich G., der in Stockholm erfuhr, wie verzweifelt K.s Angelegenheiten standen, und der Herminia's Widerwillen gegen ihn deutlich merkte, zog sich aus dem Spiele und verschwand auf ein Mal, ohne daß man wußte, wohin er sich begeben hatte. Baron K. sah bald ein, daß ihn nichts vom Untergange retten könne, und beschloß, zu entfliehen — und seine Frau, ihm zu folgen. In dieser Zeit der Hoffnungslosigkeit ging den beiden Gatten ein neuer Stern auf. — Sie näherten sich einander — sie weinten zusammen; — über das Verflossene ward der Schleier der Vergessenheit gesenkt, — sie gelobten, einander auf der mühevollen Wanderung zu stützen — die frühere Liebe erwachte und ließ sie ahnen, daß, wenn sie das Feuer derselben bewahrten, sie auch in der Tiefe des Elends einige Glückseligkeit würden finden können.

Das Herz der Baronin, dessen Eis das Leiden gebrochen zu haben schien, blutete für Herminia und entsetzte sich vor dem Schicksale derselben, mit ihren unglücklichen Eltern die Welt zu durchirren, als eine Beute der Noth und des Elends. Eines Abends saß sie da und betrachtete das schöne, blasse, von Gram und Gemüthsleiden verzehrte Mädchen, das jetzt in einem stillen Schlummer lag; sie fühlte ihr Herz brechen, und ihren Stolz unterdrückend, ergriff sie die Feder und schrieb folgende Zeilen an die Oberstin H.

„Eine verzweifelte Mutter ruft die Barmherzigkeit einer Mutter an. In vierundzwanzig Stunden werde ich Stockholm verlassen, um aus Schweden zu fliehen. Meine Tochter kann und will ich nicht mitnehmen. Ich will sie nicht eine Beute des Elends werden sehen, — denn das Elend ist es, dem ich entgegen gehe. Ihr achtungswerther Charakter, die Güte, welche ich selbst aus Ihrem Angesichte habe leuchten sehen, haben mir den Muth gegeben, mich mit dieser Bitte an Sie zu wenden ... (o hörten Sie sie doch von meinen zitternden Lippen aussprechen — sähen sie in meiner Brust das zerrissene und auch reuevolle Mutterherz — Sie würden mein Flehen erhören): nehmen Sie, nehmen Sie mein Kind in Ihr Haus, in Ihre Familie auf! aus Barmherzigkeit nehmen Sie es auf! Nehmen Sie meine Herminia in Ihren Schutz — nehmen Sie sie als Kammermädchen für Ihre Töchter — dazu wenigstens möchte wol Marchese Azavello's Enkelin für passend angesehen werden können. Jetzt ist sie schwach und krank — schwach an Körper und Gemüth, jetzt taugt sie nicht zu Vielem ... aber haben Sie Geduld mit ihr ... Ach! ich fühle es — ich werde bitter — und ich müßte demüthig sein! Vergeben Sie mir! und wenn Sie mich von Verzweiflung retten wollen — so eilen Sie — eilen Sie wie ein Engel des Trostes hierher und schließen Sie mein beklagenswerthes Kind in Ihre schützenden Arme. Dann werde ich Sie segnen

und für Sie beten; o! möchten Sie niemals einen Augenblick haben, so bitter wie dieser!

Eugenia A..."

Diesen Brief erhielt die Oberstin H. einige Tage nach dem Unglücksfalle ihres Sohnes. Sie zeigte ihn dem Obersten. Die beiden Gatten reisten sogleich nach Stockholm, — und kehrten mit Herminien zurück, welcher sie von dieser Zeit an elterliche Liebe erwiesen, und welche bald in diesem Elemente des Friedens und der Liebe, das sie umschloß, so schön und freudig aufblühte.

(Der Souffleur geht ab, um Beate Alltäglich Platz zu machen, die redelustig aussieht).

Wenige Personen auf der Schaubühne des Lebens lieben die stummen Rollen. Ein Jeder will doch gerne in seiner Ordnung vortreten und etwas sagen, wenn auch nichts Anderes als: „Ich heiße Peter" — oder „Ich heiße Paul; seht mich an! oder hört mich an!" und da ich, Beate Alltäglich, mir nicht das Unrecht anthun will, bescheidener zu erscheinen als ich bin, so trete ich wieder vor und sage: „Hört mich an!"

Baron K. verschwand plötzlich mit seiner Frau aus Schweden. Sie nahmen ihren Weg nach Italien, wo die Baronin noch einen Versuch machen wollte, ihren Vater zu versöhnen. Sie erwarteten, auf dieser Reise mit allen den Schwierigkeiten kämpfen zu müssen, welche Mangel und Armuth erzeugen können; aber es ward für sie anders. An mehreren Orten ihrer Reise ward ihnen eine für sie ganz unbegreifliche Zuvorkommenheit von ihnen ganz unbekannten Personen zu Theil. In verschiedenen Städten lagen Geldsummen zu ihrer Verfügung bereit — ein guter Engel schien sie zu begleiten und über sie zu wachen. Diese Nachrichten enthielten die Briefe der Baronin an ihre Tochter.

„Alles Dies ist das Werk meines Mannes," sagte eines Tages die gnädige Frau zu mir mit einem strahlenden Ausdruck von Stolz, Zärtlichkeit und Freude. „K. ist während ihrer Jugendjahre sein Feind gewesen und hat ihm manches Unrecht zugefügt. Obgleich sie seit dieser Zeit ganz getrennt gewesen sind, so weiß ich doch, daß mein Mann es nicht vergessen hat, — denn vergessen kann er nicht — aber dies ist seine Rache... Er ist ein edler Mensch — Gott segne ihn!

Ich sagte: „Amen!"

Der letzte Aufzug.

Im August 1830.

Die verwitwete Pröpstin Frau Bobina Bult saß in ihrem Reisekarren und hielt Zügel und Peitsche in ihren festen Händen. Rings um sie her waren ins Heu eine Menge Victualien in Säckchen und Bütten eingepackt — mitten unter diesen ihre gute Freundin, Charlotte Beate Alltäglich.

Der Augustabend war mild und schön, der Weg gut, das Pferd munter, und dennoch sah es mit Frau Bobina's Fortkommen schlimm aus, — denn vor ihr fuhr mit leerem Lastwagen ein junger Bauerbursche, der sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, ihre Geduld zu prüfen, indem er mit seinem Wagen Schritt für Schritt fuhr und uns hinderte, an ihm vorbeizufahren; denn wandten wir rechts, so wandte er auch rechts, und suchten wir links an ihm vorüberzukommen, so war er auch da vor uns. Dabei sang er aus vollem Halse Lieder von dem anstößigsten Inhalt für uns, sah sich oft nach uns um und lachte höhnisch. Ich sah zu Frau Bobina Bult empor — denn ich bin (leider!) ein kleines Frauenzimmer, und sie ist hochgewachsen und grade und gewichtig wie ein Mastbaum — und ich merkte, wie ihre Unterlippe auf eine Weise hervorschoß, die, wie ich wußte, Zorn andeutete; ich sah ihr Kinn und ihre Nasenspitze sich hoch=

roth färben und ihre kleinen grauen Augen Pfeile des Unwillens schießen. Mehrere Male hatten wir mit guten und bösen Worten den Burschen ermahnt, den Weg frei zu lassen — aber vergebens. Die Pröpstin Bobina biß sich in die Lippe, gab mir, ohne ein Wort zu sagen, die Zügel zu halten, that einige tüchtige Schritte und stand eins, zwei, drei an der Seite unsers Plagegeistes, faßte ihn mit kräftiger Hand am Kragen, zog ihn vom Wagen auf die Erde herab, ehe er noch Zeit hatte, an Widerstand zu denken, und gab ihm mit dem gewichtigen Stiele ihrer Peitsche einige Schläge auf den Rücken, während sie ihn fragte, ob er um Verzeihung bitten und sich bessern, oder noch ferner die Kraft ihres Armes auf die Probe stellen wollte. Vermuthlich war er schon hinreichend von der nicht so ganz gewöhnlichen Stärke desselben überzeugt; denn er ward plötzlich demüthig und reuevoll und gelobte Alles, was man nur wollte. Die Pröpstin erlaubte ihm jetzt, aufzustehen, und hielt eine kurze aber kräftige Bußpredigt, deren Schluß so schön war, daß sie mich rührte, sich selbst rührte und auch den Bauerburschen rührte, der sich mit seinem Hutschirm die Thränen aus den Augen wischte. „Ich kenne Dich!“ fügte zuletzt Frau Bobina hinzu; „Dein Vater ist lange krank gewesen; Du kannst morgen am Sonntag zu mir nach Löfby kommen und sollst etwas für ihn haben.“

Unbehindert fuhren wir jetzt weiter, hatten aber auf dem Wege noch dann und wann einen Aufenthalt. An einer Stelle halfen wir einem alten Weibe, das mit seinem Fuhrwerk umgeworfen hatte; an einer andern stieg die Pröpstin aus, um mit großer Mühe ein großes Schwein wieder flott zu machen, das sich an einer Hecke festgesetzt hatte uud dessen unharmonisches Jammergeschrei bis ins Innerste des Herzens drang.

Beim Untergang der Sonne sahen wir deren Strahlen Löfby begrüßen. Schmale Rauchsäulen wirbelten aus den Schornsteinen der Hütten empor, zerstreuten sich in der

klaren Abendluft und vereinigten sich in ein leichtes, durchsichtiges Wölkchen, das wie eine rosenfarbige Flordecke über dem Dorfe schwebte, das mit seinen netten Häuschen, grünen Gärten und seinem murmelnden, klaren Flusse einen reizenden Anblick gewährte, während wir langsam einen langabschüssigen Hügel hinabfuhren, der sich bald in zwei Arme theilte, von denen der eine nach unserer, ungefähr funfzig Schritte vom Dorfe entfernten Behausung führte.

Die Kühe kamen in langen Reihen von den Weideplätzen nach Hause, um sich melken zu lassen, mit klingenden Schellen und friedlichen Blicken. Waldhörner erklangen. Die Bauermädchen sangen mit klaren und gellen Stimmen, und mit diesen Tönen vereinigte sich auch das Geläute der Kirchenglocken, welche dem Samstagsabende „Gute Nacht!" boten und den Ruhetag verkündeten. Frau Bobina Bult's Antlitz ward heiter und feierlich. Alle Menschen grüßten sie freundlich und ehrfurchtsvoll, und freundlich grüßte sie Alle wieder. Als wir bei unserer kleinen Schule anlangten, brach der Kinderschwarm aus dem Hause unter lautem Freudengeschrei hervor und umarmte sie mit ausgelassener Wonne und Zärtlichkeit. Liebkosungen und Pfefferkuchen wurden an Alle ausgetheilt.

Mancherlei Angelegenheiten nahmen jetzt die Zeit der Frau Pröpstin in Anspruch. Die eine Magd hatte neulich ein Gewebe heruntergenommen, die andere hatte neulich eins aufgesetzt — diese sollte die Frau Pröpstin besehen. Ein Knecht hatte sich ins Bein gehauen; das sollte die Frau Pröpstin verbinden; ein kleiner, kranker Knabe in einem Nachbarhofe hatte keine Ruhe (erzählte seine Mutter), bis er die Frau Pröpstin gesehen hätte. Zwei liebe Gatten waren uneinig geworden und hatten sich geschlagen — zwischen ihnen sollte die Frau Pröpstin richten u. s. w.

Zuerst redete die Frau Bobina mit allen ihren Schulkindern, betete mit ihnen allen, weinte mit einem Kleinen

tief reuevoll über ein ernstes Versehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, ermahnte einen zweiten, lobte einen dritten, küßte und segnete sie alle und ging sodann an ihre Pflichten außer dem Hause. Als die Uhr elf schlug, hatte sie die Wunde verbunden, die beiden Eheleute zuerst tüchtig gescholten und dann mit einander ausgesöhnt, den kleinen Knaben getröstet u. s. w. Als sie zurückkam, besah sie die Gewebe, ordnete an, was für den morgenden Tag zu thun war, speiste in der Eile zwei Kartoffeln mit etwas Salz und ging sodann zum andern Ende des Dorfes, um einer auf sie wartenden, kranken, unglücklichen Mutter die freudevolle Nachricht von ihrem vom Wege des Lasters zurückkehrenden Kinde zu bringen.

Ich saß mittlerweile auf meiner Stube. Vier kleine Mädchen mit rosenrothen Wangen lagen um mich her zu Bette und schliefen still auf dem schneeweißen Laken.

Die ruhige, schöne Augustnacht, welche so warm war, daß ich mein Fenster offen haben konnte; das Schweigen und die Ruhe um mich her, der leichte Athemzug der schlafenden Kinder hatte etwas Liebliches und Friedengebendes und erweckte in mir jene stillen wehmüthigen Gefühle, welche Ruhe über die Gegenwart verbreiten und uns oft mit den Erinnerungen unserer entflohenen Jahre fächeln. Der Mond, dieser Freund meiner Kindheits- und Jugendtage, stieg auf und blickte freundlich und bleich über den Birkenhainen in meine Stube herein. Sein Licht streichelte liebkosend die geschlossenen Augenlider der Kinder, schien sodann still auf ein Antlitz, das die Tage des Lebens hatten dahinwelken lassen, — auf eine Brust, dessen Gefühle jedoch die Jahre nicht zu beschwichtigen vermocht hatten. O wie wunderbar! auf den freundlichen Strahlen schwebten alle die mir so lieben, traurigen und fröhlichen Erinnerungen meines verflossenen Lebens einher, — wie klar stiegen sie nicht aus der Nacht hervor und drangen an mein Herz so lebendig und warm! Alle die Personen, mit denen ich während meines Lebens in Be-

rührung gekommen war, und die mir theuer oder bedeutend geworden, schienen sich um mich versammeln und aufs Neue ihren Einfluß durch Worte und Blicke üben zu wollen. Die Familie H., von der ich jetzt beinahe ein Jahr getrennt gewesen, kam in diesem Augenblicke mir so nahe, daß es mir schien, ich könnte mit den liebenswürdigen Mitgliedern derselben reden, sie fragen, wie Alles in ihrem Hause stände — ob sie glücklich wären, ob sie sich meiner noch erinnerten? Ja — ob? Denn ich hatte lange Zeit von ihnen nicht das kleinste Erinnerungszeichen erhalten, keine Zeile, kein Wort. Ein kindisch-ängstliches Gefühl, vergessen zu sein — doch Niemandem recht anzugehören — für Wesen, die man hochachtet und liebt, doch so wenig — so nichts zu sein, bemächtigte sich für einen Augenblick meines Herzens. Ich mußte weinen — und ich saß noch mit dem Tuche vor den Augen da, als die Pröpstin Bult, die mich vom Hofe aus am Fenster gesehen hatte, hereinkam. Sie fragte mich ernsthaft, wie Jemand, der der Sache auf den Grund kommen will, und ich bekannte demüthig meine Schwachheit. Sie tadelte diese nachdrucksvoll, ermahnte und küßte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit und bat mich, sogleich zu Bette zu gehen und ihretwegen eine schon seit längerer Zeit abnehmende Gesundheit zu bewahren.

Sie verließ mich, — ich gehorchte aber noch nicht, schlug Feuer, zündete mein Licht an und setzte mich hin, um Moralpredigten zu schreiben — für mich selbst. Ich hörte während dessen die Uhr zwölf und halb eins schlagen. Da ward plötzlich Geräusch im Hause, und gleich darauf lief Jemand die Treppe, die zu meiner Stube führte, herauf. Meine Thüre ging leise auf — und die Frau Pröpstin Bobina Bult in Nachtmütze und Pantoffeln, ihre Decke über den Schultern, — stand da mit freudefunkelnden Augen — und einem dicken Briefe in der Hand, den sie mir reichte. „Von H.'s! von H.'s!" flüsterte sie; „ich wollte nicht länger auf den Stadtboten

warten, aber grade als ich mich zu Bette legen wollte, hörte ich ihn kommen. Ich hatte eine Ahnung! Gute Nacht! gute Nacht! Gott gebe Dir Freude!" Und fort war Frau Bobina Bult.

Und mir ward Freude. Juliens Brief lautete wie folgt:

Den 13. August 1830.

Es ist eine kleine Pfarrfrau, die an Dich schreibt. Seit zwei Monaten bin ich nicht mehr Julie H. sondern Julie L. Ich hatte den Muth nicht, früher zu schreiben. Mir war eine Zeitlang schwindlich im Kopfe und recht ängstlich ums Herz. Ursachen: zuerst die schreckliche Ehrfurcht, die ich vor meinem lieben Manne hegte — ja, ich wußte wirklich eine Zeitlang nicht, wie ich mit meiner Bewunderung für Professor L., dem Gefühle seiner Ueberlegenheit über mich und meiner kostbaren Eigenliebe zurechte kommen sollte, welche unter keiner Bedingung Julie H. bei mir — wie soll ich sagen? — im Preise wollte sinken lassen. Und dann — diese Landwirthschaft! — Kühe und Schaafe, und Eier und Butter und Milch u. s. w. und eine Sündflut von Kleinigkeiten, — und dann die Mutter, die so unruhig war und mir helfen wollte. Aber ..... nun — allmälig kam doch Alles so wunderbar in Ordnung. Der kleine Gott mit Pfeil und Bogen half mir. Mein guter L. ließ es sich, glaube ich, noch mehr angelegen sein, mir zu gefallen, als ich ihm, — ja, er war und er ist, Gott sei gelobt, richtig in mich verliebt. Seitdem ich dies sah, war keine Noth mehr, — ich faßte Muth. Kühe, Kälber und Hühner gediehen, unter den großen Kessel des Haushaltes kam frisches Feuer — und die Mutter ward ruhig, Gott sei's gedankt, und mein Mann — nun das versteht sich, er war zufrieden, denn ich war mit ihm zufrieden.

Beate! weißt Du, was ich Morgens und Abends, ja stündlich aus dem Innersten meines ganzen Herzens bete?

— „O Gott, mache mich der Liebe meines Mannes würdig, verleihe mir die Fähigkeit, ihn glücklich zu machen!" Und ich habe viele Fähigkeit erhalten, — denn er ist (so sagt er und so scheint es) sehr glücklich. Wenn Du wüßtest, wie gesund er aussieht, wie froh! Das kommt daher, weil ich Sorge um ihn trage; er darf jetzt nicht mehr so übel mit sich umgehen, wie früher; und dann — arbeitet er nicht mehr die Nächte hindurch — das hat er sich abgewöhnt. Und dennoch denkt und schreibt er (das erkennt er selbst an) freier und kraftvoller als früher. Außerdem bin ich sehr auf meiner Hut, ihn nicht zu stören oder zu belästigen, wenn er auf seiner Arbeitsstube ist, schreibt oder liest. Oh!...... wenn ich ihn 'mal gerne sehen will (er ist doch schön, Beate!) so schleiche ich mich sachte herein, spiele ihm einen kleinen Possen: ich lege eine Blume auf sein Buch, küsse seine Stirne oder thue etwas Aehnliches, und gehe sodann ganz still wieder hinaus, und wenn ich mich dann umwende, um die Thüre zuzumachen, bekomme ich immer einen Schimmer seines Auges zu sehen, welches mir gleichsam verstohlen folgt.

Uebrigens arbeite ich dahin, mich zu einer wahrhaft achtungswerthen Pastorin zu bilden. Ich will, daß man L.'s Gattin als ein Muster der Hausfrauen in der Gemeinde nennen soll. Glaube nicht, daß ich bei allem Diesem meinen kleinen äußeren Menschen vergesse oder vernachlässige; o nein! ich frage recht oft den Spiegel um Rath, aber weißt Du, welchen Spiegel ich am liebsten um Rath frage? Den, welchen ich in L.'s Augen sehe. Es ist so angenehm, sich en beau zu sehen.

O Beate! wie sehr veredelt es doch, mit einem Menschen vereinigt zu sein, den man hochachtet und verehrt, und der zugleich so gut ist! Als Arwid's Gattin, welches Nichts wäre ich geworden, welches Nicht-Leben hätte ich geführt? Jetzt fühle ich mit inniger Freude mich mit jedem Tage höher in meiner eignen und der Achtung meines Mannes steigen. Es ist ein glückliches Gefühl, zu steigen!

Weißt Du, daß Arwid verheirathet ist, seit mehr als drei Monaten? Seine Frau, Eleonore D., sieht gar zu sehr wach aus — und er sieht — man könnte sagen — fast zur Noth munter aus. Ich fürchte, daß seine gute Ruhe ein wenig gestört ist. Armer Arwid! Das junge Paar gibt indessen prunkende Feste und Gelage. Der alte P. fährt (gewiß mit Absicht) fast alle Tage mit seinem Gespann, den Schwänen, hier vorbei, und mit seiner Schwiegertochter in dem schönen Landau und fährt ganz langsam, als glaubte er das Leichenbegängniß meines Glückes zu begehen, aber ich füttere meine Enten mit fröhlichem und sorgenfreiem Herzen, nicke Eleonoren freundlich zu und danke dem ewig Gütigen für mein Loos.

Es ist Samstag Abend. Ich erwarte meinen Mann zu Hause. In der Laube vor meinem Fenster habe ich unseren kleinen abendlichen Tisch gedeckt; das Mahl besteht aus Spargel aus unserem Garten, schönen Himbeeren mit Milch — L.'s Leibgerichten. Die engelgleiche Herminia Linnäa schmückt grade jetzt den Tisch mit Blumen. Wie schön sie ist, wie gut, wie unbeschreiblich liebenswürdig, kann Niemand glauben! Sie hat uns Andere bei unseren Eltern beinahe ausgestochen — und man verzeiht ihr dies doch so gerne. Ach, Bruder Karl! Du hast eine schöne Perle gefunden. Bald scheidet er jetzt von den Küsten des Mittelmeeres, um in seinem geliebten Norden seines Lebens Perle wiederzufinden und sie in die Muschel des ehelichen Standes zu schließen. Hu, wie kam ich zu dem engen Bilde? Doch es mag stehen bleiben. Strahlt nur die Sonne der Liebe in die Perlmutter-Behausung herein, so wird sie auf dem Strome des Lebens als eine kleine Insel der Glückseligkeit einherschaukeln. Karl schreibt so schöne und interessante Briefe. Seine Seele wird wie ein Museum, unter dessen Kleinodien Herminia leben wird. Du weißt doch, was meinem Bruder widerfuhr, ehe er uns verließ. Eines Abends schlief er ein — als Cornet und erwachte — als Lieutenant. War das nicht charmant?

Morgen kommen meine geliebten Eltern und Geschwister zum Mittag hierher. Das wird ein Freudentag.

Ich habe Dir gesagt, wie glücklich ich bin, und dennoch hege ich noch einen Wunsch und einen recht lebhaften, dessen Erfüllung das Maß meines Glückes voll machen würde. Meine gute Beate, hier in unserem Hause ist ein kleines Zimmer, hübsch und gemüthlich, mit grünen Tapeten und weißen Gardinen (grade wie Du es liebst), mit der Aussicht auf Wiesen, wo fette Kühe gemächlich weiden, welche die schönste Milch geben. Im Zimmer ist ein Bücherschrank, ein······ Doch beschreiben ist langweilig······ komm und sieh es, und wenn es Dir gefällt, und wenn Du glaubst, daß Du Dich in die Wirthe finden kannst — so nenne es das Deinige. Meine liebe Beate, komm zu uns····· komm·· · Jetzt höre ich L. von Weitem kommen. Er kommt in meine Stube herein. Ich werde mich stellen, als ob ich ihn weder sähe noch hörte. Man muß die Männer nicht verderben und sie nicht glauben machen, daß man auf ihre Schritte horcht. Ja,····· huste nur···· umarme mich nur· ···· ich werde mich nicht rühren, die Feder nicht fallen lassen. Man muß nicht immer nachgeben, und verziehen muß man nicht ····

(L. schreibt.)

seine Frau, und deshalb muß Julie mir die Feder überlassen und auf meinen Knieen sitzend noch Das schreiben sehen, was sie innerlich grämen wird:

Unsere gute Freundin Beate, komm zu uns! Wir erwarten Dich mit offenen Armen. In unserem Hause mußt Du Dich wohl finden. Komm und sieh, wie ich Julie in Zucht halte. Um Dir schon jetzt eine Probe davon zu geben, soll sie, ungeachtet ihres großen Eifers, heute kein Wort mehr schreiben.

Ich will schrei· ·······

Den 14. August.

Ich weine, ich lache, ich bin außer mir — und doch muß ich schreiben. Weißt Du, wer hier ist? wer soeben kam? Rathe, rathe! doch ich habe nicht Zeit, Dich rathen zu lassen. Emilie ist hier, meine Schwester Emilie! Emilie die gute, Emilie die fröhliche, Emilie die schöne — die glückliche Emilie! Und Algernon ist hier und der kleine Algernon, — der prächtigste kleine Junge auf Erden. Die Mutter tanzt mit ihm, der Vater tanzt mit ihm, Emilie tanzt, Algernon tanzt, L. tanzt...... wartet, wartet, ich will kommen und singen und kann kein Wort mehr schreiben, so wahr wie ich heiße

Julie.

N.-S. Beate, komm zu uns zurück!

bittet

die Familie H.

Liebenswürdige, glückliche Familie, ich danke Dir — aber Beate wird nicht kommen. Morgen werde ich diese Antwort schreiben. Unschuldige Kinder, die Ihr um mich schlummert, ich werde bei Euch bleiben, weil ich Euch nützlich sein kann. Versagte Freude schenkt oft eine Zufriedenheit höherer Art — schenkt Frieden. O, möchte ich ihn doch fühlen, während jedes Tages stille Welle einförmig, aber ruhig dahinwälzt und mich dem schweigenden Ufer näher führt, — und jeder Tag soll gesegnet sein!

Nächtliche Nebel steigen auf den Wiesen empor, verkünden den Morgen und mahnen mich zur Ruhe. Um meines Lebens Hügel steigt auch ein kühler Nebel, — wenn er näher kommt, werde ich noch einmal schreiben und Abschied nehmen von der Familie H.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Skizzen aus dem Alltagsleben

Bd.: [1]

Leipzig 1841

P.o.rel. 7462-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038540-1